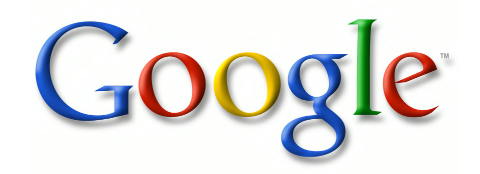
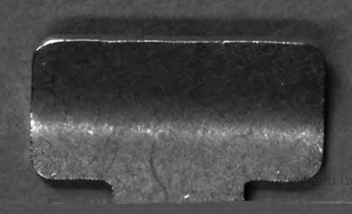
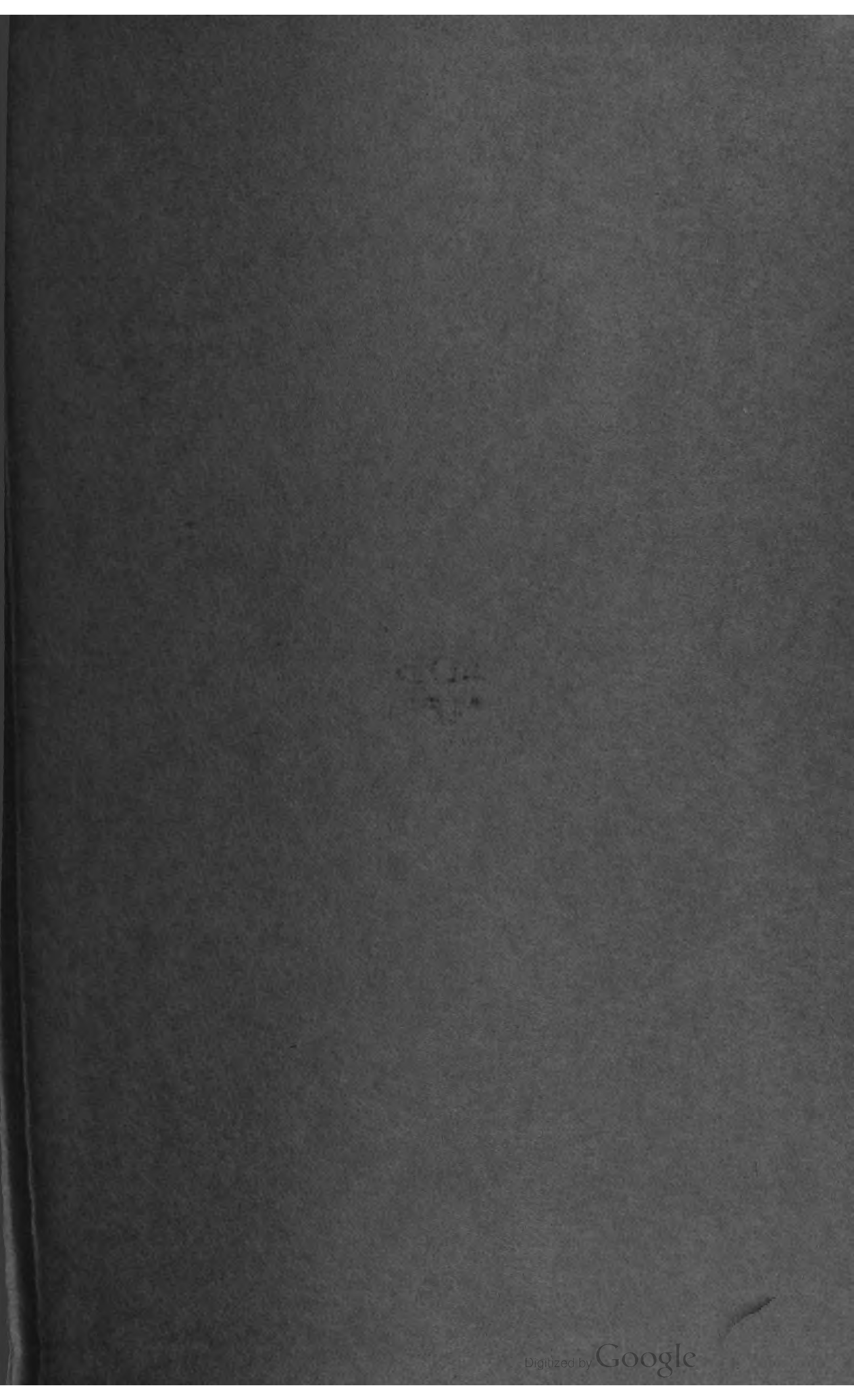










NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

ZEHNTER JAHRGANG

1908

HELSINGFORS
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET
1908

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufzätze.

Seite

Hirn, Yrjö, Note sur la Ballade des dames du temps jadis . . . 103

Laurila, K. S., Über die Stellung der Gesprächsübungen beim neusprachlichen Unterricht in unseren Schulen 51

Långfors, A., Moy. haut-all. sambelieren < anc fr. cembeler . 175

Streng, Walter O., Über einige Benennungen des Weinkellers in Frankreich 1

Söderhjelm, W., Die Langenscheidtschen Hilfsmittel für den modernen Sprachunterricht 27

—»—, Eine tschechische Version der Reise ins Sibyllenparadies. . . 72

—»—, Die Teilung der modernsprachlichen Professur 130

—»—, Les nouvelles françaises du Ms. Vatic. Reg. 1716 159

Tallgren, Oiva Joh., Observations sur les manuscrits de l'Astronomie d'Alphonse X le Sage, roi de Castille 110

Wallensköld, A., Le sort des voyelles posttoniques finales du latin en ancien français 7

Zilliacus, Emil, La légende d'Europe dans les littératures classiques et dans la poésie française 115

II. Besprechungen.

Bohnhof, Anna, The Junior English Reader *(A. Mbg)* 93

Curtius, Anna, Der französische Aufsatz im deutschen Schulunterricht *(A. Lindfors)* 39

Dauzat, Albert, Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans *(A. Wallensköld)* 88

Dimoff, Paul, Œuvres complètes de André Chénier *(J. Poirot)* . . . 177

Hortling, Ivar, Studien über die ō-Verba im Altsächsischen *(T. E. Karsten)* 37

Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française, t. III *(A. Wallensköld)* 192

Piaget, Arthur, Le Miroir aux dames *(W. Söderhjelm)* 134

Seite

Rosendahl, Axel, Chrestomathie française *(Ivar Hortling)* 147
Rutz, Ottmar, Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme *(J. Poirot)* 190
Schmidt, H., und *Tissèdre, Jean,* Französische Unterrichtssprache *(A. Wallensköld)* 194
Streng, Walter O., Haus und Hof im Französischen *(W. Söderhjelm)* . 32
Studier i modern språkvetenskap, Bd. IV *(W. Söderhjelm)* 136
Vianey, Joseph, Les sources de Leconte de Lisle *(J Poirot)* 189
Wendel, Hugo, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische *(A. Wallensköld)* 184
Öhquist, Johannes, Tysk övningsbok, Saksankielen Harjoituskirja, Skrivprov för Studentexamen i Tyska, Saksankielen Kirjoituskokeet Ylioppilastutkintoa varten, Tysk Elementarbok, Saksankielen Alkeiskirja *(M. W—s)* 91

III. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

Die Neuphilologenversammlung 11.—13. Jan. 1909 157
Protokolle des Neuphilologischen Vereins (Dez. 1907) 44
—»— (Jan. März 1908) 94
—»— (April 1908) 149
—»— (Sept.—7. Nov. 1908) 195
Verzeichnis der Mitglieder 202

IV. Eingesandte Litteratur . . 48, 100, 153, 203

Schriftenaustausch 48, 101, 154, 204

V. Mitteilungen 49, 101, 155, 204

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1/2	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk. durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1908

Über einige Benennungen des Weinkellers in Frankreich.

Das römische Wohnhaus, worin Raum genug war für das Unterbringen aller nötigen Lebensbedürfnisse unter demselben Dache, hatte seine besondere Vorratskammer [1], cella promptuaria, nicht nur für Wein (c. vinaria), sondern auch für Öl (c. olearia), Holz (c. lignaria), Fleisch (carnarium), Korn (granarium), u. s. w. Später sind wohl infolge der Einengung des Raumes und der verbesserten Handels- und Verkehrsverhältnisse teils diese verschiedenartigen Vorratskammern unnötig geworden (so carnarium), teils hat man die notwendigsten dieser Lebensmittel in selbständigen Wirtschaftsgebäuden untergebracht, so das Korn in Scheunen, das Holz in Schuppen, u. s. w., teils aber werden besondere Räume entweder unmittelbar unter dem Dache angebracht (vgl. lt. granarium > frz. *grenier*

[1] Für die Vorratskammer im Allgem. wurde ausser dem obenerwähnten cella (promptuaria, penaria) noch cellarium, proma, apotheca und thesaurus verwendet, bei Du Cange (DC.=Glossarium mediae et infimae latinitatis) daneben foreria ? «cella penaria», magasenum und officinae, «in quibus asservantur, quae ad victum aut alios usus monachorum spectant. Guerardo officina est cella promptuaria peculiaris, ubi res cibariae unius et eiusdem generis separatim ab aliis conservantur.»

und lt. fumarium) oder unter der Wohnung eingerichtet, wie der Keller für den Wein. Dieser letzte Begriff «Weinkeller», der von so ausserordentlich grosser Bedeutung für das landwirtschaftliche Leben in Frankreich sein dürfte, hat von alters her dem schöpferischen Volksgeiste eine ganze Menge Neubezeichnungen entlockt. Ohne Ansprüche auf Vollständigkeit bei der Besprechung der für diesen Begriff in Betracht kommenden Benennungen zu erheben, werde ich im Folgenden zuerst die lateinischen Benennungen ins Auge fassen, um dann bei den auf gallischem Boden anzutreffenden erschliessen zu können, was von ihnen als Erbgut, was wiederum als Neugeschaffenes erscheint.

Gewöhnlich benannte man, wie schon oben angedeutet, den Weinkeller im kl. Lat. mit cella vinaria[1]; eine Vorratskammer für spez. alten Wein hiess veterarium. Neben diesen, die als Bezeichnungen eines Weinkellers für das Galloromanische verloren gegangen sind, müssen aber einige Bedeutungsspezialisierungen bei den klassischlat. Benennungen einer Vorratskammer vorausgesetzt werden. Sowie apotheca, die Benennung einer Vorratskammer im Allgemeinen, auch speziell für «Weinlager im obern Teile des Hauses» angewendet wurde, so muss auch cellarium höchst wahrscheinlich schon sehr früh für den spezielleren Begriff «Weinkeller» verwendet worden sein (vgl. celarium pro cellarium «cella vinaria» DC.). Cellarium lebt, wie bekannt, im schriftfrz. *cellier* weiter fort (vgl. ahd. *chellâri*, nhd. *Keller*, engl. *cellar*, schwed. *källare*, finn. *kellari*) und ist auch mundartl. nicht unbelegt, so wall. *celî* (Remacle[2]), *chlier* (Sigard[3]); lothr, *səlẹy* ? m. «cave» (Lahm[4]); frz. Schweiz *sélī* (de Lavallaz[5]); lang. *céiè* ? (D'Hombres-Charvet[6]),

[1] Mit cella vinaria wurde eigentl. die Gährkammer für den Wein benannt, aus welcher er dann in die apotheca — s. dies W. oben — gebracht wurde.

[2] Dictionnaire wallon et français. II. éd.

[3] Dictionnaire du wallon de Mons etc. Paris 1870.

[4] Le patois de la Baroche.

[5] Essai sur le patois d'Hérémence. Paris 1899.

[6] Dictionnaire languedocien-français. Alais 1884.

celiè (Vayssier [1]). Altbéarn. *cerer* («Quant troberan vin maculat en los *cerers*» Arch. des Basses-Pyrénées bei Lespy-Raym. [2]) setzt vielleicht ein *celerium voraus.

Ausser den obenerwähnten lat. Benennungen, die in der klassischen Latinität vorkamen, belegt DC. noch folgende vulgärsprachliche Wörter: bova «cella vinaria, Gall. cave» (Addim. Carp.), roca «cella in rupe excisa, nostris roche, pro cella vinaria, vulgo cave», cava «cella depressa, in qua vinum oleumve reconditur, Gall. cave», cavea, canaba «cella vinaria», alcha «pars aedis, in qua sunt cupae» (Addim. Carp.), bersa «cella vinaria, Gall. cellier», cluzellum, cuba «cella vinaria, locus, ubi cupae servantur», taberna[3] und vossura «cella vinaria, Gall. cave». Nur die vier ersten dieser vulgären Benennungen treten im Galloromanischen für unseren Begriff später auf.

1. Ein bova liegt dem afrz. *bove* («Comme Robert Fuscien eust d'aventure trouvé une *bove* ou cave ouverte» von Sigard bei DC. zitiert) «grotte, caverne, cave» (Gdfr. [4]) zugrunde. Nach G. kommt das Wort noch in den Volksmundarten von Arras und Cambrai vor, wo es «arrière-cave dans laquelle on tient le vin sous clef» bedeutet («Une des choses remarquables dans la ville d'Arras, ce sont ces caves profondes nommées *boves*, en latin *hypogeæ*. Ce sont des lieux souterrains, assez vastes, sans soupirail, la plupart voûtés sans maçonnerie, mais soutenus par des pilliers de pierre: on y encave du vin, etc.»). Von Sigard ist das W. in dieser Bed. etwas nordöstlicher, in Mons, belegt.

2. roca lebt im afrz. roche, roiche fort, welches Gdfr. mit «maison», aber daneben mit «cave» erklärt: «en la roche de couvent .VIII. tonneaux d'angomoys» (vgl. Gdfr. und Folgendes bei DC.: «Icellui Jehan avoit trouvé ladite exposant en sa *roiche* ou cave» Lit. remiss. ann. 1393).

---

[1] Dict. patois-français du département de l'Aveyron. 1879.

[2] Dict. béarnais ancien et moderne. Montpellier 1887.

[3] Ein *tabernál* kommt bei Vayssier (Languedoc) in der Bed. «espèce de cave, de rez-de-chaussée, où l'on serre toute sorte de choses» vor.

[4] Dict. de l'ancienne langue française etc. (Godefroy).

3. Das vulgärsprachl. c a v a hat bekanntlich, zwar nur lehnwörtlich, die schriftsprachliche Form *cave* ergeben; mundartlich findet sich das W. wohl über ganz Frankreich belegt.

4. Auf ein *c a v e u m (pro c a v e a) könnte vielleicht das besonders im Gasc. übliche *chay* «bâtiment, partie du bâtiment au ras du sol, où on loge le vin, l'eau-de-vie» (Lespy-Raym.) zurückgeführt werden. Es wird in derselben Form auch von Durrieux [1] und Duplan [2] belegt und kommt fast ähnlich geschrieben ausserdem in Saintonge u. Poitou vor, so *chai* «cellier à vin, à eau-de-vie» bei Eveillé [3], Jônain [4], Rousseau [5] (vgl. hiermit das schriftsprachl. *chai* «vaste cellier pour les vins, les eaux-de-vie» bei HDT. [6]). Nur die Schreibung *chaï* (Moncaut [7]), *chais* (Favre [8]) scheinen einem Etymon *c a v e u m zu widersprechen. Eine Form *chaiz* findet sich bei Eveillé zitiert, hier aber in der Bed. eines Speichers? im Allgem.: «Les marchands — — — payeront les louages de ces maisons, *chaiz* ou ouvrouers (?) esquels mettront et tiendront leurs marchandises» (Coustumier général de France, T. I, S. 707). Ob das von Mstrl. [9] diesem *chai* zugrunde gelegte «b. lat. c h a y u m» andrerseits von einem lat. c a d u s «Krug» abzuleiten ist, scheint ebenso problematisch, wenngleich es begrifflich auf der Hand läge (vgl. unten *cubiè*, *gerliè*, u. a.).

Neben den obenerwähnten Benennungen eines Weinkellers, die zum Teil diesen Begriff schon im Lat. bezeichnet haben, von denen aber, wie aus dem Obigen ersichtlich ist, nur ein geringer Teil im Galloromanischen fortlebt, tauchen hie und da Bezeichnungen auf, die wahrscheinlich erst später für diese neue Verwendung Aufnahme gefunden

---

1 Dict. étymologique de la langue gasconne. 1901.
2 Patois de Bigorre.
3 Glossaire saintongeais. 1887.
4 Dict. du patois saintongeais. 1869.
5 Glossaire poitevin. 1869.
6 Dict. général (Hatzfeld-Darmesteter-Thomas).
7 Dict. gascon-français. 1863.
8 Glossaire du Poitou, de la Saintonge et de l'Aunis. 1867.
9 Lou trésor dou Félibrige (Mistral).

haben und die vom Volke mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln neugeschaffen worden sind.

Eine in den provenzalischen Mundarten gelegentlich vorkommende Bildungsweise von neuen Benennungen eines Weinkellers scheint die Hinzufügung des für die Bezeichnung der Räume so gewöhnlichen Suffixes - a r i u m (- a l e) zu einem Worte, das etwa «Krug», «Kufe» oder ein tragbares Gefäss überhaupt bedeutet, gewesen zu sein. So muss man sich nämlich zweifelsohne die Entstehung solcher Benennungen denken wie lim. *cubié*, lang. *cubiè*, gasc. *cubèi* (lat. c u p a + Suff. - a r i u m), die mit «lieu où sont les cuves, cellier» (Mstrl.) erklärt werden (vgl. afrz. lehnw. *cubarie*: «Lequel Choucial s'enfouy en la *cubarie* dudit hostel» Gdfr., und nfrz. *cuverie* «endroit du cellier où se trouvent les cuves» HDT., welche beide Formen das Suff. - a r i a, resp. *-erie*, voraussetzen), auvergn. *gerlié*, *jarlié* (lt. g e r u l a + - a r i u m ?) und schliesslich *tinal* in Gers (Puitspelu[1]; *tinor, tinard* ? ibd.), Tarn und den benachbarten Departements (Gary[2], Couzinié[3]) in der Bed. «cellier pour les cuves» (lat. t i n a «Weinbutte» + Suff. - a l e), *tinèyriòl*, *teneyriál*, *tinoyrouol* (t i n a + - a r i a + - a l e) «cellier ou cave où sont les cuves vinaires» (Vayssier), *tinailli* (ausgespr. *tinalhî*), *tenailler* (Suff. - a l i a + - a r i u m). Über die Entstehung der zwei letzten Benennungen vgl. Folgendes: «Il est probable que les grandes cuves se sont appelées *tinailles* (comp. *futailles*), et que c'est sur ce mot qu'a été fait *tinailli*. Quant à la forme *tenailler*, elle est due à l'infl. de fr. *tenailles,* lorsque l'on n'a plus su ce que c'était qu'une *tinaille*» (Puitspelu).

Eine «Grotte» nennt man den Keller gelegentlich in Savoyen, so *cròta* in Montagny (Const.-Désorm.[4]), in Provence *croto* (Avril[5], Mstrl.), und in Lang. *croto*, *croutòu* (D'Hombres-Charv.; Suff. - o n e m).

---

[1] Dictionnaire étymologique du patois lyonnais. 1887—1890.

[2] Dict. patois-fr. à l'usage du département du Tarn et des départements circonvoisins. 1845.

[3] Dict. de la langue romano-castraise et des contrées limitrophes. 1850.

[4] Dict. savoyard. 1902.

[5] Dict. provençal-fr. 1839.

Die Eigenschaft des Kellers, dass er im Sommer frisch ist und deshalb zum Sommeraufenthalt geeignet, hat die Benennung *estivo, estibo* in Lang. und Gasc. (Mstrl.) hervorgerufen (lt. a e s t i v a).

Benennungen wie *debás*, *enbás, endebás*, die ich bei Vayssier (Languedoc) für «cave» belegt habe, sowie *bassegoutte* «petit cellier à l'arrière de quelques habitations» (Jossier Père, Patois de l'Yonne) und *veilloi* (Thibault [1]), *veilloir* (Ménière [2]) werden offensichtlich in der erweiterten Bed. «cave» = «espace souterrain» gebraucht und kommen hier also nicht in Betracht.

Zuletzt sei hier auf eine Benennung kurz hingewiesen, deren Ursprung dunkel zu sein scheint. Es ist dies das afrz. *cetor*: «A Johan de Vilar et a ses compagnion por treire les .VI. bosses de vin furs dou *cetor,* por chargier et deschargier et misurar» (1418, Arch. Frib., comptes des Trésoriers, bei Gdfr.) und das noch in Savoyen belegte entsprechende *sëtor* ou *cëtor*, Taninges (Const.-Désorm.). Diese ebenerwähnten zwei Wörter werden von C.-D. mit zwei anderen savoyischen Wörtern *sertò, sartò* (Chambery) und *fartò* (Annecy) zusammengestellt und stimmen völlig mit den von Bridel [3] in Montreux in der frz. Schweiz für «cellier» gebuchten *fairtho*, *certho* überein. Const.-Désorm. scheint für die obenerwähnten Formen ein lat. Etymon s u t u r n u s (?) annehmen zu wollen (vgl. bei ihm folgende Zitate: «pro duabus fenestris s u t u r n i» aus «Extraits des comptes de la châtellenie d'Annecy» in Rev. Sav. 1900, S. 303, und «S u t u r n u s ou s o u t u r n u s, en patois *cetour*, *sertò* ou *fartò*; pièce située au rez-de-chaussée servant généralement de cellier» Partage d'une maison située à Abondance, contenant la mentione d'un *cetour*, soit cave, 1651, 19 mars). Doch vorausgesetzt, ein *fairtho*, *farto* könnte irgendwie auf ein lat. s u t u r n u s zurückgeführt werden, so bleibt doch noch dieses lat. Wort zu erklären.

Walter O. Streng.

---

[1] Glossaire du pays blaisois. 1892.

[2] Gloss. angevin étymologique. 1880.

[3] Gloss. du pat. de la Suisse romande. 1866.

Le sort des voyelles posttoniques finales du latin en ancien français

Dans un article publié l'année passée dans les *Mélanges Chabaneau* (Erlangen, Fr. Junge), pp. 105—117, M. Jules Cornu, le savant professeur de philologie romane à l'Université de Graz, a esquissé une nouvelle théorie de la «chute de la voyelle finale» en français. Par cette théorie M. Cornu croit pouvoir expliquer certaines irrégularités apparentes dans le développement des voyelles posttoniques finales en ancien français. Le raisonnement de M. Cornu ne m'ayant pas convaincu, je me permets d'aborder à nouveau cette question si intéressante, qui ne me semble pas, dans tous ses détails, avoir été encore dûment examinée. Le but de ces pages sera de démontrer que les cas cités par M. Cornu à l'appui de sa théorie se laissent expliquer autrement, à l'aide de suppositions qui n'impliquent pas, comme le fait à un certain degré la théorie de M. Cornu, une dérogation à la conception reçue de l'activité des «lois phonétiques».

Voici d'abord un bref exposé des règles phonétiques en cours sur le développement des voyelles posttoniques finales du latin en ancien français: [1])

1:o *A* s'affaiblit en *e* féminin et reste tel au moins durant la première période de l'ancien français (dura > *dure*, duras > *dures*).

2:o Les autres voyelles s'amuïssent déjà avant l'apparition des premiers monuments littéraires (viginti > *vint*, venit > *vient*, sentire > *sentir*, ferrum > *fer*, muros > *murs*), sauf

a) si la voyelle finale (*ĭ* ou *ŭ*) peut former diphtongue avec la voyelle tonique (cui > *cui*, canta(v)i > *chantai*, potui > *poi*, deum > *dieu*, clavum > *clou*, locum > *lieu*), ou

[1] Cf. p. ex. Kr. Nyrop, *Gramm. hist.*, t. I^2, §§ 248–253.

b) si la voyelle finale, sous la forme d'un *e* féminin, subsiste en qualité de voyelle d'appui (patrem > *pe(d)re*, tenerum > *tendre*, vendunt > *vendent*, computum > *conte*, pulicem > *puce*) [1].

Quant aux cas qui sont en contradiction avec ces règles, on ne les considère que comme des exceptions apparentes: on y voit soit des «mots savants» (*celeste* < cælestem), soit des «formations analogiques» (fém. *grande* < grandem + *-e*), soit enfin des «cas isolés», plus ou moins difficiles à expliquer, mais n'impliquant en aucune façon une véritable dérogation aux règles précitées (*or* < ha(c)-hora, *somes* < sumus).

Or, M. Cornu, basant sa théorie précisément sur l'existence de ces «cas isolés», déclare qu'il y a lieu d'établir comme règle fondamentale pour toutes les voyelles finales du latin qu'elles subsistent en ancien français sous la forme d'un *e* féminin, non seulement en qualité de voyelles d'appui, mais aussi quand elles font partie d'un mot se trouvant «à la pause», tandis qu'elles tombent, si le mot en question est employé proclitiquement, «dans le corps de la phrase». D'après cette règle, un mot comme *or* (< ha(c)-hora) [2] serait la

---

[1] On peut diviser ce dernier groupe de mots en deux sous-groupes:

1:o Mots dans lesquels la voyelle finale est précédée ou entourée de consonnes qui nécessitent dans tous les cas une voyelle d'appui (patrem, tenerum, vendunt).

2:o Mots proparoxytons dans lesquels la voyelle pénultième est entourée de consonnes qui n'exigent pas de voyelle d'appui, lorsque ces consonnes se suivent immédiatement dans des mots paroxytons (computum, pulicem; cf. redemptum > *reent*, falcem > *falz*). Ce traitement différent s'explique par le fait que dans le premier cas la voyelle finale portait en latin un accent secondaire (cf. P. E. Lindström, *Anmärkningar till de obetonade vokalernas bortfall i några nordfranska ortnamn*, Diss. Upsal, 1892, p. 34 s.; W. P. Shepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French*, Diss. Heidelberg, 1897, p. 45).

[2] M. Cornu (voy. *Rom.*, VII, p. 358) fait venir le mot *or* de ad-horam, mais cette étymologie me paraît fort improbable, parce que dans l'expression ad-horam *d* est une consonne intervocalique et qu'un *d* intervocalique ne disparaît que pendant la période française. Cf. H. Suchier, *Zs. f. rom. Phil.*, III, p. 149.

forme protonique normale généralisée, tandis que *somes* (< s u m u s) représenterait la conservation de la voyelle finale dans un mot employé de préférence à la pause. Mais il y aurait une différence importante à établir entre le développement des différentes atones finales du latin: elles ne tombent pas simultanément dans des conditions phonétiques identiques. Selon M. Cornu, c'est la voyelle *e* qui tombe le plus facilement, viennent ensuite *ī* et *o* (*u*), et en dernier lieu on a la voyelle *a*. A la pause, cette dernière voyelle ne s'était pas encore amuïe en ancien français, tandis que l'amuïssement des autres voyelles s'était déjà successivement accompli vers cette époque, excepté dans certains cas, non précisés par M. Cornu, où les consonnes avoisinantes auraient retardé la chute de la voyelle finale [1].

Ce qui me paraît *a priori* parler contre cette théorie du développement des voyelles finales du latin en français, c'est qu'elle s'appuie sur un nombre très restreint de cas probants. En ce qui concerne la chute d'un *a* final par suite de l'emploi protonique des mots respectifs, M. Cornu ne cite que les cas suivants:

Les formes de l'article féminin *des*, *as*, *es;*
icez, *cez* (à côté de *icestes*, *cestes*);
noz, voz (à côté de *nostres*, *vostres*);

[1] Je dois avouer que je ne comprends pas très bien M. Cornu quand il dit (p. 112): «Les consonnes avoisinantes, *parfois aussi la fréquence de certaines expressions*, ont dû hâter ou retarder la chute de la finale atone». Si, par les mots que j'ai imprimés en italiques, M. Cornu veut dire qu'une expression qui, employée protoniquement, perd sa voyelle finale, mais la garde en position tonique, a été employée protoniquement si fréquemment que la forme raccourcie a supplanté l'autre à la pause, et *vice versa*, son raisonnement est certainement correct. Mais si, comme je le soupçonne, M. Cornu est d'avis que le fait qu'une expression est très souvent employée peut en lui-même occasionner la chute prématurée de la voyelle finale, je ne saurais partager son opinion, car, ainsi que j'ai tâché de le démontrer ailleurs (*Abhandlungen Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler* . . . . *dargebracht*, p. 301 ss.), ce n'est pas l'emploi fréquent en lui-même, mais cet emploi fréquent combiné avec une prononciation particulièrement négligée, causée par l'insignifiance syntaxique et sémantique du mot, qui en détermine l'usure extraordinaire.

el, *els* (à côté de *ele, eles*);
or, encor, *lors* (à côté de *ore*, *ẹncore*, *lores*);
buer, *mar* (à côté de *mare*);
onc, *ainc*, prov. *anc* (à côté de *onques*, *ainques*);
fors, *hors*, prov. *fors* (à côté de prov. *fora, foras*);
chies, prov. *chas;*
puist (à côté de *puisse*);
l'imparfait *ert*, *iert* (à côté de *ere*(*t*), *iere*); [1]
lait (*let*), 3:e pers. sing. du prés. de l'ind. du verbe *laier ;*
seit (*soit*), *ait*, les imparfaits et conditionnels en *-eit* (*-oit*), les imparfaits normands en *-out, -ot* (à côté de *aiet* et des imparfaits et conditionnels en *-eiet*). [2]

Même si on peut allonger cette liste de quelques exemples isolés [3], elle n'est certes pas très imposante auprès de la masse énorme de formes dont l'atone finale *-e,* provenant d'un *a* latin, ne s'est jamais amuïe en ancien français, quoique les mots en question aient dû être employés souvent en position protonique, savoir: les substantifs de la 1:ère déclinaison latine (y compris les pluriels neutres du type folia), les formes féminines des adjectifs et pronoms (*bone* — *bones, cele* — *celes*, etc.) et les formes verbales en *-e* < -a, -am, -at et en *-es* < -as (*aime*, *vende*, *vendeie, amoue*, *aimes*, *vendes*, *vendeies*, *amoues*, etc.), avec les exceptions énumérées ci-dessus.

Et pour le cas où une autre voyelle finale que *a* s'est conservée sous la forme d'un *e* féminin en ancien français, le nombre des exemples apportés à l'appui de cette conservation est encore moindre que celui des exemples cités à

---

[1] Est-ce que jamais il y a eu, à la 2:e pers. du sing., une forme abrégée *iers* (*ers*), à côté de *ieres* (*eres*), comme le semble admettre M. Cornu (p. 111)? MM. Bonnard et Salmon, dans leur *Grammaire sommaire de l'ancien français*, p. 47, ne mentionnent pas de forme abrégée.

[2] M. Cornu cite les formes longues *sostendreiet* dans l'*Eulalie*, *aiet*, *saveiet, doceiet, penteiet, metreiet, astreiet, fereiet* dans le *Fragment de Valenciennes*. On peut ajouter *esuardouet* (*læs uuardou&*) *Pass.* 190.

[3] Je pense à *voist, truist*, *doint, doinst* (à côté de *voise, truisse* et des premières personnes *doigne, doinse*).

l'appui de la chute d'un *a* final en position protonique. M. Cornu n'enregistre que les formes suivantes:

Les formes verbales en *-mes* et *-tes* (*somes, estes*, etc.);

l'adv. *primes* (p r i m u s);

cheue (*c a p u m) et *verme* (v e r m e m) du *Fragment de Valenciennes.*[1]

Il est vrai qu'il mentionne encore *eschame, some, damno (Serm.), dome dame, olme orme, Guillelme, helme, chalme, alne, fevre, aredre, preveire, altre, ledre, salvedre, faitre, duitre,* mais ces exemples ne parlent ni pour ni contre la théorie de M. Cornu, puisque leur voyelle finale est reconnue par tout le monde comme une voyelle d'appui.[2] De la quantité considérable de formes latines à finale atone autre que *a*, il n'y aurait donc en somme que deux désinences verbales et trois mots isolés qui auraient conservé leur voyelle finale, sans que cette voyelle ait eu sa raison d'être phonétique en qualité de voyelle d'appui. Comment expliquer un phénomène si curieux? M. Cornu ne tâche même pas de le faire. Il se contente de constater que, pour des raisons phonétiques quelconques, dans certains cas cet *e* final a sub sisté en ancien français dans des mots employés souvent à la pause et que dans d'autres cas (beaucoup plus nombreux) il a disparu avant l'apparition des premiers monuments littéraires (sous l'influence des formes protoniques correspondantes?).

---

[1] M. Cornu ajoute, en parlant de *verme*, que la contrefinale s'est également conservée dans *fermeted* et *enfermeted (Alexis, Quatre livres des Rois).*

[2] Les formes *dam dan* (d a m n u m) et *dam dan(t)* (d o m n u m), qui sont en contradiction avec la règle qui dit que le groupe *mn* exige une voyelle d'appui, sont données par M. Cornu comme des formes protoniques ayant perdu leur *-e* tout comme les mots en *e* final venant de l'*a* latin. Indépendamment de ce qu'il faut penser de ces dernières formes, on peut expliquer les formes *dam* < d a m n u m et *dam* < d o m n u m autrement que ne le fait M. Cornu. Le premier *dam* peut être une dérivation postverbale (voy. Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 313). Le second *dam* est ou bien la forme pro tonique antévocalique (*dam' Eufemiien*) généralisée ou bien une forme tirée analogiquement du féminin *dame* (voy. Meyer-Lübke, *l. c.*).

Est-ce que toute cette théorie ne fait pas l'effet d'être bâtie sur le sable? Quelles raisons aurions-nous de supposer, pour la période prélittéraire du français, un si profond procès d'unification et de répartition agissant, pour l'*a* final, en faveur des formes toniques, pour les autres voyelles, en faveur des formes protoniques, procès auquel n'aurait pu échapper qu'un nombre très restreint de formes? Et si encore il n'y avait pas d'autre moyen d'expliquer ces «exceptions»! Mais on a au contraire, pour la plupart d'elles, trouvé des explications fort plausibles, et à cause de celles, peu nombreuses, qui sont encore plus ou moins inexpliquées, on n'a certes pas le droit de construire une nouvelle théorie qui serait peu compatible avec ce que nous connaissons aujourd'hui de la lutte entre les formes toniques et atones des mots.

Et il y a encore un argument positif qui parle contre la théorie de M. Cornu pour ce qui concerne la chute de l'*a* final en position protonique: le désaccord qui existerait entre le développement de cette voyelle et celui de l'*a* contrefinal. On a raison de se demander comment il se pourrait qu'un *a* contrefinal restât sous la forme d'un *e* féminin, tandis qu'un *a* final employé en position protonique, c'est-à dire dans une position correspondant le plus souvent à celle de la contrefinale d'un mot simple, s'amuïrait (cf. *ore vient* < ha(c)-hora venit avec *bacheler* < baccalarem).[1]

[1] Il y a bien aussi un certain nombre d'exceptions à la règle de la conservation de l'*a* contrefinal en ancien français sous la forme d'un *e* féminin. Mais ces exceptions ne sont qu'apparentes, puisque, dans la plupart des cas, la disparition de cette voyelle contrefinale, dans le voisinage d'une liquide ou d'une nasale, est un phénomène postérieur, appartenant au développement spécial du français (sacramentum > *sairement* > *serment*), et que, dans d'autres cas, les formes françaises remontent à des étymons latins sans *a* contrefinal (*sevrer* < seperare, non < separare) ou sont des formations analogiques postérieures (pic. *acatrons*, à cause des doublets *meterons-metrons*); cf. A. Darmesteter, *Rom.*, V, pp. 143 et 145; W. P. Schepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French*, Diss. Heidelberg, 1897, p. 64 ss.; E. Herzog, *Streitfragen der romanischen Philologie*, I, p. 105 ss; H. Suchier, *Auc. et Nic.*[6], p. 80 (*acatrons*); etc. Ce n'est que dans le cas où un *a* contrefinal latin a disparu entre deux *r* ou entre *n* (et peut-être *rl*) et *r* (*jurrai*, *donrai*, *parrai* < *parlerai*) que l'amuïssement de cet *a* me semble devoir être attri-

Dans ce qui suit j'examinerai un à un les exemples apportés par M. Cornu à l'appui de sa théorie, et je tâcherai de démontrer qu'ils se laissent tous expliquer autrement, sans qu'on ait besoin de recourir à des hypothèses extravagantes.

Pour ce qui concerne la chute de l'*a* posttonique final, il y a d'abord à supprimer les formes *fors* (*hors*), *chies, lait* et *soit* comme ne venant pas de mots latins avec *a* final.

Fors (*hors*) est le latin f o r i s, l'ablatif pluriel bien connu usité à côté de l'accusatif pluriel f o r a s. Il n'y a rien d'étonnant à ce qu'un ablatif souvent employé ait empiété sur les fonctions de l'accusatif correspondant.[1]

Chies vient de l'ablatif d'un substantif postclassique c a s u s, qui n'est nullement aussi «problématique» et «peu vraisemblable» que le dit M. Cornu (p. 108)[2]; voy. les recherches concluantes de M:lle E. Richter, *Zs. f. rom. Phil.*, XXXI, p. 571 ss.

Comme *lait* a à ses côtés une 2:e personne sing. *lais*, un impératif *lai* et un futur-conditionnel *lairai-lairoie*, il semble évident qu'il ne s'agit pas, dans tous ces cas, de formes abrégées du verbe *laier*, mais bien de formes régulières d'un verbe **laiir*[3]. Avec M. Thomas (*Essais*, p. 322 ss.) je

---

bué déjà à l'époque prélittéraire (cf. *Neuph. Mitt.*, 1907, p. 58). L'assertion de M. Herzog (*ouvr. cité*, p. 106) qu'une telle chute prélittéraire aurait dû donner naissance aux formes **mendrai* et **dondrai* (cf. *vendrai* < v e n i r e-h a b e o) n'est pas fondée à mon avis, car l'amuïssement de l'*a* contrefinal, bien que prélittéraire, n'a guère pu avoir lieu qu'*après* l'amuïssement des autres voyelles contrefinales, donc probablement à une époque où la rencontre de *n* et *r* n'amenait plus, en francien, l'intercalation d'une explosive dentale.

[1] Les quelques exemples qu'on connaît de la forme *fores* pourraient remonter à f o r a s ; cf. W. P. Shepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French*, p. 15.

[2] Déjà en 1882, M. Cornu faisait venir a. fr. *chies*, a. port. *cas* de c a s a, en supposant que «l'*a* de *casa* est tombé parce qu'il se trouvait avoir un accent moins fort que le mot suivant» (*Rom.*, XI. p. 84).

[3] De *lait*, *lais*, *lai, lairai*, etc., l'analogie de *fait* — *faire* aidant, on a peut-être plus tard tiré un infinitif **laire* (c'est la forme admise par M. Paul Meyer dans le glossaire du roman de *L'Escoufle*).

crois que les deux verbes peuvent venir du germ. l a g j a n. Il serait cependant aussi possible que **laiir* seul fût primitif, et que les formes *laier, laié*, etc. eussent été créées sous l'influence du synonyme *laissier.*

A *soit* correspondait en latin classique s ī t ou, par abrègement syntaxique, s ĭ t (cf. f o r s ĭ t a n < f o r s s i t, a n), et c'est de cette dernière forme que vient régulièrement *soit.* Il est vrai que, dans toute la Romania, excepté précisément la Gaule septentrionale, c'est la forme analogique s i a t qui a prévalu (prov. *sia,* it. *sia*, rhét. (eng.) *saya*)[1], mais cela n'empêche évidemment pas que la forme primitive s i t n'ait pu, pour une raison ou une autre, continuer à vivre en France. Si *soit* était la forme abrégée d'un *seiet* antérieur, on s'attendrait à trouver en ancien français cette dernière forme. Or, il n'y a dans les plus anciens textes que *seit* (*Serm.* I, 7: *sit, Alex.* toujours *seit*).[2]

Les mots qui restent et pour lesquels il est nécessaire d'admettre la chute irrégulière d'un *a* final peuvent être divisés en trois catégories. A la première appartiennent *as, des*, *es*, *icez* (*cez*), *noz* et *voz;* à la seconde, *el* (avec son pluriel *els*), *or*, *encor*, *lor*(*s*), *buer, mar* et *onc* (*ainc*); à la troisième, les subjonctifs *ait* et *puist*, l'imparfait *ert* (*iert*) et les imparfaits (conditionnels) en *-eit* et *-out.*

La premier groupe (*as*, *des*, *es, icez*, *noz*, *voz*) contient des mots employés protoniquement et qui présentent aussi comme formes masculines des anomalies (*as* < a d - i l l o s, à côté de *eus* < i l l o s, *noz* < n o s t r o s, à côté de *nostres*, etc.) qui ne s'expliquent que par une prononciation particulièrement négligée, causée par l'insignifiance syntaxique

---

[1] Le roumain a *fie* (< f i a t), tandis que les formes espagnole et portugaise (esp. *sea,* port. *seja*) remontent à s e d e a t (voy. Menéndez Pidal, *Manual elemental de gramática histórica española,* 2:e éd., § 116, 1).

[2] Il n'y a pas à tenir compte des graphies (franco-)provençales *sia* de la *Passion* 240, 360 (cf. Thurneysen, *Das Verbum* être, *etc.*, p. 17) et *sie* du *Fragm. d'Alexandre* 8, et les exemples postérieurs de *soie, soiet* (voy. Nyrop, *Gramm*, II, § 139, Obs.) sont sans doute dus à l'analogie des verbes en *-ir*, *-re* et *-oir* (*vende vendes vende : soie soies soie*).

et sémantique de ces mots (cf. ci-dessus p. 9, note). On pourrait donc croire qu'aussi un *a* final entre consonnes est tombé en ancien français dans de telles conditions d'accentuation. Ce serait avant tout le cas pour les formes de l'article, mot atone sémantiquement insignifiant par excellence. Mais il y a une autre possibilité. Le masculin étant, comme on sait, très souvent grammaticalement plus important que le féminin (voy. p. ex., en français, le mot *gens* et l'accord des adjectifs avec des substantifs de genre différent), il se pourrait que ce fussent tout simplement les formes masculines *as, des, es, icez* (*cez*), *noz, voz* qui eussent supplanté les formes féminines **ales, *deles, *enles, icestes* (*cestes*), *nostres, vostres.*[1]

Dans la seconde catégorie (*el, or, encor, lor*(*s*), *buer, mar, onc, ainc*) nous avons des mots se terminant primitivement par *e*[2] qui ont dû être employés si souvent en position protonique devant des mots commençant par une voyelle que les formes élidées se sont peu à peu généralisées[3].

Enfin, pour le troisième groupe (*ait, puist, -eit, -out, ert*) il faut sans aucun doute chercher une influence analogique quelconque de la part d'autres troisièmes personnes du singulier. — Pour *ait* la chose semble claire: les verbes *avoir* et *estre* ayant souvent des fonctions pareilles (comme verbe

---

[1] Cf., pour *as, des, es*, Meyer-Lübke, *Gramm.*, II, § 104 M. Rydberg (*Zur Gesch. des frz. ə*, p. 417) admet l'influence de la forme masculine sur la forme féminine pour le mot *des.*

[2] *Els* est forme analogiquement sur *el*, et l'*s* de *lors* est l'addition adverbiale connue.

[3] Cf. W. P. Shepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French* (1897), p. 14 s. On a quelquefois voulu expliquer la chute de cet *-e* par *l'emploi fréquent* du mot en soi-même (voy., pour *or*, Schwan-Behrens, *Gramm.*[6], § 10, 4, b, Anm; pour *or* et *lors*, Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 634). Je ne peux naturellement pas partager cette opinion (cf. ci-dessus p. 9, note), et des mots comme *or, encor, lors, onc, ainc* me semblent difficilement pouvoir être classés parmi ceux dont le «peu d'importance au point de vue syntaxique» (Meyer-Lübke, *l. c.*) a causé l'altération violente. Tout au plus peut-on faire cette supposition pour le pronom *el* (*els*) et les exclamations *buer* et *mar*, ces dernières étant aussi autrement irrégulièrement développées (cf. Meyer-Lübke, *l. c.*)

auxiliaire), *seit* a fort bien pu influencer *aiet.*[1] — Quant au subjonctif *puist*, comme son emploi syntaxique ne le rapproche pas de *soit* et qu'il n'y a pas eu non plus de ressemblance purement phonétique entre les deux verbes qui eût pu amener le changement de *puisse* (*possiat) en *puist*[2], je préfère regarder cette dernière forme comme due à l'analogie des formes phonétiquement pareilles *pruist*(?), *ruist, truist,* facilement explicables par la contamination des formes en *-sse* (*pruisse, ruisse, truisse*) avec les formes primitives **pruet* (probet) **ruit* (roget), **truet* (*tropet).[3] Je crois aussi que la masse d'imparfaits du subjonctif réguliers en *-st* (*portast*, *partist, oüst*, etc.), à côté de premières et secondes personnes du sing. en *-sse*, *-sses*[4], a beaucoup contribué à la naissance de *puist* (?), *ruist*, *truist*, *estuist, voist, doinst,* etc. — Pour les imparfaits (conditionnels) en *-oit* et *-out*, ainsi que l'imparfait *ert,* l'explication est moins facile, parce qu'il n'y a aucun imparfait de l'indicatif qui n'ait dû primitivement se terminer en *-et* (< -at). Je doute fort que ce soit le temps correspondant du subjonctif qui ait pu exercer une influence analogique sur les désinences de l'imparfait de l'indicatif.[5] Le rapport sémantique

---

[1] Cf. Thurneysen, *Das Verbum* être, p. 27; Bartsch-Horning, p. 54; Schwan-Behrens, *Gramm.*^{6}, § 340, 2, Anm.

[2] Il me semble difficile de faire dériver *puist* du latin classique possit (Willenberg, *Conj. Praes.*, p. 432; Thurneysen, *Das Verbum* être, pp. 18 et 27 s.), qui aurait dû donner **post.* Il faudrait alors admettre une influence secondaire du radical français *puiss-*.

[3] Quant aux subjonctifs *pruisse*, *ruisse*, *truisse*, (*estuisse*) mêmes, ils sont probablement dus, à leur tour, à l'influence analogique de *puisse*; cf. Nyrop, *Gramm.*, II, §§ 116, 4^0, et 137, 4^0. Il y aurait donc eu des influences analogiques réciproques.

[4] Je regarde les 1:ères et 2:es personnes du sing. en *-sse* et *-sses* comme dues à l'influence analogique des subjonctifs présents en *-e* et *-es* (< -am, -as). La 3:e pers. du sing. s'est probablement soustraite à l'influence du présent du subjonctif à cause de son emploi plus fréquent. C'est de même aujourd'hui la 3:e pers. du sing. de l'imparfait du subjonctif qui, de toutes les personnes de ce temps, paraît être la seule qui s'entende encore quelquefois dans le langage familier.

[5] C'est l'opinion émise par Schwan-Behrens, *Gramm.*^{6}, § 341, Anm., et Meyer-Lübke, *Gramm.*, II, § 258.

entre ces deux temps me paraît avoir été très peu intime, et la ressemblance phonétique était nulle. Il faut, selon toute probabilité, chercher une influence analogique de caractère nettement phonétique pour expliquer *-eit*, *-out* et *ert.* A mon avis, *seit* a fait naître *-eit* (*seie seies seit : -eie -eies -eit* [pour *-eiet*])[1], *-out* a été créé sous l'influence de *out* < h a b u i t, et *ert* (*iert*) est dû à une confusion avec le futur *iert,* peut-être facilitée par l'analogie des autres 3:es personnes de l'imparfait sans *-e-* [2].

J'arrive maintenant aux cas, cités par M. Cornu, où une voyelle finale autre que *a* s'est conservée en ancien français. Si l'on élimine les cas où cette voyelle est universellement considérée comme une voyelle d'appui (après les groupes de consonnes *mn, lm*, *ln*, cons. + *r)*, il ne reste, comme je l'ai exposé ci-dessus (p. 11), que les désinences verbales *-mes* et *-tes,* ainsi que les mots *primes*, *cheue* (*Fr. de Val.*) et *verme* (*Fr. de Val.*)

Si nous examinons d'abord les trois mots isolés, il semble évident que *primes* (écrit *primos* St Lég. 7) ne vient pas de p r i m u s, mais de p r i m ā (h o r ā) + l'*s* adverbiale connue. Cf. roum. *primă* Puscariu, *Etym. Wb. der rum. Spr.*, I, no. 1384.

Pour *cheue,* forme bien singulière, on peut se contenter de l'explication ingénieuse de Koschwitz (*Comm.*, p. 132), selon laquelle le scribe par l'addition d'un *-e* à *cheu*, prononcé *chev*, a voulu indiquer le caractère consonantique de cet *u*.

Verme, enfin, me paraît être tout simplement une graphie moitié latine. Qu'il ne soit pas permis d'en regarder l'*e* final comme une espèce de voyelle d'appui, c'est ce qui ressort

---

[1] Cf. Thurneysen, *ouvr. cité*, p. 32 s.; Nyrop, *Gramm.*, II, § 161, 3°.

[2] M. Thurneysen (*ouvr. cité*, p. 19) considère l'imparf. *iert* comme dû uniquement à l'influence des autres imparfaits.

non seulement du développement connu du mot vermem (*verm,* plus tard *ver,* sous l'influence du suj. sing. et rég. pl. *vers*), mais aussi des formes de l'ancien français *ferm fer* < firmum (fr. mod. *ferme* est probablement la forme féminine généralisée, voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 389), *enferm enfer* (*amferm* Alex. 44 e, 112 a) < infirmum, *estor* (**estorm* n'a pas été relevé, que je sache) < germ. sturm, *dorm dor* < *dormo, etc. Ajoutons à cela que même le groupe *rm* + consonne ne donne pas naissance à une voyelle d'appui (vermis > *vers*, firmus > *fers*, infirmus > *enfers*, germ. sturm + *-s* > *estors*, dormis dormit > *dors dort*). On peut donc être persuadé que la forme isolée du *Fragment de Valenciennes*[1] ne peut être qu'un latinisme ou un simple *lapsus calami.* A la rigueur, on pourrait encore considérer le *verme* du *Fragment de Valenciennes* non comme venant de vermem, mais de *verminem, attesté par l'it. *vermine* (à côté de *verme*), mil., abruzz *vermene*, romagn. *virman*, a. esp. *bierven*, astur. *vierben*, prov., cat., mall. *verme* (à côté de *verm*), etc. (W. Meyer, *Die Schicksale des lat. Neutrums*, p. 67; Puscariu, *Etym. Wb. der rum. Spr.*, I, no. 1881).[2]

Restent les désinences verbales *-mes* et *-tes*, qui sont les plus difficiles à expliquer. En premier lieu, le plus prudent me paraît être d'écarter toute hypothèse d'une influence analogique de l'une de ces désinences sur l'autre, soit de la désinence de la 1:e pers. du plur. sur celle de la 2:e pers.[3],

---

[1] Si la voyelle contrefinale semble s'être conservée dans *fermeted* et *enfermeted* (voy. ci-dessus p. 11, n. 1), on a, d'autre part, *ferté*, *enferté*, *dortoir* < dormitorium, etc. Les formes *fermeted* et *enfermeted* sont sûrement des mots savants; cf. H. Berger, *Die Lehnwörter in der frz. Sprache ältester Zeit*, pp. 116 (*enfermetet*) et 137 (*fermetet*).

[2] Koschwitz (*Comm.*, p. 132) admet une «formation analogique momentanée» d'après *terme*, *charme*, etc., mais je suis, avec M. Cornu, très sceptique en ce qui concerne les analogies purement phonétiques sans aucune connexion sémantique dans les cas où les deux groupes de phonèmes se rencontrent déjà dans la langue (cf. *Abhandl. Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler ... dargebracht*, p. 298 s.).

[3] Pour une telle opinion, voy. E. Koschwitz, *Comm.*, p. 131 (*faites*); A. Behrens, *Die Endung der zweiten Person Plur.*, Diss. Greifswald, 1890,

soit de la 2:e pers. du plur. sur celle de la 1:e pers. [1] C'est qu'il n'y a aucun lieu sémantique entre ces deux désinences, excepté l'idée de pluralité, qui ne saurait compter, puisqu'il y a aussi la 3:e pers. du pluriel. Et l'on ne peut non plus établir aucune proportion d'analogie acceptable entre ces désinences et les autres terminaisons de la 1:e et la 2:e pers. du plur. (*-ons : -ez = -mes : -tes?*). Il me semble donc nécessaire de traiter chacune de ces deux désinences à part.

Examinons d'abord la désinence *-mes*. La question est de savoir si elle peut résulter d'un développement normal de -m u s, avec la voyelle finale conservée comme voyelle d'appui. Je crois qu'on peut répondre affirmativement, excepté pour *somes* et les désinences dialectales *-omes* et *-iemes*, qui doivent être analogiques. Il n'y a rien, il me semble, qui puisse s'opposer à l'établissement d'une règle phonétique selon laquelle une voyelle finale d'appui serait nécessaire, en ancien français, entre *m* et *s* (ou peut-être tout simplement après *m*) dans les mots venant de proparoxytons latins.

Par cette règle s'expliqueraient les présents f a c i m u s 〉 *faimes* et d i c i m u s 〉 *dimes*, le futur e r i m u s 〉 *iermes*, les parfaits p l o r a v i m u s 〉 *plorames*, p a r t i v i m u s 〉 *partimes*, h a b u i m u s 〉 *oümes*, f u i m u s 〉 *fumes*, etc. A l'époque où la pénultième atone se prononçait encore, la syllabe finale, en raison de la rythmicité de l'accent d'intensité, portait un faible accent secondaire, suffisant à conserver un phonème vocalique entre *m* et *s*, quand la voyelle pénultième s'amuïssait [2]. Tout au plus pourrait-on considérer les parfaits du type *oümes* (*fumes*) comme des formations analogiques d'après les autres parfaits en *-mes*, si on admet la contraction de *ui* en une voyelle simple (*ū*) de si bonne heure

---

pp. 48 (*chantastes*, etc.), 49 (*faites*, *dites*, *traites*); H. Suchier, *Grundr. der rom. Phil.*, I², p. 733 (*chantastes*, *sentistes*, *faites*, *dites*); Schwan-Behrens, *Gramm.*⁶, § 339, 2, Anm. 1 (*faites*, *dites*); Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 313 (*faites*); etc.

[1] Pour cette opinion, voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 49, 5° (*chantames*, *conduisimes*, *dimes*, *fumes*).

[2] Voy. ci-dessus p. 8, n. 1.

que l'accentuation de ces mots était devenue égale à celle des paroxytons, auquel cas un développement régulier de *habumus aurait donné *oüins* en français. Qu'on n'invoque pas contre l'hypothèse d'une voyelle d'appui dans les mots venant de proparoxytons latins en -mus le fait que les terminaisons -mus, -mōs, -mis, -mes des paroxytons latins se développent soit en *-s* (firmus, firmos > *fers*, vermis, vermes > *vers*, dormis > *dors*), soit en *-ns* (ramus, ramos > *rains*, fames > *fains*), car il y a en français des exemples assurés d'un traitement différent selon qu'il s'agit d'un proparoxyton ou d'un paroxyton latin. On n'a qu'à comparer:

oste < hospitem avec *ost* < hostem,
tiede < tepidum » *set* < septem,
erce < *herpicem » *merz* < mercem,

et surtout (cf. ci-dessus p. 8, note 1):

puce < pulicem avec *falz* < falcem,
conte < computum » *reent* < redemptum.

Si nous examinons séparément les différents cas présentant la désinence verbale *-mes*, nous avons d'abord *faimes* et *dimes*. La question est de savoir si ce sont là les formes primitives, ou s'il faut admettre comme premières formes **faismes* et **dismes* conformément à acinum > *aisne*, cicinum > *cisne*, gracilem > *graisle*[1]. Comme cependant il n'y a pas de mots français qui puissent nous renseigner avec certitude sur le développement de *c* dans la combinaison -cimum, le nombre ordinal *disme* (decimum) pouvant être influencé par le nombre cardinal correspondant et l'origine de la désinence *-isme* des nombres ordi-

[1] Voy., pour cette dernière opinion, G. Rydberg, *Le développement de* facere *dans les langues romanes,* Diss. Upsal, 1893, p. 104 s.

naux *onzisme*, etc. étant fort incertaine [1], il semble impossible de se prononcer catégoriquement en faveur de l'une ou de l'autre alternative. Mais, si l'hypothèse du développement facimus, dicimus ⟩ **faismes*, **dismes* se trouvait être la bonne, l'*e* final de ces dernières formes serait une voyelle d'appui ordinaire (cf. *batesme* ⟨ baptismum, *pesme* ⟨ pessimum, *meesme* ⟨ *metipsimum, *blasme* ⟨ blasphemum, *esme*, dér. postv. de *esmer* ⟨ æstimare, etc.), qui se serait conservée dans *faimes* et *dimes*, formes refaites avec les radicaux *fai-*, *di-*. Si, au contraire, *faimes* et *dimes* représentent le développement normal de *c* dans de telles conditions phonétiques [2], ces formes tombent sous la règle que je viens d'établir. [3]

Le futur *iermes* (*ermes*), qui tombe probablement aussi sous cette règle, pourrait à la rigueur présenter un cas normal de voyelle d'appui après le groupe roman *r'm*, puisque eremum a donné *erme* [4].

Quant aux parfaits en *-ames* et *-imes*, ils remontent nécessairement aux formes du latin classique en -avimus et -ivimus. Si le latin vulgaire de la Gaule avait eu -aumus (ou -amus) et -imus, le français n'aurait pu donner que *-ons* (ou *-ains*) et *-ins*. Or, il n'y a pas de trace en français de parfaits primitifs en *-ons* (ou *-ains*) et *-ins*. Les parfaits en *-ons* et *-ins* qu'on trouve quelquefois au moyen âge dans les dialectes de l'Est et du Nord, sont des formations analogiques postérieures [5]. Dans les désinences *-ames*, *-imes* (⟨ -avimus, -ivimus) l'*e* final pourrait, d'ailleurs, être

---

[1] Cf. G. Rydberg, *ouvr. cité*, p. 105. Il y a aussi le développement isolé *Jacomus (it. *Giacomo*) ⟩ *Jaimes*, qui reste inexpliqué.

[2] C'est l'avis de Koschwitz (*Comm.*, p. 131), Schwan (*Zs. f. rom. Phil.*, XII, p. 195), et d'autres.

[3] Koschwitz (*Comm.*, p. 131) admet une voyelle d'appui après *ym*.

[4] Le mot *erme* (*herme*) est cependant peut-être savant à cause de la non-diphtongaison de l'*e* ouvert (gr. ἔρημος; en esp. *yermo*); cf. précisément erimus > *iermes*. Voy. d'autre part l'it. *ermo* avec *e* fermé.

[5] Voy. Meyer-Lübke, *Gramm.*, II, § 273.

considéré comme une voyelle d'appui ordinaire (cf. *nueme* < *n o v i m u m ?).

J'ai dit plus haut (p. 19) qu'il faut peut-être considérer la désinence du parfait *-umes* (*oümes*, *fumes*, etc.) non comme un développement régulier de -u i m u s, mais comme une formation analogique d'après les autres parfaits. L'absence d'autres mots en -u i m u s que ces parfaits rend très difficile la décision concernant le développement normal. Si l'on compare avec les formes correspondantes d'une autre langue romane, l'italien, on voit que la désinence *-emmo* (*avemmo* < h a b u i m u s, etc.), où le double *m* n'est pas phonétiquement justifié [1], est analogique, tandis que *fummo* (f u i m u s) pourrait être une formation régulière.

Restent maintenant *somes* et les désinences dialectales *-omes* et *-iemes*, qui ne me semblent pouvoir être expliqués que par une influence analogique quelconque. Quant à *somes*, je crois que l'hypothèse ingénieuse de Gaston Paris (*Rom.*, XXI, p. 354) est la seule qui puisse nous satisfaire. A côté de la forme normale *soms* (*sons*) on avait en ancien français *esmes*, remontant au latin e s m u s [2] ou créé à l'aide du radical français *es-* (tiré de *es*, *est*, etc.) [3]. Par la contamination de *soms* et *esmes* est née la forme *somes*. De là est entrée dialectalement la désinence *-omes* dans le présent du verbe *aveir* (à cause des fonctions communes de ces deux verbes auxiliaires) et les futurs, puis dans les présents de l'indicatif et du subjonctif des autres verbes (*posciomes* Fragm. de Val. 33), ainsi que dans les imparfaits et les conditionnels

---

[1] M. Meyer-Lübke (*Gramm.*, II, § 269) paraît enclin à admettre un redoublement normal de l'*m* conformément à la règle qu'en italien une voyelle tonique brève amène le redoublement de la consonne suivante (*dà mi* > *dammi*). Mais, comme le déplacement de l'accent (-ú i m u s > -u í m u s) doit appartenir à l'époque latine, et qu'en latin vulgaire l'*i* bref devenait un *e* fermé long en syllabe ouverte (cf. s i m u s > it. *semo*), cette règle ne peut guère expliquer -i m u s > *-emmo*.

[2] Voy., pour cette opinion, G. Paris, *l. c.*

[3] On admet surtout l'influence analogique de *estes;* voy. Thurneysen, *Das Verbum* être, p. 16; Nyrop, *Gramm.*, II, §§ 55, 4°, et 119, 6°; etc.

(*-iomes*). La désinence *-iemes* est une contamination de -(*i*)*omes* et *-iens* (<-e a m u s, -i a m u s)[1]. Tout isolée est la forme *fomes* (= *faimes*), directement calquée sur *somes*[2]).

J'arrive enfin à la désinence *-tes*, dont l'explication est certainement la plus difficile de toutes. Autant que je connais, on est d'accord pour dire que *-stis* (dans e s t i s, -a s- t i s, -i s t i s, -u i s t i s) aurait dû donner régulièrement *-z*, en raison du développement h o s t i s > *oz*, C h r i s t u s > *Criz*, e c c e-i s t o s > *icez*, etc. De même, on admet que -i t i s (dans f a c i t i s, d i c i t i s)[3] aurait dû se développer normalement en *-z*, tout comme *p l a c i t u s, *v o c i t u s en *plaiz*, *vuiz*.[4] Or, le fait que dans les deux cas la désinence -t i s a comme correspondant français *-tes*, avec la voyelle conservée, est propre à nous étonner beaucoup. J'ai déjà dit plus haut (p. 18) qu'une transformation analogique de cette désinence sous l'influence de la désinence *-mes* paraît fort invraisemblable, et j'ajoute ici que, comme il s'agit en partie

---

[1] M. Meyer-Lübke croit qu'on «a affaire dans ce cas à des formations analogiques d'après le parfait, qui ont probablement commencé à l'imparfait du subjonctif» (*Rom.*, XXI, p. 350). Supposition bien inutile, puisque *-omes* et *-iemes* appartiennent au même domaine dialectal (voy. Lorentz, *Die Erste Pers. Plur. des Verbums im Afrz.*, p. 40).

[2] Voy. Lorentz, *ouvr. cité*, p. 22; G. Paris, *Rom.*, XXI, p. 355.

[3] La forme de l'a. fr. *traites* (A. Harnisch, *Die altprov. Præsens- und Imperfect-Bildung*, Marburg 1886, 19; G. Paris, *Rom.*, XXI, p. 356, n. 4) ne vient guère directement de *t r a g i t i s, mais doit plutôt être considérée comme créée postérieurement en analogie avec *faites;* voy. Schwan-Behrens, *Gramm.*[6], § 339, 2, Anm. 1. Il est aussi extrêmement probable que les formes modernes en *-tes* des patois de l'Est, signalées par M. Chabaneau (*Rev. des langues romanes,* XXI, p. 152; cf. Risop, *Begriffsverwandtschaft u. Sprachentwickelung*, p. 28, n. 2), sont des formations analogiques (voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 57, 4°, Rem.; H. Suchier, *Grundr. d. rom. Phil.*, I[2], p. 774 s.).

[4] M. Rydberg (*Le développement de* facere *dans les langues romanes*, p. 105) admet cependant un développement normal de f a c i t i s en **faistes; plait* viendrait de *p l a c t u m, forme analogique créée en vertu de l'association f a c i o - f a c t u m, etc. Hypothèse peu probable, vu que **faistes* n'a jamais été relevé et que, dans aucun proparoxyton, -c i t- ne semble avoir donné autre chose que *-it-*.

de formes certainement trés usitées (*estes, faites, dites*), j'ai *a priori* de la peine à croire à autre chose qu'à un développement phonétique régulier de ces formes, et alors aussi de tous les parfaits en *-stes*. Cela étant, il s'agit de trouver la solution de la contradiction apparente entre le développement de ces formes verbales et celui de mots comme *oz* (hostis) et *plaiz* (*placitus). Voici une explication que je me permets de soumettre à la discussion de mes collègues.

Considérons d'abord *faites* et *dites*. Comme il ne paraît y avoir aucune raison de supposer un développement différent selon la nature de la voyelle finale (*i* ou *u*), je suppose que *plaiz*, *vuiz*, etc. ne viennent pas directement des nominatifs latins *placitus, *vocitus, etc., ni des accusatifs pluriels *placitos, *vocitos, etc., mais des formes françaises *plait, vuit*, etc. avec addition supplémentaire de l'*s* flexionnel. En faveur de cette hypothèse l'on peut citer de nombreux mots masculins pour lesquels il est hors de doute que le cas-sujet singulier est analogiquement refait. Mentionnons les noms en *-nz* < -nt- + *-s* (nom. latin en -ns): *monz*, *denz*, *semblanz*, etc. (exception: infans > *enfes*); les noms en *-ons* < -on- + *-s* (nom. lat. en -o): *lions*, *charbons*, etc. (exceptions: *ber*, *compain*, *lerre*, etc.); les mots *bues* (bovem + *-s*), *piez* (pedem + *-s*), *dus* (ducem + *-s*), *lievres* (leporem + *-s*), etc. (nom. lat. bos, pes, dux, lepus); les neutres devenus masculins qui n'ont pas d'*-s* à l'accusatif: *fers* (ferrum + *-s*), *corz* (cornu + *-s*), *nons* (nomen + *-s*), etc.; les infinitifs substantivés: *li baisiers*, *li venirs;* etc. Même si, dans plusieurs de ces cas, la création d'un nouveau nominatif remonte au latin vulgaire [1], il n'est pas possible d'attribuer tout ce mouvement d'unification déjà au latin. Comme le montrent à l'évidence entre autres les

[1] Voy. les exemples réunis par O. Densusianu, *Hist. de la langue roumaine*, I, pp. 129 ss., 136 ss., et C. H. Grandgent, *An Introduction to Vulgar Latin*, § 367. M. Nyrop (*Adjektivernes Könsböjning*, p. 77, n. 6) mentionne des collections d'exemples antérieures.

infinitifs substantivés et le mot savant *dus* (*duc* + *-s*), il y a des cas assurés où le cas-sujet français a dû être formé analogiquement par l'addition d'une *-s* au cas-régime. Il ne semble donc pas être trop téméraire d'expliquer *plaiz*, *vuiz*, etc. par l'addition de l'*s* flexionnel aux cas-régimes *plait*, *vuit*, etc. Mais il y a une objection à faire, dont je ne méconnais nullement l'importance: c'est que les formes *plaiz*, *vuiz*, etc. ne sont pas non plus alors les représentants directs des pluriels *placitos, *vocitos (qui, d'après mon hypothèse, auraient donné régulièrement **plaites*, **vuites*), tandis que *monz*, *lions*, *bues*, etc. peuvent venir directement des accusatifs pluriels montes, leones, boves. Il n'y a que des mots savants comme *dus* (rég. plur.) qui semblent présupposer une formation analogique à l'aide du rég. sing. Mais le singulier étant cependant, en règle générale, plus usité que le pluriel (les *singularia tantum* sont aussi beaucoup plus nombreux que les *pluralia tantum*), il me semble permis d'admettre que, dans certains cas, c'est la forme du rég. sing. qui est le point de départ de la formation non seulement du nom. sing., mais aussi des deux cas du pluriel.[1]

Un raisonnement analogue me semble pouvoir expliquer la forme *estes* et les désinences *-astes*, *-istes*, *-ustes*. Elles représentent le développement normal de la combinaison *st* + voyelle + *s*. Les formes *oz*, *Criz*, *fuz* (fustis), *maz* (germ. mast + *-s*), *tempez* (tempest- + *-s*), *prevoz* (praepositus), *paz* (pastus), etc. sont toutes refaites sur le rég. sing. (*ost*, etc.) à une époque où le groupe *st* + *s* n'exigeait plus une voyelle d'appui, mais se simplifiait par la disparition de la première *s*. Par contre, on trouve de bonne heure *-stes* à la 2:e pers. du sing. du prés. du subj. des verbes en *-ster* (*aprestes*, *prestes*, *ostes*)[2], mais il est possible que ce soient

---

[1] Le caractère secondaire du cas-sujet pluriel est assuré pour tous les cas des types amici > *ami*, fagi > *fou*, etc., ainsi que pour les cas où l'ī final aurait dû changer un ē, ĭ tonique en ī: *mesi (pour menses) > *meis mois*.

[2] Voy. Willenberg, *Conj. Praes.*, p. 388.

là déjà des formations analogiques[1]. On peut comparer ce double développement de *st* + *s* à celui de *k* + *s* dans des mots comme laxo > *lais* d'un côté, et siccus (ou *sec* + *-s*) > *ses* de l'autre. Il n'y a donc probablement que le mot *icez cez* (qu'il semble plus prudent de ne pas considérer comme refait sur le sing. *cest*) qui fournisse l'exemple d'une contraction primitive de *st* + voyelle + *s* en *z*. Mais ce cas isolé est facile à expliquer: par sa nature même ecce-istos a été souvent employé protoniquement sous une forme particulièrement négligée (voy. ci-dessus p. 9, note), d'où la contraction irrégulière de *st* + *s* en *z* (cf. nostros > *noz*).

Je suis arrivé au bout de cet examen rapide des cas allégués par M. Cornu en faveur de sa théorie. Je crois avoir démontré qu'il n'y aucune nécessité d'admettre ni la chute ancienne d'un *a* final en position proclitique, ni la conservation sporadique des autres voyelles sinon dans certains cas rigoureusement déterminés (diphtongaison, voyelles d'appui). Mais, par là, j'ai été amené à établir trois nouvelles règles concernant la conservation en ancien français d'une voyelle posttonique finale comme voyelle d'appui, savoir:

1) Entre *m* et *s*[2]) dans les mots venant de proparoxytons latins (facimus > *faimes*).

2) Entre *t* et *s* dans la même catégorie de mots (facitis > *faites*).

3) Entre *st* et *s* (estis > *estes*).

A. Wallensköld.

---

[1] Cf. W. P. Shepard, *ouvr. cité*, p. 23. — Il faut tenir peu de compte de la comparaison avec sextus > *sistes* (au lieu de *sestes*, sous l'influence de *sis*), puisque le cas-régime a également un *-e* (*siste*).

[2] Ou peut-être tout simplement après *m*; cf. ci-dessus p. 19.

Die Langenscheidtschen Hilfsmittel für den modernen Sprachunterricht.

Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin-Schöneberg hat mir seit einigen Jahren regelmässig Proben ihrer ungemein reichen Tätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichts in den modernen Sprachen zugehen lassen, und es ist für mich eine angenehme Pflicht, in diesen Blättern auf die betreffenden Bücher aufmerksam zu machen. Sie sind nicht das Resultat der Bemühungen des einen oder des anderen beliebigen Schulmannes oder sonstigen Lehrers der neueren Sprachen, der in einer Grammatik, in einem Wörterbuche, in einer Chrestomathie seine persönliche Auffassung von der Methode in die Praxis umsetzen will, sondern sie sind alle der Ausdruck einer bestimmten methodischen Richtung, die die Leiter des Unternehmens selbst konzipiert haben und die sie auf allen Gebieten fruchtbar machen wollen. Diese Methode bezweckt vor allem die gründliche Erlernung der betreffenden Sprache; aber sie sinkt nie zu einem blossen Gedächtnislernen herab, hält sich auch keineswegs an den Sprachvorrat, der, wie bei gewissen anderen Methoden, nur die „Kellner- und Portiersprache“ umfasst, sondern sie fusst immer auf teoretisch-wissenschaftlicher Grundlage, und viele von den in Frage stehenden Büchern können mit reichem Ertrag für rein wissenschaftliche Zwecke angewendet werden.

Dies ist vor allem der Fall mit den grossen Wörterbüchern. Ich brauche hier keine Worte zu spenden über das grosse encyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Sachs-Villatte, das ja jedermann bekannt ist und in der Hand jedes Romanisten sich wenigstens einige Male befunden hat; dasselbe gilt wohl auch für das entsprechende Werk für Englisch und Deutsch von Muret-Sanders. Besonders empfehlen möchte ich jedoch die kleinere Bearbeitung des erstgenannten Wörterbuches, die *Hand- und Schulausgabe,* in zwei Teilen, französisch-deutsch

und deutsch-französisch, zusammen 2098 Seiten in gross Oktav, mit einer Menge einleitender grammatikalischer, litterarhistorischer und sachlicher Bemerkungen. In einem Bande gebunden kostet dieses Werk nur Rm. 15: —, in zwei Bänden eine Mark mehr, jeder Band Rm. 8. Vergleicht man den deutsch-französischen Teil mit dem schwedisch-französischen Schulthess, so wird man wohl finden, dass der letztere reicher an Beispielen ist und überhaupt weitläufigere Artikel enthält; dafür ist er aber auch beträchtlich teurer. Der kleine französisch-schwedische Schulthess (der einzige existierende) kann aber mit unserem französisch-deutschen Teil an Umfang und Reichtum kaum verglichen werden. Kurz, dieses Wörterbuch ist für jedermann, der so gut deutsch versteht, dass es ihm keine Schwierigkeit macht ein deutsches Werk zu benutzen, das beste lexikalische Hilfsmittel, das einem Studierenden der französischen Sprache empfohlen werden kann, und es dürfte seinen gegebenen Platz in unseren Schulbiblioteken sowie in der Büchersammlung des Neuphilologen haben. — Über die fonetische Bezeichnungsweise dieser Wörterbücher haben sich viele geäussert, und ich will nicht darauf eingehen; sie könnte gewiss in grössere Übereinstimmung mit jetzt gebräuchlichen Bezeichnungsweisen gebracht werden; da sie aber, um allen ohne Schwierigkeit zugänglich zu sein, so einfach als möglich abgefasst werden musste und durch eine strenge Konsequenz sich jedenfalls auszeichnet, kann sie für ihren Zweck als brauchbar angesehen werden.

Auch von Muret-Sanders existiert eine ähnliche, ebenso preisbillige Hand- und Schulausgabe; ich kenne sie aus eigener Erfahrung nicht, habe aber allen Grund vorauszusetzen, dass sie ihrer französischen Schwesterausgabe an Wert nicht nachgiebt. Ausserdem hat die Verlagsbuchhandlung ein anderes englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch von Grieb-Schröer herstellen lassen, das etwas grösser ist als die letzgenannte Ausgabe (zwei Teile gebunden à Rm. 8:50), und vielleicht einen noch entwickelteren Standpunkt bezeichnet.

Um in diesem Zusammenhange auch von andern in

demselben Verlage erschienenen lexikalischen Arbeiten zu sprechen, will ich zuerst nicht unerwähnt lassen, dass die Neuphilologen von zwei Wörterbüchern der klassischen Sprachen grossen Nutzen haben können. Es sind dies das von Dr. Hermann Menge zusammengestellte *Griechisch-deutsche Schulwörterbuch* und sein *Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch*, beide mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie (resp. 635 und 813 Seiten, Preis 8 Rm. für das gebundene Exemplar). Von berufener Seite sind die besten Urteile auch über diese Bücher ausgesprochen worden; aus Erfahrung kann ich die Vorzüglichkeit des handlichen, klaren, an Beispielen reichen und trefflich aufgestellten lateinischen Wörterbuches bestätigen. Für den Romanisten genügt es vollständig.

Die *Taschenwörterbücher* bilden eine besondere Reihe. Es sind solche vorhanden für nicht weniger als zwölf Sprachen, und noch andere sind in Vorbereitung. Das zuletzt erschienene ist für Dänisch-Norwegisch, und es ist zwar die erste Arbeit dieser Art, wo eine genaue Bezeichnung für die dänische Aussprache eingeführt ist. Zu bedauern ist nur, dass nicht die norwegische Aussprache dieselbe Behandlung erfahren hat; der Titel ist somit ein wenig irreführend, indem nur die norwegische Schriftsprache hier in Betracht kommt. Dies nur beiläufig bemerkt. — Soviel ich sonst diese Bücher kenne, kann ich sie durchaus empfehlen. Sie sind von Einheimischen oder wenigstens mit Hülfe solcher zusammengestellt, sie umfassen auf c. 1000 Seiten etwa 50,000 Stichwörter (nämlich die beiden Teile, deutsch-fremde Spr., fremde Spr.-deutsch, zusammen), sie sind leserlich und bequem und dabei höchst billig: ein Teil kostet gebunden 2 Rm., die beiden Teile zusammen 3:50. Von der englischen und der französischen Ausgabe sind bisher 500,000 Bände abgesetzt, was ja an und für sich schon eine gute Empfehlung ist. Ich habe besonders die italienische Ausgabe benutzt; sie ist für praktische Zwecke vollständig genügend, will aber keineswegs ein Parlör sein, etwa in dem Sinne der Meyerschen Sprachführer. Sie enthält natürlich weniger als das viel grössere Wörterbuch von Michaelis, aber sie kann mit Hecker's

bekanntem Werke verglichen werden, denn ohne eine ähnliche Menge von idiomatischen Ausdrücken zu bringen wie dieses, steht sie in Bezug auf Reichtum des Wortmateriales ihm kaum nach. Für Romanisten sind noch, ausser dem französischen Wörterbuche von Villatte, die spanischen und portugiesischen zu empfehlen (von dem letztgenannten erscheint jedoch der portugiesisch-deutsche Teil erst Ende dieses Jahres).

An diese kleinen und doch so vollständigen Wörterbücher schliessen sich kleine *Sachwörterbücher* über Land und Leute an. Bis jetzt sind solche für Frankreich, England, Amerika, Italien und Spanien erschienen. Auch hier habe ich das italienische besonders gebraucht und fand darin eine Fülle guter Auskunft und lehrreicher Notizen, u. A. über eigentümliche, dem Fremden weniger bekannte Verhältnisse in dem betreffenden Lande. Freilich, alles was ein Reisender zu wissen wünscht, steht ja nicht darin, einige Urteile möchte man nach gewonnener Erfahrung nicht ganz unterschreiben, bei verschiedenen Artikeln merkt man es zu gut, dass sie ein Italiener und nicht ein fremder Beobachter geschrieben hat, aber jedenfalls kann das bequeme, billige Buch als ein nützlicher Reisegefährte dienen und sein Studium nicht nur belehrend, sondern auch ergötzlich sein. Einen Anhang bilden einige Konversationsübungen unter dem Titel „Viaggio a Roma", in dem gewöhnlichen Stile.

Einen ganz besonderen Zweig der Verlagstätigkeit haben wir dann in den bekannten Toussaint-Langenscheidtschen *Unterrichtsbriefen,* die auf einer speziellen Methode beruhen und den gründlichen Selbstunterricht Erwachsener bezwecken. Über den spanischen Band dieser Briefe wurde früher an dieser Stelle gesprochen (Jahrg. 1902, $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$, S. 18), und das zur Charakteristik der Methode und zum Lobe der Ausführung damals gesagte kann in Bezug auf die später erschienenen Bände — den italienischen und den schwedischen — nur wiederholt werden. Mit bewunderungswürdiger Konsequenz ist alles ausgearbeitet, und der fleissig Lernende kann nicht umhin, in einigen Monaten die Sprache einigermassen zu

beherrschen. Aber Fleiss und Beharrlichkeit sind ganz unumgängliche Bedingungen um zu diesem Ziele zu gelangen.

Die Unterrichtsbriefe bilden dicke Bände und kosten nicht wenig: Rm. 27. Kleinere Ausgaben sind nicht erschienen, würden wohl auch nicht demselben Zwecke dienen können. Für Englisch und Italienisch existiert jedenfalls eine gewisse Art von Zusammenschmelzung der Unterrichtsbriefe, der Taschen- und der Sachwörterbücher unter dem Titel *Der kleine Toussaint-Langenscheidt, zur schnellen Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht.* Ausschliesslich die nächsten praktischen Zwecke ins Auge fassend, enthalten diese Konversations- und Reisesprachführer in grammatikalischer und, wie es scheint, auch in lexikalischer Hinsicht alles, was man von einem solchen Handbuche zu erwarten berechtigt ist. Eine moderne Neuerung besteht darin, dass sie auch für Sprechmaschinen eingerichtet sind, und können solche durch die Verlagsbuchhandlung bezogen werden — für Rm. 200.

Es liegt ausserhalb der Absicht dieser Zeilen, alle die mannigfaltigen Hilfsmittel für die Erlernung moderner Sprachen, die die Firma noch ausgesandt hat, zu besprechen — es sind Sprachlehren nach der originalen „humoristischen" Methode Olivier, es sind Konversationsbücher, Briefsteller, Grammatiken, Phraseologien, fremdsprachliche Gedichtsammlungen, Litteraturgeschichten, Spezialwerke für Kaufleute, u. s. w. Es mögen nur noch zum Schluss die bekannten *Parisismen* und *Londonismen* hervorgehoben werden, die dem Philologen und jedem anderen sprachlich Interessierten einen vorzüglichen Einblick in den „Slang" der grossen Weltstädte gewähren.

Die rastlose Tätigkeit der genannten Verlagsbuchhandlung im Dienste der modernen Sprachen und der Weltkultur verdient auch bei uns Anerkennung und Unterstützung zu finden. Für die Studierenden sind viele von den besprochenen Büchern billige und nützliche Hilfsmittel bei ihren Studien.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

Walter O. Streng, *Haus und Hof im Französischen.* Mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten. Versuch einer onomasiologischen Studie. — Helsingfors 1907. Druckerei der Finnischen Litteratur-Gesellschaft. 168 S. 8:o.

Der Verfasser, der das Thema für diese Doktordissertation schon vor einigen Jahren von Prof. Fr. Neumann in Heidelberg bekam, hat mit grosser Ausdauer seine Aufgabe zu Ende geführt. Sein Fleiss und seine Beharrlichkeit verdienen ein um so grösseres Lob, als er sie unter sehr ungünstigen Verhältnissen an den Tag gelegt hat. In seiner Heimat, wo er seine Arbeit redigierte, stand ihm natürlich nur ein geringer Teil des Materials zu Gebote, und an dem kleinen Orte, wo er als Lehrer wirkt, hat er nicht einmal das wenige, was sich hier in der Haupstadt findet, zur Kontrolle gebrauchen können. Sein Eifer kann wahrlich als Beispiel dienen für diejeningen, welche nach Antritt eines festen Lehreramtes in der Provinz sich von allen Verpflichtungen ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung gegenüber als losgelöst betrachten.

Methodisch lehnt sich die Abhandlung (die übrigens nicht nur das Frz., sondern auch das Provenzalische, berücksichtigt) an die bekannten Arbeiten von Tappolet über die Verwandtschaftsnamen und von Zauner über die Namen der Körperteile an. Beinahe allzu intim: der Verf. hat nicht genug in Erwägung gezogen, dass bei einer Untersuchung über die Namen der Gruppe «Haus und Hof» nicht immer in derselben Weise verfahren werden konnte, als wenn man die Namen der Körperteile betrachtet, denn bei der ersteren spielen natürlich kulturgeschichtliche Gesichtspunkte in viel weiterem Maasse mit. Die grossen Schwierigkeiten, die seine Aufgabe in dieser Hinsicht bietet, hat der Verf. nicht übersehen, wie aus seiner Vorrede hervorgeht (S. 3—4). Doch muss man sagen, dass er sie im Laufe der Arbeit meistens nicht einmal anzufassen versucht hat, und das Resultat dieses Verfahrens ist, dass das Bild der Entwickelung, das er uns giebt, in nicht wenigen Fällen dunkel, in einigen sogar schief geworden ist. Die wenigsten von den in Frage stehenden Benennungen der Kulturgegenstände sind solche, dass sich ihre Geschichte mit Hülfe von lauter etymologischen und semasiologischen Zusammenstellungen aufhellen liesse; fast überall spielt die Begriffsgeschichte eine wichtige Rolle. Selbständige ethnographische Forschungen konnte man wohl nicht vom Verf. verlangen; aber die Litteratur, die er für diese Seite

seiner Aufgabe benutzt hat, scheint nur das allgemeinste und am leichtesten zugängliche zu umfassen; ich frage mich z. B., ob er nicht von dem Werke de Foville's ***Enquête sur les conditions de l'habitation en France,*** mit historischer Einleitung zum zweiten Teile von J. Flach, 1899, Nutzen hätte haben können (ich kenne das Buch freilich nicht), und auf dem Gebiete sind auch vergleichende Untersuchungen vorhanden, die ihm gewisse Ausblicke über das Gebiet ermöglicht hätten. Auf alle Fälle kann man nicht eine Behandlung ohne weiteres gutheissen, die oft garnicht nach den begrifflichen Bedingungen fragt, die die Geschichte eines Ausdruckes oder einer Gruppe von Ausdrücken regeln. Der Verf. scheint z. B. ganz gleichgültig einem solchen Probleme gegenüber zu stehen, wie demjenigen, welches die mannigfaltigen Benennungen des Gartens in den Dialekten bietet: er macht nicht einmal einen Versuch, diese Mannigfaltigkeit zu erklären, präzisiert nicht einmal den genauen Sinn der verschiedenen Namen. Und doch würde gewiss z. B. das scheinbar so verworrene Durcheinander im Gebrauche von Wörtern wie *ort, courtil, jardin, verger, ouche,* an verschiedenen Orten oder an einem und demselben Orte zu verschiedenen Zeiten, sich durch eine genauere Untersuchung dieser äusseren Verhältnisse wenigstens zum Teil aufklären lassen, und man könnte Einsicht in solche Fragen erlangen wie z. B. weshalb ein Wort wie *jardin* so weit verbreitet, während eins wie *casal* auf eine Provinz beschränkt geblieben ist. Das alles beruht sicher nicht auf dem Zufall. Solcher Fragen lässt die Abhandlung eine Menge offen.

Mangelnde Genauigkeit in der Stellung des Problems macht sich mehr als einmal bemerkbar und deutet auf eine allzu schematische Konzeption des Gegenstandes hin. So z. B. übersieht der Verf. bei der Behandlung der verschiedenen Benennungen für Schweinestall, Kuhstall, Pferdestall etc., dass, wenn eins von diesen Gegenständen mit einem Namen benannt ist, welcher beispielsweise in die Kategorie von «Hütte» gehört, dieser Name nicht direkt auf den betreffenden Gegenstand übergegangen ist, sondern erst durch ein Zwischenglied, das wahrscheinlich überhaupt «Stall» bedeutet hat — obgleich sich Belege nicht mehr finden —, und dann auf die verschiedenen Gattungen sich spezialisiert hat. Eine ähnliche falsche Herleitung kommt auch bei den Begriffen Schuppen, Scheune u. s. w. vor. Hätte der Verf. diesen wie es scheint ganz von sich selbst darbietenden richtigen Gesichtspunkt beachtet, so wären seine Ausführungen in diesen Kapiteln viel einfacher, klarer und exakter ausgefallen. — Ein Opfer wird der Schablone auch in dem etymologischen Teile der Abhandlung dargebracht. Der Verf. glaubt die Etymologien immer aus dem Latein herholen

und die vorauszusetzenden lateinischen Etyma anführen zu müssen, auch wo wir es ganz deutlich mit späteren Bildungen, Ableitungen, Zusammensetzungen innerhalb des Frz., mit Lehnwörtern u. s. w. zu tun haben. Diese konstruierten und höchst sonderbaren Urformen sagen uns ja garnichts anderes, als dass der Autor seine historische Grammatik einigermassen beherrscht; und den historischen Vorgang stellen sie in ein falsches Licht.

Die für eine Untersuchung wie die vorliegende erforderlichen dialektologischen Kenntnisse hat sich der Verfasser durch ein emsiges Umsehen in den vorhandenen Wörterbüchern, Monographien und sonstigen einschlägigen Arbeiten verschafft, und den *Atlas linguistique* hat er, wo es in Frage kommen konnte, fleissig benutzt. Es wäre zu viel zu verlangen, dass er sich diesen Arbeiten gegenüber mit der Kritik bewaffnet hätte, die von Seiten eines einheimischen, zumal mit den Dialekten vertrauten Forschers in Bezug auf einige von den Quellen ohne Zweifel nicht ausgeblieben wäre. Aber eine Frage hätte sich doch der Verf. stellen müssen und Antwort darauf hätte er wohl durch geeignete Nachforschungen erhalten, nämlich ob wirklich alle die Wörter, deren Gebrauch er auf gewisse Dialekte begrenzt und auf deren etymologisches Erforschen er oft verzichtet, spezifisch für einen Dialekt sind oder ob nicht hie und da ein Wort, das in der ganzen Vulgärsprache Frankreichs gang und gäbe ist, sich zufälligerweise auf einem bestimmten Platze festgesetzt hat, den Sieg über den heimischen Ausdruck davontragend. So finde ich z. B. *turne* (S. 47) im grossen Larousse als «maison malpropre, mal tenue» angeführt und mit einem litterarischen Belege gestützt; es liegt nahe an der Hand hier ein weit verbreitetes Argot-Wort zu vermuten, und ein Kenner der französischen Dialekte teilt mir mit, dass es sich wirklich so verhält und dass das Wort ohne Zweifel von Hause aus als ein provenzalisches Lehnwort betrachtet werden muss.

Ich hebe im Einzelnen noch einiges hervor, teilweise um diese Behauptungen zu stützen.

S. 6. Schon hier in der Einleitung macht sich eine gewisse Unsicherheit in der Bestimmung der Grenzen zwischen «Verschiebung» und «Verwechslung» bemerkbar. — S. 13 und sonst. *Chalet* kann doch wohl nicht die Bedeutung von «Landgut» haben! — S. 15. Als Ableitung von m a n s u m hätte Verf. auch *manse* erwähnen sollen, das er selbst S. 19 Anm. citiert und das nach DG. «petit domaine rural» bedeutet. — S. 17. Es ist unrichtig zu sagen, dass die lat. Benennungen «völlig untergegangen waren»; sie waren nur auf andere Begriffe übertragen worden. — Hier ist ein bei Godefroy befindliches Wort *grangeage* weggelassen. — S.

20. Verf. behandelt beiläufig die Ursache dazu, dass, wie er es nennt, eine «Verschiebung» von Ochsenstall, Kuhstall > Landgut vorsichgegangen ist; aber die Erklärung, die richtig ist, bildet ein hervorragendes Moment im onomastischen Entwicklungsprozess und hätte als solches behandelt werden sollen. — S. 21. Wenn Verf. afz. *plaisseis* u. s. w. behandelt, und sonst den Begriff «Villa» ausschliesst, so liegt hier eine kleine Inkonsequenz vor; er scheint sich die Bedeutung etwas anders vorzustellen als Godefroy. Wenn er übrigens *plaisseis, pleisseiz, placiz* auf *p l a x (u s), p l e x (u s) + e t u s (i c i u m) zurückführt, so ist das nicht richtig, denn das Wort ist im Afz. dreisilbig. — S. 30. Bei einem Citate aus Hennegau: *a le mon* (= maison) fragt sich der Verf.: «Ist das W. als Mask. zu verstehen?», aber das ist ja die regelrechte Form für den Obliq. fem. in diesem Dialekte! — Note. Weshalb Fragezeichen nach «prov. *maiso*»? Levy, Prov. Supplem. Wb. (das der Verf. übrigens nicht gekannt zu haben scheint) citiert zwei Belege im Reim; sonst giebt L. auch andere Formen, die eine Erwähnung verdient hätten. — S. 31. Bei den Nachkommen des lat. c a s a hätte *case* «petite habitation» (DG.) Platz finden sollen, vielleicht auch das Lehnwort *casino* und das daraus in letzter Zeit neugebildete *casin* (z. B. Schneider, Rome, S. 197). Vgl. für das Prov. S. 40. — Die Ausführung über h o s p i t a l e leidet an Dunkelheit und Ungenauigkeit: so sagt Verf., dass das Wort im 17. Jhdt seine «ursprüngliche Bedeutung» wiedergewonnen hat; diese ist aber nach ihm: «zu den Gästen gehörig», «Gasthaus», «Wirtshaus». — S. 36. Unter «C. Entlehnungen» hätte *bur* «Wohnung» (Norm. Körting) Platz finden sollen. — S. 39. Lat. c a p a n n a braucht nicht vermutet zu werden, da es bei Isidor vorkommt. — Die Ansetzung eines vulgärlat. *c a s s i n a für das offenbar späte Lehnwort *cassine* ist eine Konsequenz der vom Verf. befolgten etymologischen Methode. — S. 44. Wenn Verf. nfrz. *hutte* als Lehnwort aus dem ahd. h u t t a betrachtet, so ist das mindestens schlecht ausgedrückt; *hutte* kommt übrigens erst im 16ten Jhdt vor. Dagegen findet sich ein Dim. *hutelette* schon im 14ten Jhdt. — S. 45. Als Entlehnung (es handelt sich um die Bedeutung «Hütte») betrachtet der Verf. auch das Wort *loge* (ahd. l o u b a). Hier ist aber nur von einer Entlehnung in etymologischem Sinne, nicht in semasiologischem, die Rede, denn im Afz. bewahrte das Wort anfangs die Bedeutung von «Schutzdach» (in beschränktem Sinne) und nahm erst später die Bedeutung von «petite maison» an; also hat innerhalb der frz. Sprachperiode eine V e r s c h i e b u n g stattgefunden, und das Wort war unter diese Rubrik zu führen. — Übrigens setzt Verf. in demselben Stücke für Wörter wie *caloge* eine Kontamination zwischen *loge* und *cabane* voraus, während

er auf der vorhergehenden Seite das Präfix *ca* als eine für die Benennungen «Hütte» spezifische ansieht. — S. 46. Verf. sagt: «Aus dem Griechischen entlehnt ist: *baïto* hutte» etc., das in Südfrankreich vorkommt. Aber das Wort ist in der Form *baita* in ganz Nord-Italien bekannt (vgl. M. Ponza, Vocabolario Piemontese-Italiano s. v.) und braucht garnicht so weit wie in Griechenland gesucht zu werden. — S. 61. Verf. citiert afz. *estra,* «Vorhof», mit der Passion als älteste Belegstelle; das ist auch das einzige Mal, wo das Wort so lautet, und aus selbstverständlichen Gründen; sonst heisst es ja immer *estre.* — S. 63, Fussnote. Wenn Verf. annimmt, dass Formen wie *boe, bu* u. s. w. aus b o v e m entwickelt sind und behauptet, «die Verschiebung der Bezeichnung des Tieres zu der die Tiere einschliessenden Stallung» liege nahe, so ist hier ein Fall, wo er eben seine Behauptung mit Beispielen, etwa auch aus anderen Sprachen, hätte stützen sollen; mir ist keine solche Verschiebung bekannt. — S. 69. Verf. macht sich grosse Mühe mit den «Bedeutungsverschiebungen» und «Funktionsverwechslungen» zwischen den Begriffen Schweinestall, Pferdestall etc., wo einfach eine erste allgemeinere Bedeutung und dann Spezialisierung in verschiedenen Richtungen angenommen werden muss. Dies zeigt sich ja auch, wenn man an Ausdrücke wie *étable à moutons, brebis* etc. denkt (vgl. S. 70). Bemerkungen ähnlicher Art sind übrigens auf jeder Seite in diesen Kapiteln zu machen. — S. 87. «Das afrz. *oisellerie* hat seine urspr. Bed. im Afrz. verloren»; soll heissen «im Nfrz.» — S. 90. Die Zusammenstellung von *ju, jou, jouc,* «toit aux poules», mit ndl. j u k hat Mackel S. 26 als aus lautlichen Gründen unannehmbar erwiesen. — S. 98—99. Bei ahd. s c û r a, afz. *scure* nimmt Verf. eine «Verschiebung von Schuppen» an, aber das Wort bedeutet ursprunglich «Wetterdach, Schutz», dann «Scheuer», vgl. Kluge. — S. 117—118. Im Gegensatz zum Verf. finde ich die Annahme einer Kontamination von lat. a n g a r i a, «Frohnfuhrwerk», mit germ. w a r d a, w a r d ô n als Erzeugerin des Wortes *hangar* «sowohl lautgesetzlich als auch begrifflich» ausgeschlossen. — S. 129. Verf. etymologisiert: *friche* < f r i c d a aus f r ī g e r e, «brach liegen», das lange *i* beibehalten durch Differenzierung in der Bedeutung mit f r ĭ g i d u m, «kalt». Wenig wahrscheinlich!

Ich übergehe verschiedene andere Einwände, die noch gegen die Gruppierung, die Beweisführung und die Darstellung im Einzelnen gemacht werden könnten und formuliere als mein Schlussurteil, dass die Abhandlung einen schätzenswerten Beitrag zur Dialekt-Lexikographie bildet, aber trotz vieler guter Gedanken und des darauf verwendeten grossen Fleisses allzu mechanisch in der

Behandlung ist, um das zu sein, was sie eigentlich sein sollte, nämlich eine onomasiologische Studie über die Ausdrücke der Begriffsgruppe «Haus und Hof» in der französischen Sprache älterer und neuerer Zeit.

W. Söderhjelm.

Ivar Hortling, *Studien über die ō-Verba im Altsächsischen.* Helsingfors 1907 (H:forser Centraldruckerei). X + 114 S. 8:o

Die Abhandlung gehört zu einem Gebiete der germanischen Sprachwissenschaft, wo manche wichtige Fragen immernoch ihrer Lösung harren. Eine nähere Aufklärung der verschiedenen Typen schwacher Verba, besonders mit Rücksicht auf ihr Alter, ihre Verbreitung und Verwandtschaft, ist gewiss eine der nächstliegenden Aufgaben der historischen Verballehre des Germanischen. Zu dieser Forschung giebt Hortling mit seiner Untersuchung über die altsächsischen Verba der II. schwachen Konjugation einen sehr willkommenen Beitrag.

Der Begriff «Altsächsisch» ist in der gewöhnlichen eingeschränkten Bemerkung gefasst. Altniederdeutsche Texte, deren Mundart — sächsisch oder fränkisch — nicht sicher bestimmbar ist, sind nur insofern verwertet worden, als sie weitere Belege für das streng altsächsische Material bieten. Die Arbeit hätte jedoch sowohl lexikalisch als sprachgeschichtlich an Wert gewonnen, wenn auch diese mehr oder weniger zweideutigen Texte, wie sie jetzt in Gallées «Vorstudien zu einem altniederd. Wörterbuche» bequem zu Gebot stehen, in ausgedehnterem Maasse benutzt worden wären; vgl. z. B. zu *brakon* ‚krachen' (bei H. S. 35) das lautlich nahe verwandte *gibrākon* ‚brachen' bei Gallée S. 94.

Von diesem principiellen Standpunkte aus betrachtet, ist die bei H. gebotene Materialsammlung der altsächs. schwachen ō-Verba, so viel ich gefunden habe, erschöpfend und trägt überhaupt das Gepräge gewissenhafter Arbeit. Sämmtliche Flexionsformen nebst ihren Belegen sind beigefügt.

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptabteilungen: *A. Eigentliche ō-Verba* und *B. Verba mit sekundärer ō-Flexion.* In der ersten Gruppe unterscheidet H. 4 Kategorien: I. ō-Verba neben Nomina, die er wieder nach den verschiedenen zu Grunde liegenden Flexionsklassen verteilt, II. ō-Verba neben starken Verben, III. ō-Verba mit konsonantischen Suffixen und IV. Isolierte ō-Verba. Die zweite Hauptgruppe umfasst «sekundäre» ō-Verba, die ursprünglich zur ē-Klasse gehört zu haben scheinen. Die Annahme älterer ē-Flexion für einen beträchtlichen Teil der as. ō-Verba (für etwa 36 unter im ganzen 211 Verben) gründet sich

auf verschiedene Kriterien formaler und begrifflicher Art sowie auf die Beweiskraft der Nachbardialekte, in denen nicht selten ē-Verba gegenüber synonymen as. ō-Formationen stehen. Ein «Rückblick auf die ō-Verba» behandelt die Frage nach den Suffixformen (-ā- und āi̯o-), «Doppel- und Parallelbildungen» nach der I. und III. sw. Konjug., die Verbreitung der as. ō-Verba über das germ. Sprachgebiet sowie die Stammverhältnisse dieser Bildungen.

Diese in der Natur der behandelten Frage begründete Einteilung ist im grossen ganzen glücklich durchgeführt worden, wenn auch weniger wahrscheinliche Ansätze und sogar Irrtümer nicht ganz fehlen. Die sprachgeschichtliche Auffassung der ō-Verba ist im allgem. richtig und zeugt von gründlichen Kenntnissen in den betreffenden Teilen der historischen Grammatik, wie auch in der etymologischen Literatur. Nur gelegentlich ist eine wichtigere Wortdeutung übersehen worden.

Im Einzelnen beschränke ich mich auf folgende Anmerkungen: Die neue Zusammenstellung von *hripson* (S. 48) mit lat. *crepare* finde ich entschieden richtig. Hierfür spricht schon die lat. Glossierung *increpat* (Hortl. S. 71). Der glückliche Gedanke hätte jedoch eine etwas nähere Ausführung erheischt. Lat. *increpare* bedeutet in übertragenem Sinne ‚schelten, verweisen‘, wie auch das as. Vb. As. *hripson* steht für **hrifison* > **hrifson*, vgl. ags. *ræpsan* für *ræfsan*, mhd. *repsen* für *refsen* ‚tadeln‘. Falk-Torp Ordb. II. S. 106 schreiben unrichtig as. *ripson* statt *hripson* und setzen fehlerhaft eine idg. Wz. *rip-* voraus. Mndl. holl. *berispen* ‚tadeln‘ enthält wohl dasselbe Vb.; vgl. as. *rispunga* (?) bei Wadst. 194. — Zu *geskon* S. 49: nschw. *gäspa* (eine neue ansprechende Kombinierung), vgl. ahd. *forscon* = *forspon*. — Bemerkenswert ist weiter u. a. die für as. *rōbhon* (S. 15) wahrscheinlich gemachte Bed. ‚bekleiden’ (anstatt ‚berauben‘). — S. 2: *ēron* ist richtiger als altes ē-Vb. zu fassen, vgl. ahd. *ērēn* mit mehreren Formen nach der *j*-Flexion (ahd. *ēreon* < **ērjōn* mit Übertritt in die ō-Klasse), isl. *eira*, *rōe* nach der *j*-Kl.; auch ags. *árian* ist nach Sievers, Ags. Gr. § 411, Anm. 5, ein altes ē-Vb. — In *ēscan* Hel. C. 823 (neben *ēscon* in M.) ist *a* nicht sicher die Schwächung eines *o*; neben *ēscon* geht as. *ēscian*, wo das ableitende *i* verloren gegangen sein könnte, wie in as. *farcopan* = *farcopian*, *tuiflan* = *tuiflian* usw. (vgl. Schlüter, Unters. S. 98). Neben ō-Formen in Hel. M. gehen auch sonst nicht selten *j*-Formen in C. — S. 4: Zu *fargumon* vgl. eine neue Deutung bei Falk-Torp Ordb. I. S. 226. — As. *lōkon*, ags. *lócian* verbindet H. (nach Schade und Kluge) mit ahd. *luogēn*, *lōkēn*, aber mit Unrecht (s. Zupitza, Gutturale S. 209, 215). — S. 32: *drūbhon* neben *drōbhi* ‚trübe‘ hat wahrscheinlich

ū für *ō* in der Stellung vor labial. *bh,* ganz wie as. *rūmeat* Hel. M. 1554 (vgl. sonst *rōmon ruomon*) vor dem lab. *m.* Kein Ablaut, wie Hortl. S. 97 vermutet. — S. 40, 41: Statt *bīdon, flōton* sind wahrscheinlich *bidon, floton* anzusetzen; vgl. isl. *biða*, að, *flota*, að. — S. 56 ff.: Unter den «sekundären» *ō*-Verben bespricht H. zuerst eine Gruppe, die sich auf Grund «formaler Kriterien» als alte *ē*-Verba erweisen. Die Art dieser Kriterien hätte näher bestimmt werden müssen. Sämmtliche hier aufgeführte 19 Verba haben *ē*-Parallelen in den germ. Schwestersprachen. Die allermeisten zeigen aber daneben «formale» altsächsische Spuren älterer *ē*-Flexion: *i* anstatt oder neben *e* (bezw. *u* : *o*) in der Stammsilbe in *bibhon, hlinon, klibhon* (and. Ps. *clevon*), *libhon, lebhon, līnon* (ahd. *lirnēn* : *lërnēn*), *tilian, wunon, wonon*; die Formen mit *i, u* als Stammvokal dürften aus dem *j*-Stamme eines alten *ē*-Verbs herrühren, dessen ableitende *j* in as. *bimurnie* (ahd. *mornēn*) und *rumeat* (vgl. ahd. *rūmēn*) noch erhalten ist. Ein *a* in der Endung folgender Verbformen ist als Schwächung eines *ē* zu betrachten: *faran, folgan, gehalan, hatan, hatandiero, tohlinandi, bimorna, rotat, sorgandie, bisorgan, tholan.* Warum aber auch *hangon, gikunnon, thagon* in diese Gruppe eingeordnet sind, sieht man nicht ein. Sie gehören vielmehr zur 3. Unterabteilung (*ō*-Vb, die nur durch ihre *ē*-Parallelen in verw. Sprachen auf ältere *ē*-Biegung hindeuten). — S. 57: In *hangondi, hángóthión* ist *d : th* wohl kein gramm. Wechsel, vgl. Holth. § 412, Anm. 3.

T. E. Karsten.

Anna Curtius, *Der französische Aufsatz im deutschen Schulunterricht.* Eine Anleitung zur Gestaltung der freien schriftlichen Arbeiten im französischen Sprach- und Literaturunterricht. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1907. 296 S. 8°. Preis: geh. 4 M., elegant gebunden 4 M. 80 Pf.

L'auteur a mis en tête de son livre cette devise d'un collègue, M. H. Borbein: «Die freien Arbeiten sind die Blüte des ganzen neusprachlichen Unterrichts; wie aber diese bei der Pflanze den Samen zu neuem Leben enthält, so wirken auch jene befruchtend auf alle übrigen Zweige des Unterrichts». Dans sa préface elle cite encore de M. Borbein cette phrase: «Die methodische Behandlung der freien schriftlichen Übungen ist eins der schwersten, vielleicht das schwerste Problem des neusprachlichen Unterrichts». Elle dit aussi avec M. Borbein que les compositions naissent organiquement des exercices oraux et des travaux écrits étroitement unis, et se propose de donner dans son livre,

avec quelques conseils sur la méthode, une collection de rédactions où le lecteur puisse trouver ce qu'il lui faut ou dont il puisse simplement s'inspirer.

Il s'agit d'écoles de jeunes filles supérieures ainsi que de séminaires pour institutrices. M:lle Curtius est «Oberlehrerin» d'une école supérieure de jeunes filles et du séminaire de Leipzig.

Pour les classes inférieures (7:ième - 3:ième) l'auteur se contente de fournir quelques rédactions basées sur des lectures. Dans les conseils qui les précèdent sur la méthode, elle recommande de faire ces sortes de travaux dès la première année d'enseignement du français, l'esprit des enfants ayant alors la souplesse qui permet de cultiver avec succès des exercices utiles au travail de rédaction d'un âge plus avancé. Les petits travaux écrits, résultat d'un traitement préparatoire qui consiste en questions et réponses, imitations et transformations du texte, se font, dit l'auteur, avec un très grand plaisir, qui se trouve augmenté, si le professeur donne quelquefois la matière de la rédaction lui-même.

La troisième année l'auteur inaugure le traitement d'une fable de La Fontaine, étant d'avis que c'est le devoir de tout professeur d'éveiller le goût pour l'étude de ce poète essentiellement français, et elle va jusqu'à consacrer, l'année suivante, plusieurs heures de leçon à faire le canevas d'une composition intitulée *Portrait du Renard d'après les fables de La Fontaine.* Les différentes parties du plan sont trouvées au moyen de conversations, sont écrites à la maison, ensuite lues en classe, et la composition ainsi préparée est faite à l'école «sans avoir été apprise par cœur», de sorte qu'on peut, selon l'auteur, parler d'un travail de rédaction. Exiger une composition sans cette sorte de préparation serait mal comprendre la tâche du professeur. Il s'agit d'amener les élèves à s'exprimer en français au moyen de mots et de tournures connus au lieu de leur faire écrire en français ce qu'ils ont pensé en allemand.

En troisième (la cinquième année de français) s'ajoute au livre de lecture un ouvrage en prose. Les élèves sont tenues à prendre des notes qui leur fourniront plus tard la matière des travaux écrits.

C'est aux deux dernières classes que l'auteur consacre la plus grande partie de son livre. La collection de modèles est très riche. Une partie de ces modèles sont des copies d'élèves, les autres sont tirés d'ouvrages consultés, ou bien composés par le professeur.

Les travaux de rédaction sont de trois espèces:

1. Compositions dont le sujet est tiré de la lecture.

2. Narrations.
3. Descriptions.

Les travaux de la première espèce sont les plus importants. Sur la base de différents chapitres sont faites de petites compositions spéciales, qui peuvent être résumées en une plus grande, comme par exemple celle qui est intitulée *Daudet artiste,* faite après la lecture des chapitres V, VI et VII de *Le Petit Chose* (édition pour écoles par Lion-Kühtmann). D'autres compositions, comme *Portrait du Petit Chose* ou *Jacques, personnification de l'amour fraternel,* sont faites après la lecture de tout l'ouvrage. L'auteur regarde les portraits comme le meilleur moyen de faire voir la capacité des élèves.

Il va sans dire que la composition doit paraître à l'élève le résultat de la lecture, tandis qu'au professeur c'est la base du traitement préparatoire. Les idées et la forme sont données à un certain degré et l'élève s'en sert d'une manière plus ou moins indépendante. L'auteur recommande de n'employer servilement ni les modèles ni les canevas. Il faut, au contraire, exiger du professeur un travail préparatoire consciencieux en même temps que le tact qui lui permet de s'écarter du plan pour céder aux impulsions données par les réponses ou les observations individuelles des élèves.

Dès la deuxième classe les travaux écrits peuvent se faire en partie à la maison, le temps qu'on peut consacrer à la composition étant très limité. Si, par exemple, la lecture d'un ouvrage comme *Le Petit Chose* demande à peu près six mois, on ne peut exiger que deux ou trois petites compositions et une grande.

La Fontaine occupe une place importante dans les travaux écrits des classes supérieures. La lecture des fables donne trois espèces de compositions: Récits de Fables, Analyses de Fables et Sujets tirés de Fables. Ce traitement des fables prépare au traitement littéraire d'un degré supérieur. Comme échantillons de la dernière des trois catégories mentionnées il y a: *Portrait du Lion; Comparaison de la fable de La Fontaine: Le Chat, la Belette et le petit Lapin avec sa source: Livre des Lumières ou la conduite des rois, composé par le sage Pilpay Indien; Montrer par quelques exemples l'originalité de La Fontaine dans la fable; Le Loup et le Chien chez La Fontaine et chez Phèdre.*

L'auteur ne juge pas possible de traiter en une année plus de trois ouvrages, et propose, après les fables, une comédie: *M:lle de la Seiglière* ou *Les Précieuses Ridicules,* selon le programme littéraire qui sera choisi pour la classe suivante.

Pour les narrations et les descriptions, l'auteur s'attend bien

à ce que le lecteur s'étonne un peu en voyant ce qui est proposé après des portraits et des analyses comme ceux que viennent de faire les élèves. Les modèles de cette espèce sont choisis pour des écoles où l'on ne peut viser qu'à un but inférieur. Mais, selon M:lle Curtius, le traitement d'une petite narration ou d'une description comparativement facile peut être fort utile, même quand il s'agit d'élèves qui s'occupent de préférence de la lecture des grands écrivains. L'histoire est lue une fois, puis racontée par une élève et ensuite écrite en classe. Quelquefois on n'en donne que le canevas. Les descriptions, utiles avant tout pour faire parler la langue dont on a besoin tous les jours, sont le résultat d'observations de l'objet qu'on doit décrire, après quoi le plan est dressé de la même manière que quand il s'agit de travaux ayant pour base des lectures.

La dernière année (la septième de français, classe I) est la continuation de la précédente. Le roman, la fable et la comédie inaugurés, il est possible de choisir plusieurs séries de travaux favorisant les différents buts qu'on peut se proposer à l'éducation littéraire. Quant à la méthode, l'auteur conseille d'employer les mêmes espèces de travaux que dans les classes inférieures. Pour la composition de lettres, elle se prononce dans le même sens que M. Borbein, qui dit que le soin du style épistolaire ne saurait être compris dans la mission de l'école. Le professeur ne peut qu'indiquer les formules d'usage, mais on peut, selon M:lle Curtius, se servir avec succès de la correspondance internationale d'écoliers.

Parmi les modèles je citerai de la première catégorie: *La Provence d'après les Lettres de mon moulin; Comment Alphonse Daudet nous apparaît - il dans les Lettres de mon moulin?; L'optimisme des Parisiens pendant la guerre d'après Le siège de Paris par Sarcey; Caractère du vieux Legoëz dans Le Flibustier par Jean Richepin; Le problème psychologique dans l'âme de Janik d'après le même ouvrage; L'Action des Femmes Savantes de Molière; Les Pédants dans les Femmes Savantes; Le Bourgeois selon Molière d'après Chrysale des Femmes Savantes.*

Les narrations sont naturellement plus longues et plus difficiles qu'auparavant, et parmi les descriptions se trouvent, entre autres, *Le Charmeur d'Oiseaux des Tuileries* et *Cochers d'Omnibus et Cochers de Fiacre,* mais l'auteur fait observer que celles-ci ne sauraient être faites que par des élèves très avancées.

La seconde moitié du livre est consacrée aux travaux écrits du séminaire. L'auteur insiste sur les difficultés causées par l'inégalité des capacités, vu que les élèves qui entrent au séminaire ont acquis leurs connaissances du français dans des écoles qui suivent des programmes bien différents.

La lecture d'œuvres littéraires est seule la base des travaux écrits, ce qui fait que pour l'enseignement de la littérature l'on ne se contente point de conférences faites par le professeur et répétées par les élèves. La méthode est au contraire la même qu'à l'école. Les élèves sont amenées à trouver elles-mêmes et la matière et la forme de la composition.

Pendant la première année chaque tâche doit être travaillée de manière à pouvoir être écrite, quoique la plupart des résumés restent non écrits. Afin d'obtenir une certaine sûreté dans le travail, il faut procéder avec lenteur en prenant le plus de soin possible. Le professeur donne quelquefois à une ou à quelques élèves un ouvrage sur le sujet qu'on traite en classe, et ces élèves en font des résumés qui contribuent à éveiller l'intérêt de leurs camarades et à augmenter leurs connaissances. «S'il se trouve dans les travaux des élèves des tournures de phrases prises dans Lanson, dans Faguet ou dans Lemaître, il n'y a pas à s'en plaindre. Il ne faut pas demander à des élèves un style original; elles ne produiraient que du mauvais français. En employant dans diverses occasions des tournures françaises on en fait sa propriété. Le travail en classe empêche de les copier directement.»

A la fin de la troisième année du séminaire, on fait faire chaque mois une composition de répétition et, à la fin de l'année, a lieu l'examen final, où les élèves font en deux heures une composition sur un sujet quelconque tiré de leur cours de littérature.

La collection de modèles comprend deux séries de travaux: celle de 1902—1905, qui contient des sujets de romans, des sujets historiques, des sujets dramatiques et des sujets pédagogiques, et celle de 1903—1906, qui contient les mêmes catégories sauf les sujets historiques, qui sont remplacés par des sujets de critique.

Les auteurs représentés dans ces deux séries sont: Bazin, Daudet, George Sand, Mérimée, Anatole France, Taine, Corneille, Racine, Victor Hugo, Molière, Rousseau, Montaigne et Madame de Staël. L'auteur fait observer qu'il ne faut pas regarder ces séries comme les seules préférables. Il faut chercher à développer chez les élèves le goût de ce genre d'études en les mettant en état d'approfondir une série de sujets, afin qu'elles cherchent plus

tard d'autres domaines où aller puiser leur connaissance du monde français.

Il suffit de parcourir les copies des élèves du séminaire pour voir à quel point le professeur a atteint son but. Elles se montrent familiarisées avec les grands esprits dont elles viennent d'étudier les œuvres à un point qui permet de croire qu'elles continueront leurs études avec plaisir et, quant à la manière dont elles s'expriment, l'on ne peut demander davantage.

Si l'on pouvait chez nous suivre un programme comme celui de M:lle Curtius, ce serait dans les écoles de jeunes filles dont la continuation correspond aux séminaires d'Allemagne, et c'est aux professeurs de ces écoles que son livre deviendrait une source précieuse. Les indications d'ouvrages consultés, ainsi que d'éditions à l'usage des élèves, sont fort utiles, et la riche collection de canevas et de compositions se trouve encore augmentée par un appendice contenant un recueil de copies d'élèves français, publié avec l'autorisation du ministre de l'instruction publique de France.

A. Lindfors.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 7. Dezember 1907, bei welcher Sitzung der erste Vorsitzende, der Sekretär und 15 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein habe von Prof. A. Jeanroy folgende Bücher als Geschenk erhalten: Ph. Aug. Becker, Grundriss der altfranzösischen Literatur. 1. Teil. Älteste Denkmäler. Nationale Heldendichtung (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. II. Reihe, 1. Band). Heidelberg 1907; und E. Portal, Letteratura provenzale. I moderni trovatori (Manuali Hœpli, Serie scientifica 105). Milano 1907.

§ 3.

Professor *W. Söderhjelm* berichtete in einem Vortrage über eine neuentdeckte Version der Geschichte des Sibyllenparadieses in tschechischer Sprache.[1] Es entstand eine kurze Diskussion über einige Details, an der sich Prof. A. Wallensköld, Lektor J. Poirot, Prof. Jos. Mandelstam, Prof. W. Söderhjelm, Fräulein Dr. phil. J. af Forselles und Fräulein A. Krook beteiligten.

§ 4.

Mag. phil. *M. Wasenius* behandelte anlässlich des neuen Buches Lektor S. Nyströms: «Deutsches Lesebuch für den Anfangsunterricht» die Frage von dem Grammatikunterricht auf den niedrigeren Stadien. Der Platz, den die Grammatik, seitdem die Reformmethode bei uns eingeführt worden, im deutschen Anfangsunterricht eingenommen habe, sei bescheidener gewesen, als zu der Zeit, wo die alte Methode noch herrschte. Dabei sei man jedoch in dem Reformeifer vielleicht oft zu weit gegangen, und allem Anschein nach werde die Ansicht immer allgemeiner, dass die Grammatik auf dem Elementarstadium mehr und gründlicher getrieben werden müsse, als es nunmehr in der Regel geschehe. Das obenerwähnte Elementarbuch Lektor N:s bezeichne in der Hinsicht einen Fortschritt, dass durch die von ihm verwendete intime Verknüpfung von Text und Grammatik der Lehrer gezwungen werde sich viel mit der Grammatik zu beschäftigen, freilich immer nach den Prinzipien der Reformmethode. Der Text bestehe aus Anekdoten und Erzählungen einerseits und beschreibenden Stücken andererseits, welche letzteren die Grundlage des Grammatikunterrichts bildeten und bei welchen immer angegeben sei, was in jedem Falle aus der Grammatik aufgenommen werden solle. Um den Lehrern zu erleichtern, den Grammatikunterricht so vielseitig wie möglich zu machen, gebe er bei jedem Lesestücke gute Winke und Fingerzeige. — Man könne wohl an der Arbeit aussetzen, dass Lektor N. vielleicht zu grosses Gewicht auf die Grammatik lege. Sein Buch hätte nur dadurch gewonnen, wenn kleine Erzählungen öfter, als es jetzt der Fall sei, eingeschaltet worden wären. So wie die Aufstellung jetzt sei, hätten die Schüler nicht immer die genügende Zeit das Erlernte ordentlich zu befestigen. Im Grossen und Ganzen habe er bei der Wahl des grammatischen Stoffes das Richtige getroffen. Doch hätte Einiges aus der Formenlehre, wie z. B. der Konditionalis und die

[1] Prof. S. wird später in diesem Blatte eine deutsche Übersetzung dieser Version veröffentlichen.

substantivierten Adjektive, weggelassen werden können, wogegen er Anderes (z. B. die zusammengesetzten Verba und die Präpositionen mit dem Dat. und die mit dem Ack.) vermisse. Das Buch mache den Eindruck, dass der Schüler durch dasselbe schon auf dem Elementarstadium zu einer sicheren Beherrschung der Formenlehre gelangen könne. Statt fortwährend auf den höheren Klassen die Formenlehre einzuüben, könne man dort nun mehr Zeit der Literatur der fremden Sprache widmen.

Mag. W. stellte folgende These zur Diskussion auf: Die Grammatik muss im Anschluss an den deutschen Text des Lehrbuches mit der Konsequenz und Intensität betrieben werden, dass die Formenlehre innerhalb drei Jahre von den Schülern der Reallinie vollkommen beherrscht wird.

Prof. *A. Wallensköld* wollte hervorheben, dass es auf einem Missverständnis beruhe, wenn Mag. W. behaupte, dass die Reformer die Grammatik nicht genügend geschätzt hätten. Diese hätten nie beabsichtigt, dass die Schüler in der Formenlehre schwach sein sollten. Nur die alte Art und Weise, nach welcher die Grammatik ihrer selbst wegen betrieben worden sei, sei von den Freunden der Reform bekämpft worden. Prof. W. wolle nicht leugnen, dass die Resultate zuweilen übel ausgefallen seien; dies sei aber der Fehler des Lehrers, nicht derjenige der Methode.

Prof. *W. Söderhjelm* gab Prof. Wallensköld Recht darin, dass es eigentlich kein Unterschied sei zwischen dem, wonach man jetzt strebe, und dem, was die Reformfreunde ursprünglich angestrebt hätten. — Es sei aber ein Aberglaube, wenn man jeden kleinen Fehler gegen die Formenlehre für so furchtbar halte. Dass man bei uns so viel Zeit auf das Erlernen und die Einübung der Formen verwende, beruhe wohl nur darauf, dass die Schüler im Maturitätsexamen schriftliche Übersetzungen ausführen müssen. Viel wichtiger und nützlicher sei in der Tat den Schülern Phrasen und einen grösseren Wortvorrat beizubringen.

Fräulein *Anna Bohnhof* war ganz derselben Ansicht wie die Professoren W. und S. — Als ein grosses Verdienst des fraglichen Elementarbuches hob Fräulein B. weiter hervor, dass der Lehrer nie bei der Anwendung desselben dazu verleitet werde, die Muttersprache zu reden.

Dr. phil. *A. Rosendahl* sei nicht so ganz von der Vorzüglichkeit des Buches Lektor N:s überzeugt. Es tue keineswegs allen den Forderungen Genüge, die man an ein für unsere Realschulen bestimmtes Elementarbuch stellen müsse, obgleich es allerdings einen Fortschritt im Vergleich mit den früher hier angewendeten bezeichne. — Dr. R. zeigte an einigen Beispielen gewisse Schwächen des Buches: Der Verfasser folge nicht immer den Prinzipien der

Reformmethode, indem es vorkomme, dass man nicht alle in Frage stehenden Formen im Texte belegt finde und der Text überhaupt zu wenig Beispiele mit einzuübenden Formen gebe. Weiter sei der grammatische Stoff nicht ganz gleichmässig verteilt und die verschiedenen Teile der Grammatik hätten nicht immer ihren rechten Platz. So seien im Anfang des Buches zu viel Sachen auf einmal und zu rasch nach einander behandelt und z. B. die Deklination der schwachen Adjektive erst in dem für das zweite Jahr bestimmten Abschnitt aufgenommen. Die Winke für den Lehrer, wie die Grammatik zu den verschiedenen Stücken appliziert werden müsse, seien zu knapp und ihr Nutzen deshalb sehr klein. — Übrigens schloss sich Dr. R. ganz der von Mag. W. vorgeschlagenen These an.

Mag. *M. Wasenius* wollte gegen Prof. Wallensköld hervorheben, dass die Reformer bei uns der Grammatik den ihr zukommenden Platz wohl in der Theorie gegeben hätten, aber in der Praxis sei dies ganz gewiss nicht immer geschehen. Wie Prof. Söderhjelm, so sei auch er von der Bedeutung eines grossen Wortvorrates für den Schüler überzeugt. Diese Seite werde von Lektor N. keineswegs versäumt; im Gegenteil habe er stets vor Augen, den Schülern einen guten und reichhaltigen Wortvorrat zu geben. — Auch sei Mag. W. mit Dr. Rosendahl darin einig, dass der Verfasser in der ersten Abteilung zu viel grammatischen Stoff anhäufe und dass die Grammatik in dem ganzen Buche gleichmässiger verteilt werden müsse. Übrigens habe er hier keine eingehende Kritik des Buches beabsichtigt; eine solche von Dr. H. Suolahti sei schon in den Neuphil. Mitteil. erschienen, und später werde er selbst Gelegenheit haben in «Tidskrift utgifven af Pedagogiska föreningen i Finland» eine Detailkritik zu veröffentlichen.

Prof. *W. Söderhjelm* hob die Bedeutung der Tatsache hervor, dass jetzt ein neues Lehrbuch für den modernen Sprachunterricht zur Diskussion aufgenommen worden sei. Es sei eine der Hauptaufgaben des Vereins jedes neue einheimische Lehrbuch einer eingehenden Kritik zu unterwerfen und zwar am besten, nachdem es schon eine kürzere Zeit im Brauch gewesen sei.

In fidem:

Holger Petersen.

Eingesandte Litteratur.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Erste Hälfte. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1908. 352 S. gr. 8:o

Johannes Öhquist, Tysk Elementarbok. Fjärde omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 219 S. 8:o. (Nebst einem 8 Seiten umfassenden Bilderbogen).

Derselbe, Saksankielen Alkeiskirja. Viides uudistettu painos. Helsingissä, Otava, 1907. 223 S. 8:o. (Nebst dem oben erwähnten Bilderbogen).

Derselbe, Tysk Övningsbok. Tredje omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 205 S. 8:o.

Derselbe, Saksankielen Harjoituskirja. Kolmas uudistettu painos. Suomeksi sovittanut *V. R.* Helsingissä, Otava, 1907. 220 S. 8:o.

Derselbe, Skrivprov för Studentexamen i Tyska. Helsingfors, Otava, 1907. 49 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Derselbe, Saksankielen Kirjoituskokeet Ylioppilastutkintoa varten. Helsingissä, Otava, 1907. 50 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Wilhelm Horn, Historische neuenglische Grammatik. I. Teil: Lautlehre. Mit einer Karte. Strassburg, K. Trübner, 1908. XVI, 239 S. 8:o. Preis: 5 Mark 50 Pf.

Anna Bohnhof, The Junior English Reader. With Glossary and Notes. Helsingfors, Helios, 1908. 196+137 S. 8:o. Preis: Fmk. 5:25. (Das Wörterbuch sowohl in schwedischer wie in finnischer Ausgabe).

Schriftenaustausch.

Jahresbericht der Kgl. Bibliothek zu Berlin. 1905/06 u. 1906/07.

Modern Language Notes, Bd. XXII, Nr. 7—8, Bd. XXIII, Nr. 1—2.

Bibliographia phonetica, 1907, Nr. 11—12.

Päivä, viikkolehti suomalaista kultuuria varten, 1908, Nr. 1—7.

Virittäjä, 1907, Nr. 4—8.

Moderna Språk, Svensk Månadsrevy för undervisningen i de tre huvudspråken, utgiven av Emil Rodhe under medverkan av C. S. Fearenside, Camille Polack, Ernst A. Meyer. II. Jahrg. (1908), Nr. 1—2. — Die zwei Hefte enthalten ausser Be-

sprechungen, Schreibübungen, etc. folgende Aufsätze: Carl O. Koch Remarks on the Use of the Reflexive Pronouns in Modern English; F. Leray, La loi des trois consonnes. — Der Abonnementspreis für den Jahrgang (9 Hefte) beträgt 6 Mk. 50 Pf. Die Zeitschrift ist durch Ringnér & Enewalds Bokhandel, Göteborg, zu beziehen.

Mitteilungen.

Dr. *Torsten Söderhjelm*, der junge vielversprechende Neuphilologe, welcher in der letzten Zeit sich mit der italienischen Litteraturgeschichte beschäftigt hatte, ist am 19. Januar nach einer kurzen Krankheit in Florenz gestorben.

Lic. phil. *Artur Långfors* ist den 24. Februar zum Dozenten der romanischen Philologie ernannt worden.

Von Prof. *A. Wallensköld* ist in den «Publications de la Société des anciens textes français» für das Jahr 1907 erschienen: Florence de Rome, chanson d'aventure du premier quart du XIIIe siècle, Tome second. 381 S. 8:o. (Der erste Band des Werkes wird später erscheinen).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Zeitschriften: Dr. *Hugo Suolahti-Palander*, Die althochdeutschen Deminutivbildungen auf *inkilîn*, in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, Bd. IX, S. 170—181; Dr. *T. E. Karsten*, Zur Frage nach den «gotischen» Lehnwörtern im Finnischen, in den Indog. Forschungen, Bd. XXII, S. 290—307; Prof. *W. Söderhjelm*, Besprechung von P. Champion, Le Manuscrit autographe des poésies de Charles d'Orléans (Paris 1907) in der Deutschen Literaturzeitung 1908, Sp 102—104; Lektor *J. Poirot*, Besprechung von Panconcelli-Calzia, Bibliographia phonetica (die sieben ersten Nummern) im Archiv f. gesamte Psychologie, Bd. X, S. 162—166.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors*, Bd. IV, bespr. von Kr. Sandfeld Jensen in Nordisk Tidskrift for Filologi, 1908, S. 82—84; *Oiva Joh. Tallgren*, La Gaya ó Consonantes de Pero Guillén de Segovia, I, bespr. von R. M[enéndez] P[idal] in Cultura, 1907, S. 1058—1061, und B. Schädel in Zeitschr. f. rom. Philol., Bd. XXXII, S. 118—120.

Ferienkurse: In *Paris* vom 1. bis 31. Juli 1908 und vom 1. bis 31. Aug. 1908, veranstaltet von der Alliance française. — In *Marburg* vom 8. bis 29. Juli und vom 5. bis 26. Aug. — In *Lausanne* vom 20. Juli bis 28. Aug. — Nähere Auskunft giebt die Redaktion dieses Blattes.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk. durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1908

Über die Stellung der Gesprächsübungen beim neusprachlichen Unterricht in unseren Schulen.

Unter neusprachlichem Unterricht verstehe ich hier speziell den Unterricht im Deutschen und unter unseren Schulen in erster Linie die Reallyceen und zwar die finnischen, von denen allein ich persönliche Erfahrungen habe. Was aber von dem Unterricht einer modernen Sprache in einer Art von Schulen gilt, hat immer mutatis mutandis mehr oder weniger seine Anwendung auch in Bezug auf andere moderne Sprachen und andere Schulformen.

Die schwierige Lage des neusprachlichen Lehrers an unseren finnischen Reallyceen gerade in Bezug auf den Unterricht der deutschen Sprache ist jedem Beteiligten genügend bekannt. Die Forderungen, die man an diesen Unterricht stellt und unbedingt stellen muss, sind — obgleich an und für sich äusserst gering und bescheiden — im Verhältnis zu dem, was man in Wirklichkeit leisten und erreichen kann, doch oft zu gross.

Besondere Schwierigkeiten bereitet dem Lehrer der deutschen Sprache nun auch der Umstand, dass er gewissermassen ein doppeltes Ziel im Auge haben muss. Ohne Zweifel muss er es für seine Hauptaufgabe ansehen, seinen Schülern eine solche Reife im Deutschen zu geben, dass sie

ohne grössere Schwierigkeit deutsche Literatur benutzen und verstehen können um mit Erfolg auf der Universität oder auf anderen Hochschulen, wo eine solche Fähigkeit notwendig ist, ihre Studien fortsetzen zu können. Aber doch ist dieser so zu sagen literarisch-wissenschaftliche Zweck nicht der Einzige, den der Unterricht im Deutschen zu verfolgen hat. Auch das praktische Leben fordert sein Recht. Die Schüler, welche aus unseren Schulen hervorgehen, kommen nicht allein mit deutschen Büchern, sie kommen auch mit deutschen Menschen in Berührung und auch für diesen Fall müssen sie auf irgend eine Weise ausgerüstet sein. Der Lehrer muss also bestrebt sein, seinen Schülern nicht allein die Fähigkeit zu geben, deutsche Literatur zu verstehen, sondern auch eine gewisse, wenn auch bescheidene, Sprechfertigkeit. Dieser letztere Zweck, näml. die Erlangung einer Sprechfertigkeit, ist für einen grossen Teil der Schüler, nämlich für die meisten von denen, die nicht das ganze Lyceum absolviren, sondern von den mittleren Klassen abgehen um z. B. die kaufmännische oder irgend eine andere praktische Bahn einzuschlagen, oft sogar wichtiger, als der erstere Zweck, näml. die Fähigkeit deutsche Literatur benutzen und verstehen zu können. Auch auf den Vorteil dieser äusserst zahlreichen Schüler muss der Lehrer Rücksicht nehmen und deshalb um so mehr Gewicht auf die Erlangung der Sprechfertigkeit legen.

Ich möchte hier nun einige Erfahrungen und Reflexionen darüber aussprechen, wie man eben diesen Forderungen gerecht werden kann, die das praktische Leben an den Unterricht der deutschen Sprache in unseren Reallyceen stellt und welche Mittel und Wege es da giebt, diese nötige Sprechfertigkeit zu erlangen. Ich schicke nur noch voraus, dass ich hier von allen Theorien und methodologischen Prinzipienfragen absehe und mich lediglich auf den Boden unserer eigentümlichen realen Verhältnisse und unserer äusserst beschränkten Möglichkeiten stelle. [1]

---

[1] Über ungefähr dasselbe Thema wie hier haben schon früher zwei hervorragende neusprachliche Lehrer in unserem Lande Abhandlungen geschrieben. In dem Schulprogramm der finnischen Töchterschule zu Helsing-



In aller Allgemeinheit lässt es sich nun sagen, dass zur Erlangung der Sprechfertigkeit besondere Konversations- oder Gesprächsübungen nötig sind. Aber man muss nun auch etwas genauer zeigen, welche Stellung diese Gesprächsübungen in unseren Reallyceen am besten haben können, d. h. *auf welchen Stufen* und *in welcher Ausdehnung*, *durch welche Mittel* und *auf welche Weise* sie zu betreiben sind.

Was die erste Frage betrifft, so dürfte in der Beziehung nicht viel Uneinigkeit herrschen können. Ohne Zweifel sind die systematischen Gesprächsübungen auf den Anfangs- und Mittelstufen am besten an ihrem Platze. Genauer möchte ich sagen, dass sie in den Reallyceen bei dem jetzigen Stundenplan von der III. bis zur VI. Klasse mit bestem Erfolg betrieben werden können und überhaupt so lange als das Lesebuch als Lektürstoff benutzt nnd noch kein zusammenhängender Text gelesen wird.

Die Gründe, die für diese Reihenfolge sprechen, liegen ziemlich nahe. Erstens fordert schon die Rücksicht auf die zahlreichen Schüler, die von der V. und VI. Klasse ab-

---

fors (1906) hat Fräulein Hanna Andersin einen kurzen Aufsatz «Havaintoopetus sovitettuna vieraitten kielten alkeisopetukseen» veröffentlicht. Und in der Zeitschr. des Pädag. Vereins ist schon im Jahre 1901 ein Aufsatz von Dr. A. Rosendahl «Havaintometoodista elävien vieraiden kielten opetuksessa» erschienen, der in derselben Zeitschrift auch eine kleine Polemik zwischen dem Verfasser und Herrn I. Hortling veranlasste. — Der Aufsatz Frl. Andersins ist ganz kurz, bezieht sich zunächst auf die Töchterschulen und sucht nur in aller Kürze die allgemeine Natur der «Anschauungsmethode» und ihre Hauptvorzüge klar zu machen ohne näher zu zeigen, wie dieselbe im Einzelnen anzuwenden sei. — Der Aufsatz Dr. R:s ist bedeutend ausführlicher und erschöpfender und berichtet auch von den persönlichen Erfahrungen des Verfassers, obgleich auch Dr. R. mehr bei den Prinzipienfragen und bei der Entwicklungsgeschichte der Anschauungsmethode verweilt. In der Hauptsache glaube ich mich mit diesen beiden geehrten Kollegen in Übereinstimmung zu befinden. Ich verzichte aber hier auf jede allgemeinprinzipielle Diskussion und nehme die Sache nur von der praktischen Seite, indem ich zu zeigen suche, wie diejenige «Anschauungsmethode», die ich für die Richtige halte, in unseren Reallyceen praktisch durchzuführen und anzuwenden ist. So hoffe ich, wird mein kleiner Aufsatz eine gewisse Ergänzung zu den beiden erwähnten bilden.

gehen, die Verlegung der Gesprächsübungen auf die Anfangs- und Mittelstufen. Von diesen Abgegangenen werden näml. nur die wenigsten je die deutsche Sprache zu wissenschaftlichen Studien oder zu sonstigen literarischen Zwecken brauchen. Aber für die meisten ist eine, wenn auch geringe, praktische Fertigkeit in dieser Sprache später im Leben sehr willkommen. Die Schule leistet ihnen also einen guten Dienst, wenn sie darauf Rücksicht nimmt diesen Abgehenden in erster Linie das zu geben, was ihnen später im Leben vor allem wichtig sein wird, näml. praktische Sprechfertigkeit.

Aber ausserdem hat man auf den Anfangs- und Mittelstufen auch am besten Zeit zu freistehenden systematischen Gesprächsübungen. Schon die Stundenzahl im Deutschen ist auf den unteren Stufen etwas grösser als auf den oberen, wo ausserdem die bevorstehende Maturitätsprüfung dem ganzen Unterricht eine bestimmte Richtung vorschreibt. Aber auch abgesehen von der geringen Stundenanzahl und der nahe bevorstehenden Maturitätsprüfung, würden die freistehenden gerade auf praktische Sprechfertigkeit hinzielenden systematischen Gesprächsübungen auf den oberen Stufen nicht so gut an ihrem Platze sein wie auf den Anfangs- und Mittelstufen. In der VII. und VIII. Klasse muss man notwendigerweise schon zusammenhängenden Text lesen und wenigstens zum Teil auch Poesie und überhaupt s. g. «Klassiker». Der deutsche Unterricht auf diesen höheren Stufen — so weit er nicht allein Dressur für das Abiturium ist — muss somit vorwiegend einen literarisch-ästhetischen Charakter haben und darf nicht mehr, wenigstens nicht hauptsächlich, der im alltäglichen Leben nötigen praktischen Sprechfertigkeit dienstbar gemacht werden. Auch muss man schon auf diesen Stufen, um überhaupt etwas von der Literatur lesen zu können, so grosse Aufgaben geben, dass zu der allseitigen Besprechung und Erläuterung des Gelesenen die ganze Stunde nötig ist, und daneben freistehenden praktischen Gesprächsübungen keine Zeit übrig bleibt. Auf den Anfangs- und Mittelstufen dagegen, wo noch das Lesebuch benutzt wird, müssen die Aufgaben in der Regel noch so kurz sein, dass

zu freistehenden Gesprächsübungen oft noch reichlich Zeit übrig bleibt.

Aber der prinzipiell wichtigste Grund, der für die Verlegung der freistehenden systematischen Gesprächsübungen auf die Anfangs- und Mittelstufen spricht, ist doch der, dass dieselben hier dem geistigen Entwicklungsstand der Schüler am besten entsprechen. Die freistehenden Gesprächsübungen müssen sich immer doch hauptsächlich auf zwei Faktoren stützen: auf unmittelbare Anschauung und auf den Nachahmungstrieb, und diese geistigen Fähigkeiten sind gerade bei den jungen Schülern besonders stark. In einem späteren Alter lebt man nicht mehr so sehr in der unmittelbaren Anschauung und auch der Nachahmungstrieb ist nicht mehr so rege, dagegen entwickelt sich mehr die Verstandestätigkeit und das Abstraktionsvermögen. Diesem veränderten geistigen Entwicklungsstand muss nun auch der Unterricht Rechnung tragen und immer am meisten gerade an diejenigen Fähigkeiten appelliren, die in jedem Alter am stärksten hervortreten.

Was dann die Frage betrifft, in welcher Ausdehnung solche freistehenden gerade auf praktische Sprechfertigkeit abzielenden Gesprächsübungen in den Reallyceen gepflegt werden sollen, so können wohl die Ansichten in dem Punkte viel mehr auseinander gehen als in dem eben berührten. Persönlich bin ich der Ansicht, dass trotz allem das Lesebuch und überhaupt die Lektüre, im weitesten Sinne des Wortes, auch auf den Anfangs- und Mittelstufen das Centrum des ganzen Unterrichts bilden soll und dass somit den freistehenden Gesprächsübungen — für so wichtig und nützlich ich dieselben auch halte — doch nur eine Nebenrolle zukommt. Und ich wäre beinahe geneigt zu glauben, dass sie nur in dieser Nebenrolle den besten Dienst leisten können. Räumt man ihnen allzu viel Platz ein, macht man sie gewissermassen zur Hauptsache und zum Centrum des Unterrichts, wirken sie leicht ermüdend sowohl auf den Lehrer wie auf die Schüler, werden mechanisch, einförmig und langweilig und verfehlen schliesslich gänzlich ihren Zweck. Das Lese-

buch hat das Gute für sich, dass es nach so vielen verschiedenen Richtungen verwertet werden kann und also viel Gelegenheit zur Abwechslung bietet. Ausserdem ist es etwas Handgreifliches und Festes. Wenn der Schüler eine bestimmte Anzahl von Seiten aus dem Lesebuch durchgearbeitet hat, so hat sowohl er wie der Lehrer das sichere Gefühl, dass er etwas gelernt hat, weil das Gelernte gewissermassen immer vor den Augen liegt. Auch deshalb eignet sich das Lesebuch so gut zum Träger des ganzen Unterrichts. Dagegen haben die freistehenden Gesprächsübungen etwas «Luftiges» und Schwebendes an sich. Der Schüler, der eine bestimmte Anzahl von Konversationsstunden mitgemacht hat, hat nie dasselbe sichere Gefühl etwas geleistet und gelernt zu haben wie jener, der eine bestimmte Anzahl von Seiten aus dem Lesebuch durchgearbeitet hat.

Auch würde ich es nicht für zweckmässig halten den Gesprächsübungen z. B. eine besondere Stunde vorzubehalten und sie somit von dem übrigen Unterricht zu trennen. Durch diese Anordnung ginge näml. ein grosser Teil des Nutzens, den die Gesprächsübungen bringen können, verloren. Sie würden nicht mehr so sehr zur Abwechslung und zur Anreizung des Interesses beitragen können, wie wenn sie anders gestellt werden. Diese Bedeutung und Rolle eines abwechselnden und Interesse erregenden Faktors haben die Gesprächsübungen am besten, wenn sie im nächsten Anschluss an die Lektüre stehen und nur einen Teil der Unterrichtsstunde, den näml., der übrig bleibt, wenn die Aufgabe aus dem Lesebuch erledigt ist, in Anspruch nehmen. Natürlich muss der Lehrer dann auch dafür Sorge tragen und es so einrichten, dass wenigstens in der Regel nach der Erledigung der Lesebuchaufgabe 10—20 Minuten zum Gespräch übrig bleiben. So eingerichtet, werden die Gesprächsübungen von den Schülern mehr als Vergnügen betrachtet, und es ist oft ganz auffallend, wie interessirt und wach sie wiederum werden, nachdem die Behandlung des Lesestoffes sie schon etwas abgespannt und ein wenig schlaff gemacht hat. Auch für den Lehrer sind die Gesprächsübungen in

dieser Form und in dieser Ausdehnung eine angenehme Abwechslung. Sollte man aber eine ganze Stunde Gespräch führen, dann ist es kaum zu vermeiden, dass auch der geistreichste Lehrer etwas abgespannt und ermüdet wird und nicht mehr so anregend und unterhaltend wirken kann. Kann man aber nicht mehr mit lebhaftem Interesse und mit persönlicher Freude und Begeisterung Gespräch führen, dann wäre es vielleicht besser es gar nicht zu tun, denn ein mechanisches, schablonenmässiges, interesseloses Gespräch kann leicht ebenso sehr schaden wie nützen. [1]

Es fragt sich nun weiter, durch welche Mittel die Gesprächsübungen am besten geführt werden können.

In dem Vorangehenden sind die hier in Frage stehenden Gesprächsübungen schon des öfteren als «freistehend» bezeichnet worden. Dies könnte vielleicht eine solche Auffassung veranlassen, als wären keine besonderen Mittel bei den Gesprächsübungen nötig, sondern man könnte nur über Wind und Wetter und über alles, was sonst dem Lehrer und eventuell auch den Schülern gelegentlich einfällt, Gespräch führen. Auch eine solche Möglichkeit möchte ich nicht unbedingt und gänzlich abweisen. Als Ausnahme kann es ja interessant und anregend sein, wenn ein Gesprächsthema so zu sagen aus der Luft gegriffen oder improvisirt wird. Irgend ein Tagesereignis in Deutschland oder sogar ein neutrales im eigenen Lande oder in dem Leben der Schule, irgend eine Sitte oder Seite oder Erscheinung des deutschen Lebens, die durch irgend welchen Zufall berührt worden ist und die wichtig und interessant genug ist um auch den Schülern näher erklärt zu werden, kann gelegentlich sehr gut und mit grossem Vorteil zum Gegenstand eines Gesprächs gemacht werden und eine Bereicherung der Kenntnisse der Schüler sowohl in realer wie in sprachlicher Hin-

---

[1] Hier liegt eben die Gefahr z. B. der Berlitzmethode und anderer ähnlichen einseitigen Gesprächsmethoden, die besonders leicht in Schablone ausarten und deshalb abstumpfend und ermüdend wirken. Wenigstens machte auf mich einen solchen Eindruck der Besuch der Berlitzmusterschule, die auf der Weltausstellung zu Lüttich im Jahre 1905 in Tätigkeit war.

sicht zur Folge haben. Aber diese Art von Gespräch setzt immer ein ungewöhnliches improvisatorisches Talent und eine ungewöhnliche geistige Regsamkeit von der Seite des Lehrers voraus, und auch wenn diese Voraussetzungen vorhanden sind, darf eine solche sporadische Art von Gespräch nicht zur Regel werden, denn eben nur als Seltenheit wirkt sie anregend. Es gilt doch als Regel, dass auch in dem freistehenden Gespräch irgend ein Zusammenhang, ein Ziel und eine Richtung und sogar eine Methode sein muss. Wollte man es zur Regel machen nur auf die Einfälle des Augenblicks hin Gespräch zu führen, würde daraus nur ein zusammenhangsloses Gewirr entstehen ohne Richtung und Ziel und alles würde sich schliesslich in leere Luft verflüchtigen oder man würde am Ende meistens auf dieselben Wege zurückkommen und sich somit nur wiederholen. Wenn das Gespräch hier als «freistehend» bezeichnet worden ist, so ist damit nur gemeint, dass, da kein gedruckter Text dem Gespräch zugrunde liegt, es nicht eine Wiedergabe oder Wiedererzählung eines Gelesenen oder eines früher Erzählten ist, sondern eine *Neuschöpfung* auf Grund eines innerlich oder äusserlich Angeschauten. Aber ein anschauliches Objekt oder wenigstens ein anschaulicher Ausgangspunkt für diese Neuschöpfung muss da in der Regel vorhanden sein, ein Ariadnefaden, an den sich das Gespräch anknüpft und der demselben Ziel und Richtung giebt.

Wie bekannt werden auch in unseren Schulen als solche Anschauungsmittel bei dem Sprachunterricht Bilder benutzt. Ich möchte hier einen flüchtigen Blick auf diese in unseren Schulen am meisten benutzten Sprachbilder und ihre relative Brauchbarkeit werfen.

Am meisten in Anwendung sind wohl in unseren Schulen die bekannten hölzelschen Bilder. Von diesen wiederum dürften die «Jahreszeiten» vielleicht am bekanntesten sein. Doch finde ich nicht, dass die hölzelschen Jahreszeiten zum praktischen Gesprächsunterricht gerade in unseren Schulen besonders geeignet sind.

Erstens sind die etnographischen und Naturverhältnisse,

die in diesen Bildern dem Schüler entgegentreten von den unsrigen vollständig verschieden. *Unseren* Schülern bieten also diese Bilder kein bekanntes Anschauungsmaterial. Zweitens ist es eben infolge dieser Verschiedenheit der Verhältnisse auch dem Lehrer sprachlich äusserst schwierig sich mit voller Sicherheit auf diesem fremden Gebiete zu bewegen, immer selbst die richtigen Ausdrücke zu finden und immer bereit zu sein auf alle Fragen der Schüler zu antworten. Nur die wenigsten Lehrer sind mit dem deutschen, bezw. schweizerischen *Landleben* so völlig vertraut, dass sie dieses Gebiet auch sprachlich mit voller Sicherheit beherrschen, alle landwirtschaftlichen und sonstigen im Landleben wichtigen richtigen Ausdrücke kennen. Natürlich kann der Lehrer sich auf das Gespräch vorbereiten; er kann den zum Bilde gehörigen Text durchlesen oder die ihm unbekannten Ausdrücke im Wörterbuch nachschlagen. Das ist aber alles nur eine Nothilfe und kann nie die eigene Anschauung und die darauf sich stützende sichere lebendige Kenntnis ersetzen. Man kann ja zur Not auch mit Hilfe des Wörterbuches und des beigegebenen Textes Gespräch führen, aber ein interessantes und anregendes Gespräch wird daraus sicherlich nicht, denn mit lebendigem, ansteckendem Interesse kann man nur über etwas sprechen, was man aus eigener Anschauung kennt. Und dann ist da immer die Gefahr vorhanden, dass man in einen so zu sagen «papierenen» Stil verfällt. Alles was der Lehrer sagt, ist vielleicht richtig, hat aber nur den bedenklichen Fehler, dass man in dem betreffenden Lande nicht so sagt. Die Ausdrücke, die der Lehrer benutzt, sind nur Schul- und Buchausdrücke und keine Ausdrücke des lebendigen Lebens.

Aber noch wichtiger als alles dies ist der Einwand, dass der Sprachstoff, der mit Hilfe der «Jahreszeiten» den Schülern gegeben wird, durchaus nicht ein solcher ist, worauf es gerade bei praktischen Gesprächsübungen in erster Linie ankommt. Die Gesprächsübungen sollen ja eine Vorbereitung, eine Ausrüstung für die Bedürfnisse des späteren realen Lebens sein, müssen also gerade das bieten, was in

dem realen Leben später vor allem wichtig und nötig sein wird. Wie viele von unseren Schülern kommen aber nun je mit dem deutschen, bezw. schweizerischen *Land*leben in Berührung? Vielleicht einer von 1000. Warum soll man ihnen also allerlei seltene Ausdrücke einpauken, die sich auf das deutsche Bauernhaus, auf Enten und Schafe, auf Wassermühle, auf Landwirtschaft und Viehzucht beziehen, wenn man doch von vornherein weiss, dass sie niemals, oder wenigstens beinahe niemals, in die Lage kommen werden diese Ausdrücke zu benutzen, dass dieses Wissen also im voraus bestimmt ist ein totes Kapital zu werden? Wenn unsere Schüler je nach Deutschland kommen, so kommen sie doch in der Regel nach den Städten, und beinahe ausschliesslich nur nach den Städten und nicht auf das Land. Was sie also da sehen werden, sind Häfen und Bahnhöfe, Strassenbahnen und Eisenbahnen und allerlei andere Verkehrsmittel, Hotels, Gasthäuser und Strassenleben, Droschkenkutscher, Kellner und Portiers, Theater, Konzerte und Städteleben im Allgemeinen. Warum will man ihnen also nicht auch in erster Linie einen solchen Sprachstoff geben, den sie nötig haben werden und der sich auf solche Gebiete des Lebens bezieht, mit denen sie am meisten in Berührung kommen werden?

Nun giebt es von Hölzel auch andere Bilder, die wenigstens teilweise solchen Anschauungsstoff bieten, der zu den Zwecken der praktischen Gesprächsübungen geeignet sein könnte. Es giebt erstens eigentliche Städtebilder (Paris, London, Wien, Prag), dann einige Bilder, die gewisse Seiten des städtischen Lebens darstellen, wie «Der Hafen», «Der Hausbau», «Berg- und Hüttenwerk». Ausserdem giebt es ein Bild, das eine moderne Grosstadt im Allgemeinen und schliesslich eines, das das Innere einer modernen Wohnung darstellt.

Was die hölzelschen Städtebilder betrifft, wenigstens diejenigen, die ich gesehen habe, sind dieselben offenbar nicht mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Sprachunterrichts entworfen, sondern wollen ganz anderen Zwecken dienen. Sie

geben nur ein ganz zusammengedrängtes Panorama von der betr. Stadt in der Vogelperspektive und würden sich sehr schlecht zum Gegenstand der Gesprächsübungen eignen.

Von den übrigen hölzelschen Bildern möchte ich sagen, dass nur die zwei letztgenannten zu unserem Zweck gut brauchbar sind. Das Bild Nr. 15 («Der Hausbau») bietet wohl reichen Anschauungsstoff dar, aber führt das Gespräch auf ein allzu spezielles Gebiet, wo der Lehrer sich in den gewöhnlichen Fällen weder sachlich noch sprachlich mit voller Sicherheit bewegen kann. Und wenn er das auch könnte, so wäre es ja doch offenbar verkehrt den Schülern allerlei bautechnische Spezialausdrücke einzupauken, die sie meistens niemals brauchen werden und dabei das Nächstliegende und Nötigste zu vernachlässigen. Dasselbe gilt noch mehr von dem Bilde Nr. 16 («Berg- und Hüttenwerk»). Was das Bild Nr. 14 («Der Hafen») betrifft, so ist auch das in der hölzelschen Ausführung mehr zum Anschauungsunterricht als zum fremdsprachlichen Unterricht geeignet. Es fehlt dem Bilde die nötige Übersichtlichkeit und Grosszügigkeit, die notwendige Bedingungen sind, wenn ein Bild zum fremdsprachlichen Unterricht taugen soll. Die beim Sprachunterricht brauchbaren Bilder müssen immer ziemlich allgemein gehalten sein. Sie müssen nur die grossen Hauptzüge eines Lebensgebiets darstellen. Da darf nicht allzu viel Stoff, vor allem nicht allzu viel Detail, angehäuft sein, denn das ist nur geeignet zu verwirren und das Gespräch allzu sehr auf Spezialgebiete zu lenken, was beim Sprachunterricht in der Schule nicht der Zweck sein kann.

Die hölzelschen Bilder Nr. 8 («Die Stadt») und Nr. 13 («Die Wohnung») erfüllen dagegen meiner Ansicht nach ganz glücklich diejenigen Forderungen, die man an ein beim Sprachunterricht brauchbares Bild stellen muss. Von denen wird aber noch später ausführlicher die Rede sein.

Ausser den hölzelschen giebt es noch eine Menge von anderen Bildern, die beim Sprachunterricht vielleicht in Frage kommen könnten und von denen einige wohl auch in unseren Schulen gelegentlich benutzt werden. So giebt es z. B. eine Menge geographischer Charakterbilder und Städtebilder von

Lehmann, ebenso von Schreiber und von vielen anderen. Da aber diese Bilder nicht zur Benutzung beim Sprachunterricht, sondern zu ganz anderen Zwecken bestimmt sind, sind dieselben nur in seltenen Fällen und in sehr beschränktem Mass beim Sprachunterricht brauchbar. Einige von den lehmannschen Städtebildern z. B. wären vielleicht sonst ganz gut, aber nicht deutlich und scharf markirt genug um in der Klasse von allen auch etwas weiter sitzenden Schülern gesehen zu werden. Dagegen giebt es von Schreiber eine Wandtafel zur Veranschaulichung geographischer Grundbegriffe, die auch zwar nicht mit Rücksicht auf den Sprachunterricht gemacht ist, die aber trotzdem meiner Ansicht nach sich dazu ganz gut eignet und die ich persönlich oft benutzt habe.

Die Auswahl an wirklich brauchbaren, besonders für die Zwecke des Sprachunterrichts bestimmten Bildern ist also gar nicht so gross wie man bei der heutzutage herrschenden Leichtighkeit der Herstellung und bei den daraus folgenden billigen Preisen erwarten könnte. Wenigstens soweit ich weiss, fehlen viele beim Sprachunterricht sehr nötige Bilder, die mit grosser Leichtigkeit herzustellen wären. So müsste z. B. ganz notwendig ein gutes, übersichtliches und deutliches Bild vorhanden sein, das den Hafen einer modernen Seestadt darstellte, so wie derselbe für die Zwecke des Sprachunterrichts dargestellt werden sollte. Da dürfte nicht die technische Seite des Hafenlebens mit allen Maschinen, Waaren und Geräten im Vordergrund sein, sondern der Verkehr sollte da nach denjenigen Hauptseiten hin übersichtlich veranschaulicht werden, die gerade den Reisenden interessiren und ihm wichtig sind. So sollte da z. B. ein eben angekommenes Schiff mit Reisenden an Bord zu sehen sein, und auf der Landungsbrücke sollten diejenigen Menschentypen sichtbar sein, die bei solchen Gelegenheiten auf den Reisenden warten: Schutzleute, Gepäckträger, Droschkenkutscher, Hoteldiener, Zollbeamte u. s. w. Dann könnte da auch eine Zollvisitation veranschaulicht sein, wie auch andere Hauptverrichtungen, die sich bei der Ankunft in einer fremden Stadt im Hafen abspielen. Ebenso könnte da die Abfahrt vom Hafen mit

allem, was dazu gehört, in grossen Zügen veranschaulicht sein. Noch notwendiger wäre es sogar mehrere Bilder zu haben, die einen modernen Bahnhof darstellten. Ein Bild könnte die Vorderseite und die Ankunft auf dem Bahnhof, mit den Droschken, Gepäckträgern und dergleichen darstellen. Ein zweites Bild sollte das Innere des Bahnhofs, die grosse Halle, mit den Schaltern, den verschiedenen Expeditionen und allen übrigen Hauptverrichtungen, die sich in der Vorhalle abspielen, veranschaulichen. Ganz willkommen wäre noch ein Bild von dem Wartesaal mit dem Büffet und den Kellnern, aber noch notwendiger ein Bild, das den Bahnsteig mit den Geleisen, Tunneln und allem, was dahin gehört, darstellte.

Auch sollte noch ein Bild vorhanden sein, das ein Hotel, wenigstens die Ankunft in dem Hotel sowie den Vorraum mit dem Portier, den verschiedenen Dienern und allem Übrigen, was dem Reisenden dort begegnet, darstellte, ebenso wie auch solche Bilder, die ein Gasthaus und verschiedene charakteristische Momente und Seiten des Strassenlebens veranschaulichten. Solche Bilder des modernen städtischen Lebens würden eben einen solchen Anschauungsstoff bieten, der bei praktischen Gesprächsübungen vor allem nötig ist und an den sich auch gerade solche Ausdrücke anknüpfen, die der Schüler später im Leben in erster Linie brauchen wird, sobald es ihm auf praktische Sprachfertigkeit ankommt.

Aber von diesen Wünschen und Betrachtungen kehren wir jetzt zurück zu den tatsächlich vorhandenen Bildern um etwas ausführlicher zu zeigen, wie dann praktische Gesprächsübungen mit Hilfe derselben geordnet werden können.

Ich möchte am liebsten mit dem hölzelschen Bilde Nr. 13 (Die Wohnung) anfangen. Der Anschauungsstoff, der in diesem Bilde dem Schüler entgegentritt, liegt ihm am nächsten und ist ihm am vertrautesten. Auch wird das Gespräch, das sich an dieses Bild anknüpft, wie von selbst genügend einfach und dem Fassungsvermögen des Kindes angepasst sein. Man kann da die ganze Zeit in unmittelbarer An-

schauung bleiben und hat doch Stoff genug und einen interessanten und anregenden Stoff.

Es fragt sich nun, ob man den ganzen Unterricht mit dem Bilde und den sich daran anschliessenden Gesprächen anfangen soll, oder ob man den Schülern zuerst mit Hilfe des Lesebuches einen kleinen Wortvorrat und irgend welche Ahnung von den Formen beibringen soll. Persönlich ziehe ich die letztere Verfahrungsweise vor. Dies deshalb, weil ich finde, dass ein Gespräch, wobei die Schüler keine eigene Tätigkeit entfalten können, sondern nur ausschliesslich auf blosse Nachahmung und auf blosses Nachsagen angewiesen sind, sowohl den Schülern wie auch dem Lehrer leicht Interesse tötend und langweilig werden kann. Wenn das Gespräch dagegen erst nach einigen Wochen, wo die Schüler schon im Stande sind ganz kurze und einfache Sätze zu bilden, anfängt, dann kommt den Schülern zu dem Interesse, das eine unmittelbare Anschauung ihnen immer bereitet, noch die *Freude an der eigenen Tätigkeit* hinzu, welche bei allem Unterricht ein äusserst wichtiger und beachtenswerter Faktor ist. Doch möchte ich dies keineswegs als eine positive Regel aufstellen. Es kann vielleicht viele Lehrer geben, die gleich mit Gespräch und Anschauung anfangen und es doch verstehen auch die eigene Tätigkeit der Schüler dabei zu ihrem Recht kommen zu lassen und zu fördern. Ich weiss nur, dass mir die letztere Verfahrungsweise besser gelingt und das schreibe ich der eben angedeuteten psychologischen Tatsache zu.

Wie man nun aber in dieser Beziehung auch tut, ob man gleich oder erst nach einigen Wochen mit dem Gespräch anfängt, im Grossen und Ganzen wird die Verfahrungsweise doch dieselbe sein. Es gilt nur sich an das Angeschaute zu halten und dasselbe in Worte zu kleiden, sich über das Angeschaute in der fremden Sprache Rechenschaft zu leisten. Doch muss meiner Ansicht nach besonders betont werden, dass das Gespräch nicht in eine leere Aufzählung der angeschauten Gegenstände ausarten darf, sondern man muss tatsächlich ein wirkliches Gespräch führen. Man darf nicht

etwa so verfahren, wie ich geistlose und phantasielose Berlitzmethodiker habe verfahren sehen, dass man nur die auf dem Bilde sichtbaren Gegenstände vom einen Ende zum Anderen aufzählt: das ist ein Grossvater, das ist ein Mädchen, das ist ein Tisch, das ist ein Stuhl u. s. w. um dann dieselbe Reihe noch einmal mit der stereotypen Frage «Was ist das?» zu durchlaufen. Auf solche Weise ist das ganze Bild in paar Stunden erledigt, und ein solches stumpfsinniges und mechaniches «Gespräch» wäre auch kaum länger auszuhalten. Wenn das Bild zu einem wirklichen Gespräch Anlass geben soll, dann muss man länger bei jedem einzelnen Gegenstand verweilen, ihn allseitiger besprechen und daraus eine Serie machen.

Um zu dem als Beispiel benutzten Bilde Hölzels (Die Wohnung) zurückzukehren, könnte man das Gespräch z. B. etwa folgender Weise anfangen:

Man zeigt zuerst auf das Bild im Ganzen und fragt: Was sehen wir hier? Antwort: Wir sehen ein Zimmer. — Was ist das für ein Zimmer? — Das ist ein Esszimmer (Speisezimmer, Speisesaal). — Was sehen wir im Esszimmer? — Wir sehen Menschen. — Wie viele Menschen sehen wir? — Wir sehen sieben, acht, neun (jenachdem) Menschen. Dann zeigt man auf irgend eine von den Personen, z. B. auf den in der Mitte des Zimmers sitzenden Grossvater und fragt: Wer ist dies? Antwort: Das ist ein Herr. — Was ist das für ein Herr? — Das ist ein alter Herr. — Wie sieht man, dass es ein alter Herr ist? — Er hat graues Haar und grauen Bart. — Wie alt ist dieser Herr? — Er ist 60 (65 oder so etwas) Jahr alt. — Wer ist dieser alte Herr? — Es ist der Grossvater. — Was tut der Grossvater? — Er liest. — Was liest er? — Er liest eine Zeitung. — U. s. w.

Die neuen Wörter und Ausdrücke muss der Lehrer natürlich zuerst selbst sagen, an die schwarze Tafel schreiben und sich dessen vergewissern, dass dieselben von den Schülern verstanden werden. Und so geht man weiter. Wenn das Thema «Grossvater» einigermassen erschöpft ist, geht man zu den anderen Personen, zu dem spielenden Mäd-

chen, zu der Mutter mit dem Kinde, zu dem lesenden Jungen und dem Vater u. s. w. über und berührt immer auch die Gegenstände, die in der nächsten Umgebung der Personen sich befinden so wie die Beschäftigungen der verschiedenen Personen. Auf diese Weise wird das Familienleben nach ihren wichtigsten Seiten hin besprochen und die sich darauf beziehenden Ausdrücke werden dabei gelernt.

So muss auch bei der Weiterführung der Gespräche immer darauf geachtet werden, dass das Gespräch sich immer auf eine bestimmte Seite des Lebens, so zu sagen auf einen bestimmten Anschauungskreis konzentrirt und diesen so einigermassen allseitig erschöpft. Dies giebt eben dem Gespräch Ziel und Richtung und einen gewissen Zusammenhang und schützt vor der Gefahr ins Uferlose abzuschweifen oder sich selbst beständig zu wiederholen. So weit muss also auch das freistehende Gespräch systematisch und planmässig sein.

Aber allzu systematisch und planmässig darf es auch nicht werden, was sonst sehr leicht geschehen kann. Ich glaube nicht, dass es dem Gespräch zum Vorteil ist, wenn es nach einem vorher genau bestimmten Programm, etwa nach einem gedruckten Wortverzeichnis oder sonst nach einem fertigen Text, treu und pedantisch geführt wird. Nur die allgemeine Richtung und der Anschauungskreis, in dem man sich bewegen will, müssen im Voraus bestimmt sein. Der Lehrer muss immer wissen, wohin er schliesslich kommen und welche Seite des Lebens er sprachlich bearbeiten will, und wenn das Gespräch sich von seiner Richtung verirrt, muss er verstehen es in seine richtigen Bahnen zurückzulenken. Aber es führen viele Wege nach einem Ziel, und ein bestimmter Anschauungskreis kann in sehr verschiedener Reihenfolge und sonst auf sehr verschiedene Weisen sprachlich bearbeitet und ausgenützt werden. Es wird dem Lehrer langweilig, wenn er das Gespräch immer nach einer bestimmten unveränderten Schablone führt, und ein Mangel an eigenem Interesse auf der Seite des Lehrers wirkt gleich unmittelbar auch auf die Schüler. Deshalb ist Abwechslung auch in dieser Beziehung nötig. Im Einzelnen kann das Gespräch

immer mehr oder weniger Improvisation sein, und manches kann der Eingebung und dem Einfall des Augenblicks überlassen bleiben. Jenachdem was die Schüler am meisten zu interessiren scheint, wie ihre Antworten fallen und wonach sie selbst auch eventuell fragen, kann man bald diesen, bald jenen Weg einschlagen, bald hier, bald dort länger verweilen, wenn man nur zusieht, dass schliesslich doch der bestimmte Anschauungskreis gut und vielseitig ausgenützt worden ist.

Nachdem «Die Wohnung» gut und vielseitig ausgenützt ist, kann man entweder eine von den «Jahreszeiten» oder auch die Wandtafel «Die geographischen Grundbegriffe» zur Unterlage des Gesprächs nehmen. Das letztere Bild bildet meiner Ansicht nach sogar eine bessere Ergänzung zur «Wohnung» als irgend eine von den Jahreszeiten, denn während die Wohnung das Menschenleben in seiner Intimität darstellt, führt jenes andere Bild die Aussenseite des Menschenlebens und die äussere Natur in ihren grossen Hauptzügen vor die Augen und lenkt das Gespräch somit auf ein ganz neues Gebiet, wo ganz andere Wörter und Ausdrücke in Anwendung kommen müssen. Man sieht auf jenem Bild erstens die wichtigsten geographischen Formationen: ein offenes Meer mit Buchten und Halbinseln, einen Binnensee, einen Fluss, verschiedene Berge, Wälder, Wiesen und Äcker. Weiter sieht man, die Aussenseite des Menschenlebens darstellend, eine Stadt mit ihrer Umgebung, eine Eisenbahn mit Tunneln und Brücken, eine Landstrasse, eine Fabrik, Landhäuser, eine Kirche u. s. w. Alle diese verschiedenen Gegenstände können nun mit grossem Vorteil zu Mittelpunkten lehrreicher und interessanter Gesprächsserien gemacht werden, wobei wiederum darauf zu achten ist, dass die eine Serie die andere glücklich ergänzt und alle zusammen eine gewisse Einheit bilden, sich um einen bestimmten Mittelpunkt gruppiren und eine bestimmte Seite des Lebens so ziemlich allseitig beleuchten.

Auf die Anwendung der hölzelschen «Jahreszeiten» brauche ich hier wohl nicht mehr näher einzugehen. Dabei

sind natürlich dieselben allgemeinen Gesichtspunkte zu beachten wie bei der Benutzung der hier schon behandelten Bilder. Nur auf Eins möchte ich im Vorbeigehen aufmerksam machen. Bei der Benutzung der «Jahreszeiten» muss man meiner Ansicht nach besonders darauf Rücksicht nehmen, dass man sich nicht allzu viel in die Eigentümlichkeiten des darin dargestellten Landlebens vertieft, sondern mehr das Menschenleben und aus dem Landleben nur seine so zu sagen allgemeingültigen Seiten berücksichtigt. Dies aus Gründen, auf die im Vorangehenden schon hingewiesen worden ist.

Bei der Weiterführung der Sprechübungen verdienen nun meiner Ansicht nach zwei Gesichtspunkte immer mehr Beachtung. Auf diese Gesichtspunkte möchte ich hier deshalb kurz hinweisen.

Auf je höhere Stufen man kommt, desto freier kann und beinahe auch muss man sich dem Bilde gegenüber verhalten. Man kann sich von der unmittelbaren [1]) äusseren Anschauung immer mehr loslösen und sich mehr auf die innere Anschauung stützen. Das Angeschaute wird nur zum Ausgangspunkt und zum ersten Anlass zu Vorstellungsserien, die sich nicht mehr direkt an ein anschauliches Objekt anlehnen, sondern auf der Reproduktion beruhen. So kann man, um ein Beispiel zu nehmen, bei der Betrachtung der Kirche, die in dem Bilde «Geogr. Grundbegriffe» zu sehen ist, auch das Innere der Kirche, ja sogar den Verlauf eines Gottesdienstes u. s. w. besprechen, obgleich alles dies in dem Bilde nicht zu sehen ist. Dabei muss man sich also auf innere Anschauung stützen und mit reproduzirten Vorstellungen operiren. Dies ist aber auf den höheren Stufen gewissermassen nötig, denn sonst wird das Gespräch für reifere Schüler allzu einfach und inhaltlich bedeutungslos, wenn man sich gar nicht von der äusseren Anschauung entfernen darf. Dabei ist na-

---

[1]) Unter «unmittelbarer» Anschauung verstehe ich hier, wie übrigens in diesem ganzen Aufsatz, Vorstellungskomplexe, die durch einen vorhandenen konkreten Reiz hervorgerufen werden, dieser Reiz mag nun dann ein wirklicher Gegenstand oder ein anschauliches Bild von solchen sein.



türlich wiederum zu beachten, dass man sich nicht allzu weit von dem Bilde entfernt, sondern beständig mit dem Angeschauten in Fühlung bleibt und immer wieder zu demselben zurückkehrt. — Übrigens finde ich, dass diese Loslösung von dem Angeschauten und dieses freiere Verhalten dem Bilde gegenüber sich so ziemlich von selbst ergiebt: die Schüler treiben den Lehrer dazu. Mit zunehmendem Alter und fortschreitender Entwicklung wird das Interesse der Schüler an der unmittelbaren Anschauung etwas schwächer und statt dessen ihr Drang nach weiteren Ausblicken und grösserer Bewegungsfreiheit auch in geistiger Hinsicht stärker, und diesem veränderten Entwicklungsstand braucht der Lehrer nur Rechnung zu tragen um in dieser Beziehung so ziemlich sicher das Richtige zu treffen.

Mehr Mühe und planmässige Überlegung fordert die Berücksichtigung eines anderen, wenigstens meiner Ansicht nach sehr wichtigen Gesichtspunktes.

Wie bei dem Sprachunterricht überhaupt, so müsste man auch bei den praktischen Sprechübungen immer bestrebt sein den Schülern etwas auch sachlich Wichtiges und Förderndes zu geben, ihre Kenntnisse nicht allein sprachlich, sondern auch inhaltlich zu bereichern und zu erweitern. Sonst heisst es ja wohl, dass man nicht gut zweien Herren dienen kann. Aber beim Sprachunterricht gilt diese Regel nicht. Da dient man erst dann gut, wenn man nicht einem Herrn dient. Um die Sprache gut zu unterrichten, darf man nicht die Sprache allein unterrichten. Man muss immer bestrebt sein das Sachliche mit dem Sprachlichen zu verbinden. So auch bei den Sprechübungen.

In bescheidenem Masse kann dies nun auch schon von Anfang an geschehen. Aber mit stärkerem Nachdruck und in grösserer Ausdehnung kann diese sachliche Seite doch erst auf etwas höheren Stufen berücksichtigt werden. Zu diesem Zweck, finde ich nun, ist ein fortlaufendes, systematisch ausgedachtes Gespräch, das eine Reise nach und in dem Lande, dessen Sprache es zu erlernen gilt, zum Gegenstand und Inhalt hat, sehr nützlich. Dieses Gespräch — oder vielmehr diese Serie

von Gesprächen — findet meiner Ansicht nach am besten in der VI. Klasse statt, kann aber schon in der V. angefangen werden und bildet somit den Abschluss der ganzen freistehenden praktischen Sprechübungen. Die in unseren Schulen vorhandenen Bilder geben allerdings keineswegs einen genügenden unmittelbaren Anschauungstoff zu einem solchen, ein systematisches Ganzes bildenden Reisegespräch, und eben zu diesem Zwecke wären die oben beschriebenen und vermissten Bilder des Städtelebens sehr nötig. Doch eignet sich die hölzelsche «Stadt» ganz gut zum Ausgangs- und Mittelpunkt einer solchen Gesprächsserie, und in Ermangelung des nötigen Anschauungsstoffes muss man sich dabei entsprechend mehr auf die innere Anschauung stützen und so die Lücken ausfüllen.

Seit längerer Zeit habe ich jedes Jahr ein solches Reisegespräch in der VI. Klasse gehabt, obgleich man nicht immer genügend Zeit hat dasselbe allseitig genug zu machen und zum richtigen Abschluss zu bringen.

Wir besprechen zuerst die Wege, die von unserem Lande nach Deutschland führen und haben dabei Gelegenheit auch die geographischen Kenntnisse der Schüler etwas aufzufrischen, was übrigens oft sehr nötig ist, denn beinahe jedes Jahr merkt man, dass viele Schüler in der VI. Klasse keine Ahnung davon haben, mit welchen Städten in Deutschland wir direkte Dampferverbindung haben. Dann folgt die Ankunft im Hafen der betreffenden Stadt (Stettin, Lübeck oder Hamburg), eine vorherige Orientirung in dem Reisehandbuch über dieselbe, Zollvisitation, Beförderung des Gepäcks, Erwähnung der verschiedenen Droschkenklassen und überhaupt Berührung aller wichtigsten Verrichtungen, die sich bei der Ankunft im Hafen abspielen. So kommen wir nach dem Hotel, haben ein Gespräch mit dem Portier, bekommen unser Zimmer und lernen die verschiedenen Hoteldiener kennen sowie ihre Rollen und Obliegenheiten dem Reisenden gegenüber. Dann essen wir eine Mahlzeit in unserem Hotel und lernen die dabei zur Anwendung kommenden Ausdrücke, verlangen eine Zeitung und machen uns mit Hilfe dersel-

ben und unseres Reisehandbuchs ein Programm für die Dauer unseres Aufenthalts zurecht. Einen Abend verbringen wir z. B. im Theater, besuchen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt: Kirchen, Museen, Tiergärten, merkwürdige Gebäude u. s. w. und lernen nebenbei die Verkehrsmittel einer modernen Grosstadt und ihre Benutzung kennen, wozu das hölzelsche Bild teilweise guten Anschauungsstoff bietet. Nachdem unser Programm erledigt ist, machen wir unsere Vorbereitungen zur Weiterreise, fahren nach dem Bahnhof und besprechen alles, was wir da zu beobachten haben, kommen in den Zug und reisen nach einer anderen Stadt, wobei natürlich alles, was auf der Reise sprachlich und sachlich wichtig ist, berührt wird.

Natürlich wird dieses ganze Gespräch nicht in einer Folge erledigt, sondern in kleineren Abschnitten. Immer nach paar drei Stunden wird halt gemacht und das Besprochene wiederholt. Und wenn ein längerer Abschnitt erledigt ist, ist es zweckmässig ihn in einer schriftlichen Arbeit in der Klasse bearbeiten zu lassen. So wird das Gelernte gesichert und befestigt. Dasselbe gilt natürlich auch von den übrigen Gesprächsserien.

Die ganze Zeit sind auch bei allen praktischen Sprechübungen, aber noch besonders bei diesem Reisegespräch zwei Gesichtspunkte massgebend. Man muss bestrebt sein den Schülern solchen Sprachstoff beizubringen, den sie gerade im praktischen Leben brauchen werden. Zweitens muss man bestrebt sein auch ihre sachlichen Kenntnisse in entsprechender Richtung zu erweitern. Wenn es sich speziell wie hier um den deutschen Unterricht handelt, so gilt es dabei natürlich zunächst die Kenntnisse der Schüler über Deutschland, deutsches Leben und deutsche Sitten zu erweitern. Und das kann nun auch ganz glücklich — und ich möchte sagen diskret — bei solchen praktischen Sprechübungen geschehen.

In der VI. Klasse unserer Reallyceen denke ich mir die hier in Frage stehenden praktischen Sprechübungen abgeschlossen. Wenn in dieser Zeit auch nicht mehr als die hier in erster Linie erwähnten sieben Bilder erschöpfend und

gut verwertet worden sind, so kann man sicher sein, dass wenigstens die besseren Schüler im praktischen Leben, was die Sprechfertigkeit im Deutschen betrifft, nicht so ganz ratlos dastehen werden, und dass dabei ihre Kenntnisse auch in sachlicher Hinsicht schätzenswert erweitert worden sind. Und ausserdem ist noch zu berücksichtigen, dass sie dabei doch ungefähr dasselbe Pensum aus dem Lesebuch und der Grammatik erledigt haben wie sonst.

K. S. Laurila.

Eine tschechische Version der Reise ins Sibyllenparadies.

Dr. V. Tille, Dozent an der tschechischen Staatsuniversität in Prag, hat neulich in den Verhandlungen der Mährischen gelehrten Gesellschaft eine kuriose Version der Geschichte von dem Sibyllenparadies veröffentlicht, unter dem Titel: *Ráj Královny Sibylly. Literární Studie.* Dr. Tille hat die Güte gehabt, mir eine deutsche Übersetzung des Textes zu übersenden und mir die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung zu geben. Leider ist es mir, wegen meiner Unkenntnis der tschechischen Sprache, nicht möglich die Ausführungen Dr. Tilles, die er seiner Edition beigegeben hat, zu beurteilen und zu gebrauchen; da er mich ausdrücklich um meine Ansicht über das Verhältnis seines Textes zu dem von mir herausgegebenen Antoine de La Sale'schen bittet, setze ich voraus, dass er diese Seite nicht berührt hat.

Ich gebe unten den Text nach Dr. Tilles Übersetzung, durch einige Bemerkungen von ihm selbst eingeleitet, und werde nachher die Parallelen hervorheben, die der Text mit den früher bekannten bietet.

I.

Dr Tille schreibt:

Zwei tschechische Drucke, welche als Anhang zu den Sibyllinischen Prophezeiungen die Beschreibung der Reise in das

Paradies der Königin Sibylle enthalten, wurden im XVI. Jahrhundert in Prag fertig gestellt.

Der ältere Druck, aus dem J. 1579, stammt aus der Altstädter Buchdruckerei des Burian Walda, ist jedoch nur in einer Abschrift in der stark beschädigten Papierhandschrift des XVIII. Jahrhunderts in der Olmützer Studienbibliothek (IV. F. 13) erhalten. Ich fand diese nirgends erwähnte Abschrift des sonst unbekannten Buches im J. 1894 und schrieb dieselbe ab. Während meines Aufenthaltes in Paris wurde ich durch G. Paris mit dem Stoffe des Buches näher bekannt, so dass ich nach meiner Rückkehr eine umfangreiche Studie über denselben nebst der Abschrift des böhmischen Textes der böhmischen gelehrten Gesellschaft zur Veröffentlichung vorlegen konnte. Da jedoch die Gesellschaft den Fund für nicht wichtig genug hielt, um wenigstens die Abschrift des Textes in ihren Anzeiger aufzunehmen, so blieb das Manuskript jahrelang liegen, bis sich die mährische gelehrte Gesellschaft entschloss, den Text mit einer kurzen Einleitung in den letzten zwei Heften ihrer Zeitschrift drucken zu lassen.

Der jüngere Druck wird zuerst von J. Jirecek in der böhmischen Zeitschrift Svetozor im Jge 1876 erwähnt. Jirecek beschreibt daselbst einen alten Sammelband und führt aus seinem Inhalte unter Anderem auch einen Druck des Altstädter Buchdruckers Georg Tscherny aus d. J. 1586 an, welcher als Anhang auch eine sonst unbekannte Beschreibung des Sibyllinischen Paradieses enthalten soll. Wie ich mich jedoch überzeugt habe, ist dieses Exemplar nur ein Fragment und endet eben mit jener Seite, auf welcher sich der Titel und einige Zeilen der in dem Olmützer Manuskripte erhaltenen «Beschreibung» befinden.

Ich habe die beiden Texte, so weit sie erhalten sind, verglichen und fand, dass es zwei stilistisch verschiedene Redaktionen desselben Werkes seien. Da jedoch, abgesehen von den Sibyllinischen Prophezeiungen und der Aufzählung der verschiedenen Sibyllen, in dem jüngeren Texte so gut wie nichts von der Beschreibung des Sibyllinischen Paradieses erhalten blieb, so sind wir in dieser Beziehung ausschliesslich auf die ältere Redaktion angewiesen.

Dieselbe ist eine recht unbeholfene Übersetzung oder Bearbeitung einer sonst unbekannten Quelle. Der Abschreiber des Druckes verdarb noch seine Vorlage durch eine Unzahl von Schreibfehlern und missverstandenen Wendungen, so dass der uns überlieferte Text sprachlich und stilistisch erbärmlich zugerichtet erscheint. Die Übersetzung gibt tunlichst getreu den Sinn des Textes wieder und folgt nur auf jenen Stellen, welche für die Ratlosigkeit des Übersetzers beziehungsweise Abschreibers besonders

charakteristisch sind, wörtlich den Eigentümlichkeiten der auch in böhmischer Sprache ungewöhnlichen Ausdrucksweise und Wortfolge.

V. Tille.

[21 a]. Beschreibung einer Reise, welche der Priester Mathias, Pfarrer aus Solez, mit seinem Gefährten Raphael, ebenfalls aus Solez, unternommen haben, um die Sibylle zu sehen. In was für einem und wie schönem Orte die Königin Sibylle ihre Wohnung hat, und wie mühsam jene zwei zu ihr gelangt sind.

Als wir uns auf diese Reise begeben hatten und durch viele, verschiedene Länder und Gegenden der Welt gereist waren, so kamen wir zwischen (*sic*) jene Länder, d. h. Hybernien und Portugalien, und Neapel, in jenes Gebirge, wo [21 b] die Sibylle
5 wohnt. In diesem Gebirge wächst verschiedenartiges Holz (*sic*), wohlriechende Kräuter. Als wir in die Nähe von diesem Gebirge kamen, sahen wir eine schneeweisse Mauer, rund wie ein Kranz oder eine Krone. Dieselbe ist etwa eine Meile lang und breit. Jener Ort ist zwischen zwei Bergen von [dieser] Mauer umgeben.
10 Als wir zu dieser Mauer näher kamen, fanden wir einen Mann, welcher in jenem Gebirge Schweine hütet, den fragten wir, woher er sei. Er antwortete dass er aus einem nicht weit gelegenen Dorfe sei, und fragte uns ebenfalls, woher wir kommen und wohin wir zu gehen beabsichtigen. Wir erzählten ihm alles in lateinischer
15 Sprache und fragten dann, was das für schöne weisse Mauern wären. Der Mann antwortete uns, dass dort Deanen (?) seien, wo die Sibylle wohne [22 a]. Als wir daselbst eine geraume Weile mit jenem Manne plaudernd sassen, hörten wir ein unmässiges Jauchzen und Schreien von hocherfreuten Sängern und
20 Sängerinnen, so wie auch Trompeter, Orgel (*sic*) und allerlei Gesanginstrumente (*sic*). Dies hörend, fragten wir erschrocken jenen Mann, was jenes Geschrei bedeutet. Er sagte, er wisse nichts davon, da er niemals dort gewesen, erzählte jedoch, dass er, während er seine Heerde hütete, nicht einmal oder zweimal,
25 sondern öfters solches Singen hörte. Wir sagten ihm, dass wir gerne dorthin gehen möchten, er riet uns jedoch nicht dazu, wollte uns vielmehr von dieser Absicht abwenden. Als er uns jedoch nicht überreden konnte, so sprach er: «Wollt ihr hingehen, so ist es von hier aus unmöglich; ihr müsst das ganze Gebirge um-
30 gehen, um zu dem Einsiedler Anton [22 b] zu gelangen».

Als wir zu diesem kamen, nahm er uns sehr liebenswürdig mit sich in sein Häuschen, seine Hütte, und fragte, woher wir sind und wohin wir zu gehen beabsichtigen. Wir teilten ihm vor

Allem mit, woher wir kommen und wie wir durch sehr viele Länder und Gegenden, grosse Berge und Wüsten zu ihm gelangt 35 sind, und dass wir zu der Prophetin Sibylle zu gehen entschlossen sind. Als er dies hörte, weinte er höchst bitterlich und riet uns davon ab. Als er uns jedoch davon nicht abwenden konnte, schickte er uns zu Konstantin; Konstantin schickte uns, nachdem er unsere Absicht erfahren, zu Barabas; Barabas schickte uns, 40 nachdem er unsere Absicht erfahren, zu Eustachius; Eustachius schickte uns, nachdem er unsere Absicht erfahren, zu dem Einsiedler Paul, bei welchem wir fünf Tage blieben. Als uns Paul nicht überreden und davon abwenden konnte, schenkte er jedem [23 a] ein auf Pergament gemaltes Kreuz, um es auf einem kurzen 45 Faden um den Hals zu hängen und nichts weiter (*sic*).

Nachdem wir von dem Einsiedler Paul Abschied genommen hatten, kamen wir zu einer eisernen Pforte, welche *Amenitas*, d. h. Ergötzen heisst. Nach dem Anklopfen öffnete uns der Pförtner sofort. Dann kamen wir zu einer anderen Pforte, welche *Ostium* 50 *laetitiae*, d, h. Pforte der Freude heisst; auch hier öffnete uns der Pförtner sofort nach dem Anklopfen. Dann sind wir zu der dritten Pforte, welche *Dulcedo*. d. h. die süsse Pforte heisst, gegangen, und auch da wurde uns sofort nach dem Anklopfen geöffnet. Dann sind wir bis zu der vierten Pforte, welche *Lucis* 55 *habitaculum*, d. h. die Wohnung der Freude (*sic*) heisst, gegangen; auch da öffnete uns nach dem Anklopfen der Pförtner sofort. Als wir zuletzt zu der fünften Pforte gekommen waren, sass daneben ein Mann im Schlafe, der bis zum j(üngsten) Gericht schlafen wird. Und diese kupferne Pforte heisst *Deana*. 60

Als wir zu derselben gekommen waren, klopften wir ebenfalls an. Auf das Klopfen kamen sofort zwei wunderschöne Mädchen, öffneten jedoch nicht die Pforte, sondern lugten nach uns durch ein in der Thür angebrachtes Loch und fragten uns, was wir begehren oder suchen, und warum wir gekommen sind. 65 Wir gaben ihnen zur Antwort, dass wir gerne zu ihnen hinüberkommen möchten, sie mögen uns die Pforte öffnen. Sie antworteten uns zwar liebenswürdig und einschmeichelnd, liessen uns jedoch eine Weile warten, bis sie uns bei der Sibylle angemeldet hätten. Sibylle schickte sie sofort wieder zu uns mit der Frage, 70 wie lange wir dort zu bleiben beabsichtigen; ob für immer oder nicht. Wir sagten, dass [24 a] nicht für immer. Sie fragten uns nochmals, wie lange wir dort verweilen wollen. Wir gaben zur Antwort, so lange es uns gefallen wird. Als sie dies hörten, liessen sie uns nochmals warten, bis sie die Antwort der Sibylle 75 überbracht hätten. Nach einer Weile kamen die zwei Mädchen wieder zurück und öffneten uns die Pforte.

Als wir eingetreten waren, kam uns die Sibylle, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und in seidenes, mit reinem
80 Gold, Perlen und Edelsteinen durchwirktes Gewand gekleidet, entgegen. Andere Mädchen und Frauen reichten uns goldene und silberne Kleider so wie auch viele andere Sachen, wir nahmen jedoch, von dem Einsiedler Paul unterrichtet [24 b], nichts an. Sie führten uns mit grosser Freude bis zu dem Throne der
85 Sibylle, welche sich auf den Thron setzte und uns zu ihren Füssen uns setzen liess. Dann fing sie wohlwollend an, mit uns über andere Sachen *(sic)* zu reden. Was wir dort gesehen und getan hatten, konnte ich wegen der Eigenartigkeit des Geschehenen nicht aufzeichnen. Denn *(sic)* vor Allem hiess sie uns in ihrem
90 Zelte wohnen. Hier sollst du auch dies erfahren: es gibt dort weder Regen noch Kälte und Schnee, weder Nacht, noch Finsternis, weder Hunger noch Durst; es herrscht dort beständig reiner und heller Tag, und auch Ergötzen hast du dort (*sic*), Gold, Perlen und Edelsteine gibt es dort in Hülle und Fülle, so dass es un-
95 möglich ist, eine so grosse Menge andeuten oder durch eine Ziffer ausdrücken zu wollen. (Weiter von dem Throne oder dem Stuhle *(sic)*).

Von dem Throne (dem Stuhle) der Sibylle.

Der Thron (der Stuhl), auf welchem die Sibylle zu sitzen pflegt, ist aus purem und reinem Golde, aus Edelsteinen und
100 reinen Perlen hergestellt. Derselbe ist 20 Ellen hoch und 12 Ellen breit; die Stiege jedoch, welche zu ihm führt, ist aus reinem Silber. Um den Thron herum sind, so weit man mit einer guten Armbrust den Bolzen schiessen könnte, überall auf dem Boden Teppiche ausgebreitet.

105 Während der Unterhaltung fragten wir die Sibylle, woher sie sei. Sie gab uns zur Antwort, von Babylon. Ihr Vater war ein babylonischer Fürst, der nachmalige trojanische König, namens Pryamus, ihre Mutter jedoch hiess Hekuba. Sie selbst hiess, wie sie uns mitteilte, [25 b] zuerst *Libertina*, wurde jedoch später von
110 einigen Königen ihrer bedeutender Weisheit und Schönheit wegen Sibylle benannt. Sie ist über alle Massen schön, vorzüglich (*sic*), vom angenehmen Äusseren, schön im Gesicht, bereitwillig und liebenswürdig unterhaltend, mit Gold, Silber und verschiedenartigen Perlen, Edelsteinen und mit Ruhm *(sic)* äusserst reich geschmückt
115 und aufgeputzt. Auf beiden Armen trägt sie, wie breite Ringe, goldene Reife, und in jedem Reife 15 kostbare Edelsteine, auf dem Kopf eine goldene Krone. Sie geht beständig mit losem Haar und unterhält sich recht süss und liebenswürdig mit ihren Zuhörern *(sic)*.

120 Nachdem wir uns mit ihr längere Zeit unterhalten hatten, fragte sie Raphael: «Ich bitte dich, o Wunderschöne und Ruhm-

reiche, zürne mir nicht, wenn ich mit Eurer Durchlaucht verwegen rede. Sie antwortete: « . . . . sprich». Raphael sagte «Ich bitte Sie, etwa uns zu sagen, wohin Sie nach dem Tode kommen werden.» Sibylle antwortete: «Über Alles, was ihr mich fragen werdet, will ich euch Auskunft geben, das Eine jedoch werde ich euch nicht erzählen». Nochmals sagten wir zu ihr: «Bitte, sagen Sie uns die Wahrheit [darüber], was ich *(sic)* Sie fragen werde. Sie sagte: «Fraget». Ich sagte: «Wir haben in unserem Lande gehört, diejenigen, welche hier bei Ihnen waren, sollen erzählt haben, dass Sie nur im Gesichte und auf der vorderen Seite menschliche Gestalt haben, auf der Rückseite jedoch, am Rücken *(sic)* einem Trog *(sic)* gleichen». Als sie dies hörte, lachte sie liebenswürdig und sagte: «Auch wir haben manchmal so was gehört; das sagen jedoch nur diejenigen, welche nie hier bei uns waren. Kommt jedoch mit, um zu erfahren, ob es wahr ist, oder nicht.» Sie führte uns auf eine wunderschöne, mit verschiedenartigen buschigen und wohlduftenden Bäumen bepflanzte Wiese. Diese Wiese ist in der Nähe der Deanen, von einer Mauer der Deanen umgürtet und umzäunt [26 b]. Nur bis dahin dürfen sie gehen und nicht weiter. Die Thür öffnend sind wir mit der Sibylle auf jene Wiese gekommen. Sie führte uns in ihr Zelt, welches aus Goldbrokat und Batist gewebt und mit allerlei Perlen und Edelsteinen höchst sauber verziert ist, zog mit Raphaels Hilfe ihr kostbares Gewand, welches sie trug, aus, so dass sie splitternackt war und sagte zu uns: «Sehet und tastet». Wir sahen, dass sie vorne wie hinten einen echten Leib hat — und sonst auch. Sibylle sprach: «Habt ihr gesehen und glaubet?» Wir antworteten: «Wir glauben.» Die Mädchen zogen sie wieder an. Dann bat sie uns sofort: «Bleibet, da ihr länger nicht wollt, ein Jahr mit mir, und ich schwöre und verspreche euch bei meiner Gesundheit, euch die [richtige] Zeit zu sagen, damit ihr hinausgelangen könnt». Wir versprachen ihr also, bis zu einer gewissen Zeit mit ihr zu bleiben. Als sie dies hörte, freute sie sich sehr.

Auf jener Wiese wachsen duftende Bäume, Zimmet, Balsam, Aloe, Weihrauch, verschiedene Arten von Apfel- und Birnbäumen, Mandelbäume, Feigen, Wachholder, und der Paradiesfluss, namens Gion, fliesst durch dieselbe. Da merke wohl, dass auf dieser, an den Deanen [gelegenen] Wiese es auch manchmal regnet. Wir sahen dort auch eine unzählige Menge von Perlen, welche wie Sand auf dem Boden liegen. Um das Zelt herum ist der Boden der Wiese mit reinstem Marmor und Alabaster gepflastert.

Als wir dort bereits manches gesehen und besichtigt haben, fragten wir die Sibylle, wie viele Frauen und Mädchen dort seien.

Sie gab uns die Zahl des weiblichen Geschlechtes *(sic)* mit etwa 4080 [27 b], diejenige der Männer jedoch mit etwa 3215 an. Wir sollen auch wissen *(sic)* dass sie nicht nach Belieben ausgehen können. Ich füge noch bei, dass sie nirgends hin, nur
170 auf jene bereits erwähnte Wiese gehen können, dorthin gehen sie jedoch wann sie wollen. Diese Wiese ist von den Deanen umgeben, und es herrscht daselbst nie — so wie zwischen (*sic*) den Deanen — Nacht, Kälte oder Hitze; nur hie und da kommt Regen, wegen des erwähnten Obstes, damit es wachse *(sic)*. Zu-
175 letzt, nachdem wir uns mit ihr über verschiedene Gegenstände unterhalten hatten, baten wir sie, uns die Zeit und die Stunde zu sagen, während welcher wir werden weggehen können. Denn niemand kann von dort wegkommen ausser in derselben Stunde, während welcher er hinkam. Jedem, der zu ihnen kommt, wenn
180 er auch dreissig Jahre bei ihnen zu bleiben willig ist, wird jene Stunde, in welcher er hinkam, mitgeteilt. Versäumt er einmal diese Stunde, so wird er nie wieder von ihnen weggehen können. Uns wurde jedoch, als wir uns [bereits] neun Monate dort aufhielten, die erwähnte Stunde mitgeteilt, und so jedem (*sic*); wer
185 die Stunde versäumt und nicht fortgeht, muss dort bleiben. Denn (*sic*) sie pflegen auch durch ihre liebenswürdige Reden und durch Geschenke, welche sie den Leuten anbieten, [die Besucher] zu verführen und betrügen, bis die Zeit vorüber ist. Als die Sibylle jedoch von uns hörte, dass wir endlich von ihnen weggehen
190 wollen, sagte sie: «Ich sehe, dass ihr vernünftige und witzige Männer seit; deswegen ist es mir angenehm, mich mit euch zu unterhalten, und so bitte ich euch, noch einige Tage mit uns hier zu verweilen». Wir versprachen ihr noch acht Tage zu bleiben. Da sprach Sibylle mit sichtlich nachdrücklicher Stimme:
195 «Bei meiner Gesundheit versichere ich euch [28 b] so wie sich mein Herz über eure Ankunft freute, so ist es wieder wegen eurer Abreise traurig geworden. Ich will euch jedoch das, was auf der Reise vorkommeu und geschehen soll, prophezeien. Nachdem ihr von mir weggehen und in die Stadt Tripolim die Kleinere
200 kommen werdet, so wird euch nachher die Pest überfallen, so dass man euch durch keine Stadt jenes Landes durchlassen und in keine einlassen wird. Ihr werdet auf dem Schiffe über das Meer fahren müssen, bis ihr nach Rom kommen werdet. Dort wirst du, Mathias, auf dem Felde der Pilger, d. h. auf dem
205 Töpferfelde, von dem Tode ereilt werden. Du jedoch, liebreizendster Raphael, wirst nicht sterben, sondern noch eine Zeit lang am Leben bleiben». Nach diesen Worten umarmte sie den Raphael, sagend: «Genug und noch mehr als genug plage und quäle ich mich, dass ich dich nicht länger behalten und keine Kurzweil mehr

mit dir, Lieber, geniessen soll» [29 a]. Als sie dies gesprochen, befahl sie dem zu ihren Füssen sitzenden Raphael aufzustehen. Er stand auf und verbeugte sich höchst ehrerbietig. Sibylle stand auf und befahl allen zu schweigen. Es entstand eine tiefe Stille, so dass niemand muckste *(sic)*. Sibylle gürtete die goldene Binde, mit welcher sie umgürtet war, ab, schlug ihn zum Ritter [1] und gab ihr goldenes Schwert, welches sie in ihrer Hand hielt, in seine Hand. Und es entstand dort eine Freude, wie sie jahrelang dort nicht gewesen. Als das Alles vollbracht war, erklärten wir, dass wir endlich gehen wollen. Nachdem wir dies gesagt hatten, küsste sie uns beide und sprach höchst liebenswürdig: «Gehet mit Freude und in voller Gesundheit». Wir gingen, und sie schlossen die Tür hinter uns sofort zu. Als wir von ihr zu den [29 b] erwähnten Pforten kamen, so wurde uns überall nach dem Anklopfen sofort geöffnet. Wir gingen dann zu dem Einsiedler Paul und stellten ihm jene Kreuze, welche uns derselbe gegeben hatte, zurück.

Die Mauern, welche Deanen umgegeben, liess ein mächtiger König von Piktavien, namens Alexander, wegen des vielen Volkes, welches in der ersten Zeit der Sibylle in Haufen zuströmte, erbauen. An dieser Mauer ist mit folgenden Worten eine Inschrift aufgeschrieben: «Ich, Alexander, König von Piktavien, liess im Jahre 309 auf die Bitte des allerheiligsten Vaters in Christo, Herrn Papstes Kliment des Ersten diese Mauern um die Deanen erbauen.» Jene Sibylle zeigte auch dem römischen Kaiser Oktavian die Jungfrau Maria mit dem Kinde in der Sonne. Sie prophezeite auch, als sie noch im Hause ihres Vaters weilte, jenen Königen, welche ihrer Weisheit wegen [30 a] zu ihr fragen kamen, die Geburt des göttlichen Sohnes von der Jungfrau Maria, und auch was vor dem Jüngsten Gericht und am Tage des Jüngsten Gerichts geschehen soll, so wie noch mehr, wie die Auserwählten Gottes mit Gott sich freuen und die Bösen mit dem Lucifer und seinen Teufeln im ewigen Feuer ununterbrochen brennen werden. Ich lasse davon ab, noch mehr zu schreiben, da wir darüber genug Schriften besitzen. Diese Prophezeiung ist nach der Inschrift *(sic)* des Königs von Piktavien mit goldenen Buchstaben auf jener Mauer geschrieben.

Als alle diese Ereignisse vollbracht waren, gingen wir den uns von der Sibylle vorgeschriebenen Weg, über sehr hohe Berge, bis wir nach Rom kamen. Als wir uns in Rom bei der Frau Anna, welche aus dem Polenlande stammt — sie hat ein Haus

[1] Im Böhmischen heisst «zum Ritter schlagen» wörtlich «zum Ritter gürten».

unweit von Sankt Peter -- einige Wochen aufgehalten haben, verfiel der hochwürdige Priester Mathias, mein allerliebster Vater und zugleich Reisegefährte, in eine schwere Krankheit [30 b] und starb. Ich habe ihn in der Erde der Pilger *(sic)*, auf dem
255 Töpferfelde, welches links von Sankt Peter liegt, mit eigenen Händen begraben. Nachdem ich über den Verlust meines lieben Reisegefährten genug geweint hatte, besuchte ich nach einigen Tagen die römischen Kirchen, unter welchen es sieben Hauptkirchen gibt. Sie heissen: die erste bei Sankt Peter, die zweite bei
260 Sankt Johann, die dritte des hl. Kreuzes, die vierte bei Sankt Marcus, die fünfte der hl. Maria Magdalena, die sechste der hl. Jungfrau Prakcede, die siebente der heiligen Jungfrau Maria de Mercede; ausser diesen gibt es noch 155. Die alle habe ich beschrieben und auch besichtigt. Von dort ging ich nach Venedig
265 und gelangte unversehrt und wohl bis in mein liebes Vaterland. Gott der Herr, Einer in der Dreieinigkeit, sei dafür gelobt bis in die Ewigkeit. Amen.

Des Priesters Mathias und Raphaels kurze Beschreibung des irdischen Paradieses, bei *(sic)* welchem dieselben waren.

[31 a]. Unser Weg führte uns über verschiedene wunderbare, fürchterliche Wüsten und grosse Berge, bis wir endlich zum irdischen Paradiese, wo Adam und Eva geschaffen wurden, gelangten. Da knieten wir nieder und beteten kniend, Gott den
5 Herrn demütig und andächtig bittend, er möge uns gnädig sein und Erbarmen mit uns haben.

Jedermann soll also wissen, dass das Paradies auf einem sehr hohen Berge liegt; es gibt keinen höheren Berg auf der ganzen Welt. Es hat eine feurige, d. h. aus Flammen bestehende,
10 bis zum Himmel hinauf [ragende] Mauer um sich. Dieser Ort ist über alle Massen ergötzlich. Wir sahen dort einen Vogel welcher Pelikan, böhmisch [31 b] «Schediper» [1] heisst und etwas grösser ist, als ein Adler. Es ist das ein schmucker, schöner Vogel, hat rötliches und graues Gefieder, eine sehr, sehr scharfe
15 Nase *(sic)*, die Beine nicht zu hoch, den Hals nicht zu lang, die Flügel nicht lang und singt sehr süss. Aus dem Paradiese fliessen vier Flüsse: der erste hat ein sehr süsses Wasser; jeder einzelne *(sic)* hat folgende drei Namen: Ganges, Gion, Nyllus. Der zweite

[1] = mit grauem Gefieder.

ist Ffizon, der dritte Tygris, der vierte Euffrates. Der erste fliesst durch Indien, der zweite durch Europa, der dritte durch Afrika, 20 Armenien, Medien und Persien, der vierte zuletzt fliesst durch Aegypten. Wir sahen dort im Paradiese auch Schlangen mit Jungfrauen- oder Mädchenköpfen und mit langen Haaren. Aus ihrem Geschlechte war die Schlange, welche Eva verführte [1] [32 a] . . . dass es keine Schlange, sondern der Teufel gewesen wäre. 25 Das ist jedoch auch nicht wahr. Manche fügen noch bei, dass die Schlange nicht reden könne, denn wer hätte je eine Schlange mit menschlichem oder jungfräulichem Kopfe gesehen? Diesen gebe ich zur Antwort, dass ich mit meinem lieben Gefährten Mathias solche Schlangen mit Jungfrauen- oder mit Menschen- 30 köpfen an *(sic)* dem Paradiese gesehen habe. Denn obwohl es wahr ist, dass die Schlange nicht reden kann, so war doch der Teufel in die Schlange gefahren, redete mit Eva und betrog sie auf diese Weise. Denn diese Schlangen gingen, bevor eine von ihnen Eva verführte, wie Menschen auf ihren Füssen und 35 mit gehobenem Haupte herum. Jetzt kriechen sie jedoch auf ihren Brüsten und heissen Dracopedes. Wir sahen daselbst auch Schlangen, welche lateinisch Cerastes heissen und acht Hörner auf der Stirn tragen.

Auf der Heimkehr pilgerten wir von dort vierzehn Tage 40 durch [32 b] sehr grosse Wüsten, bis wir in bekanntere Länder kamen, und ich allein dann aus Rom in mein Haus [gelangte]. Gott der Herr, Einer in der hl. Dreieinigkeit, sei dafür gelobt. Amen.

Gedruckt in der Prager Altstadt bei Burian Walda Impresor im Jahre 1579.

II.

Wir erkennen in diesem Berichte ohne Schwierigkeit die wesentlichsten Züge der Sage vom Sibyllenparadies, so wie sie im Volksbuch von *Guerino il Meschino* und bei Antoine de La Sale überliefert ist. Ebenso leicht können wir verschiedene neu hinzugekommene Elemente unterscheiden. Wir wollen im Folgenden die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten im Einzelnen betrachten.

Das erste was uns auffällt, ist die Bestimmung der Lokalität. «Jenes Gebirge wo die Sibylle wohnt» ist nach

---

[1] Auf dieser Stelle hat der Abschreiber einige Zeilen ausgelassen.

dem Berichte zwischen Hibernien-Portugal und Neapel gelegen, also an einem Orte, den man auf der Reise von Irland an der Pyrenäischen Halbinsel vorüber nach Neapel passiert. Man könnte versucht sein, an Sizilien zu denken und von vornherein eine Verschmelzung der am Aetna haftenden Morgana-Sage mit der Sibyllensage anzunehmen;[1] aber es wäre dies das einzige Mal, wo eine Kontamination in dieser Richtung vorkäme, denn wenn die Sibylle von Norcia vielleicht, wie Baist meint,[2] eine dorthin übergesiedelte und umbenannte Morgana ist, so findet sich für den umgekehrten Vorgang absolut kein Anhaltspunkt. Er könnte sich wohl in der dämmrigen Phantasie des Verfassers abgespielt haben: dieser hatte gewisse dunkle Vorstellungen von der einen und der anderen Sage und könnte sie zusammengemengt haben. Aber einfacher erklärt sich die erwähnte geographische Angabe als eine Erinnerung an die Stelle im *Guerino*, wo der Held, aus Messina kommend, nach Italien geht um das Gebirge der Sibylle zu finden, ins «Reich Calabrien» kommt und dort den Berg sucht, aber in Reggio erfährt, dass es in der Mitte Italiens liege. Der Verf. unseres Berichtes hat die weitere Ausführung (wo Guerino nach Norcia geht) nicht verfolgt, sei es, dass er die Darstellung nicht im Gedächtnis behalten hat, sei es, dass er sie absichtlich und um grössere Wahrscheinlichkeit für sich selbst zu gewinnen, nicht beachtete. Hier muss man auch an die Lokalisierung der Sibylle in Cumae denken, wahrscheinlich eben dem Ort, wo die Reisenden, wenn sie überhaupt irgend eine persönliche Erfahrung von dem «Sibyllenparadiese» hatten, die altberühmte Grotte in Augenschein nahmen.

Das Gebirge der Sibylle wird als ein Ort beschrieben, wo «verschiedenartiges Holz und wohlriechende Kräuter» wachsen (Text, Zeile 5—6). Man mag Antoine de La Sale vergleichen: «les herbes et fleurs de toutes coulleurs et

---

[1] Vgl. Kluge und Baist, *Der Venusberg*, S. 33.

[2] *L. c.*, S. 34.

estranges manieres qui sont sy odorans». [1] Hier ist jedoch zu bemerken, dass alle die Paradiesbeschreibungen in der religiösen Litteratur, zu denen wir gleich kommen, von einer solchen Üppigkeit der Vegetation und von einer duftenden Aue reden. [2] Der Ausdruck stimmt allenfalls sehr genau mit La Sale's Beschreibung. -- Dass es zwei Berge sind (Z. 9), ist mit der Angabe sowohl im italienischen Volksbuch wie bei La Sale übereinstimmend; bei dem letzteren finden wir auch eine Mauer, die den See zwischen den Bergen umgiebt. In unserem Texte ist aber die schneeweisse Mauer, die «rund wie ein Kranz oder eine Krone» hoch auf dem Gebirge glänzt, nicht der La Sale'schen Beschreibung des Nekromantenberges entnommen, sondern sie ist offenbar dieselbe, die schon in der *Apocalypse* [3] den Himmel umgiebt und dann in fast allen mittelalterlichen «Visionen» und «Paradiesreisen», wo die seligen Gefilde vorkommen, eben diese Stätte der Heiligen prachtvoll umschliesst. — Diese Mauern werden hier «Deanen» genannt; an einer anderen Stelle (Z. 60) wird derselbe Name für eine kupferne Pforte gebraucht; was er bedeutet und woher er stammt, ist mir nicht ersichtlich.

Aus dem Berge ertönt Gesang und Geschrei, auch Klang von Orgeln und verschiedenen Instrumenten. Bei La Sale hört man eine laute Stimme im Berge schreien. Wir haben es aber wieder eher mit einer Erinnerung an religiöse Schriften obenerwähnter Art zu tun: in der Vision des Tundalus werden sogar Orgel und alle möglichen Instrumente genannt, wie hier. [4]

Der Schweinehirt sowohl als der Einsiedler in unserem Texte wollen die Besucher von ihrer Absicht abwenden; ebenso der Gastwirt und der «ufficiale del castello» im *Guerino* — der erstere spielt dort die Rolle unseres Schweinehirten als Wegweiser zu den Eremiten. Der erste Einsiedler

---

[1] S. 111 meiner Ausgabe in den *Mémoires de la Soc. néo-phil.*, T. II.

[2] Vgl. hierüber C. Fritsche in den *Rom. Forsch.* II, 253 u. s. w.

[3] 21, 10—22.

[4] Vgl. die schwedische Version in *Jöns Buddes bok (Skrifter utgifna af Svenska Litteratursällskapet i Finland*, XXXI, S. 117*)*.

erfährt von den langen Irrfahrten der Besucher in derselben Weise wie der Offizier im *Guerino*; und wie der erstere «bitterlich weinte», so taten auch die drei Eremiten, zu denen Guerino kommt: «feceli piangere tutti e tre». Mit diesen Eremiten decken sich einigermassen die vier übrigen Einsiedler in unserem Text; sie erinnern uns sonst an Beschreibungen frommer Pilgerfahrten, wo der Reisende von Etappe zu Etappe fortschreitet und sich bei klugen und heiligen Männern um das Ziel erkundigt. — Wie die Eremiten im *Guerino* alle ein kleines Kreuz in der Hand haben und das gottlose Beginnen des Helden verurteilen, so giebt der letzte Einsiedler in unserem Text (Z. 45) jedem ein gemaltes Kreuz um die Gefahren zu beschwören.

Jetzt folgt mit den Namen «Amenitas», «Ostium laetitiae», «Dulcedo», «Lucis habitaculum» eine neue Erinnerung an die religiöse Lektüre. Ob der Verf. hier an irgend welche Darstellung angeknüpft hat, in der die verschiedenen Stufen der Seligkeit oder der paradiesischen Freuden die genannten Namen der Pforten tragen, das zu verifizieren bin ich hier nicht im Stande;[1] vielleicht sind die Namen auch irgend einem Mariengebet entnommen, wo sie als symbolische Attribute der heiligen Jungfrau figurierten.[2]

Hierauf setzt die Sage wieder ein. Die schönen Mädchen, welche die Reisenden empfangen, ohne die Tür vorläufig zu öffnen, fragen was sie suchen, dann zu der Sibylle wieder gehen, dann zurückkehren und eine neue Frage an sie stellen — das ist ziemlich genau dieselbe Scene wie bei La Sale, ausser dass die Zahl der empfangenden Damen dort nicht bestimmt ist. Die Sibylle kommt ihnen entgegen — wie im *Guerino;* sie trägt eine Krone auf dem Haupte: so sind in den Visionen gewöhnlich die Weiber mit goldenen Kronen geschmückt.

---

[1] In der Vision des Barontus ist der Himmel in Thore, welche die Abstufung der Seligkeit andeuten, eingeteilt (Fritsche, *l. c.*, S. 247.)

[2] Als solche finde ich wenigstens «Amenitas» und «Dulcedo», aber auch Attribute, die den beiden anderen sehr nahe kommen («Habitaculum gloriae, sapientiae», «Ostium celi, salutis» etc.); vgl. den *Index Marianus* bei Migne, *Patr. lat.*, T. 220.

Schöne Damen reichen den Besuchern goldene und silberne Kleider — wie bei La Sale — sie wollen aber nichts annehmen, sondern bleiben so wie sie sind — ein asketischer Zug, der da ist, um ihre Standhaftigkeit zu unterstreichen. Die Sibylle setzt sich auf ihren Thron — bei La Sale sitzt sie schon da, als der Besucher eingeführt wird. Die Schilderung des Sibyllenparadieses ist nahe übereinstimmend mit derjenigen bei La Sale, aber sie erinnert auch an den Wohnort der Glückseligen in den Visionen. [1]

In dem jetzt folgenden Abschnitt stellen die Besucher an die Sibylle einige Fragen, u. A. wohin sie und ihr Hofstaat nach dem Tode kommen, aber sie will keine Antwort geben. Genau dasselbe kommt vor bei La Sale: «Et quant le monde finera, Madame, que devenrrez vous»?... «n'en veuillez plus savoir». Was sie sonst über ihre Herkunft erzählt (Z. 105 ff.), ist höchst phantastisch. Offenbar will der Verf. hier seine Vertrautheit mit den alten Traditionen von den zehn Sibyllen zeigen, obgleich er mit ihnen etwas frei schaltet. Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, dass in La Sale's *Salade*, nach der Beschreibung des Paradieses, ein (von mir nicht gedruckter) Abschnitt vorhanden ist, in dem nach Isidors *Etymologien* und anderen Quellen eine längere Ausführung über die Sibyllen enthalten ist. Hier wird die fünfte, Ensilla oder Trophilla, als in Babylon geboren dargestellt, und die Eryträische Sibylle wird, wie auch sonst, in Verbindung mit Troja gebracht. Es wird ja zuweilen auch der Sibylle von Cumae trojanischer Ursprung zugeschrieben. Daher wohl die Abstammung der unsrigen von «Pryamus». Der Name «Libertina» ist offenbar eine Entstellung von «Tiburtina», die zehnte Sibylle, die besonders ausführlich bei La Sale beschrieben wird.

Die Andeutung an das unnatürliche Aussehen der Sibyllenweiber ist eine Reminiscenz an die einmal wöchentlich

---

[1] Ich frage mich, ob nicht auch die ganze Sage vom Sibyllen*paradies* im gewissen Grade von diesen Visionen oder Fahrten nach dem irdischen Paradies abhängig ist. Schon der Name deutet auf eine Kontamination der alten Sibyllensage mit solchen Legenden.

vorsichgehende Verwandlung der Damen in Schlangen und Ungeheuer im *Guerino* und bei La Sale. Hier spielt jedoch ein anderes, weit verbreitetes Sagenmotiv ein: die Gestalten, die im Rücken wie ein Trog aussehen, finden sich sogar in finnländischen Sagen — die burleske Art aber, wie die Reisenden von der Falschheit dieser Beschuldigung in Bezug auf die Sibylle handgreiflich überzeugt werden, scheint unserer Version ganz eigen zu sein.

Wenn unser Bericht das Geschick derjenigen feststellt, die die richtige Stunde zum Austreten aus dem Paradiese versäumen, so stimmt dies in den Hauptzügen mit der La Sale'schen Version, obgleich die Zeitbestimmungen dort viel verwickelter sind. Die Zahl 30 spielt jedenfalls in beiden eine wichtige Rolle.

In dem Satze: «sie pflegen . . . zu verführen und zu betrügen, bis die Zeit vorüber ist» (Z. 186 f.) finden wir einen schwachen Nachklang an die im Volksbuch sehr realistisch geschilderten Verführungskünste der Sibylle. — Sie willigt aber hier ohne weiteres in den Abschied ein und ist nicht erzürnt, wie im *Guerino*, redet vielmehr die Reisenden sehr freundlich an, wie bei La Sale — sie hatte auch dort nicht denselben Anlass zum Zorn wie im italienischen Volksbuch! — und schenkt ihnen zum Schluss ein goldenes Schwert, wie sie bei La Sale dem Scheidenden die goldene «vergette» giebt. — Die Prophezeiungen über die künftigen Reisen erinnern an diejenigen, welche dem Guerino beim Abschied zu Teil werden.

Für die folgenden Ausführungen über die Deanen, ihren Bau, den König Alexander von Pictavien und den sagenhaften Papst Klemens I vermag ich keine Quellen aufzuweisen. — Der Rest beruht ohne Zweifel auf eigenen Erlebnissen — das einzige, was in diese Kategorie geführt werden kann.

Wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, findet sich in dem Bericht des böhmischen Italiafahrers ein sehr deutlicher Anklang an die beiden litterarischen Überlieferungen der Sibyllensage, die hier zum Vergleich angezogen worden

sind. Ob nun diese Spuren direkt aus der Lektüre der beiden Schriften herrühren oder ob sie mündlichen italienischen Traditionen entstammen, welche eine Mischung der verschiedenen Versionen darstellen, das ist nun natürlich nicht leicht zu sagen. Für das Volksbuch kann jedoch, wie ich meine, eine direkte Einwirkung angenommen werden; aber es scheint mir auch keineswegs ausgeschlossen, dass unserem Reisenden die *Salade* des La Sale bekannt war. Ein Paar ziemlich wortgetreue Entlehnungen könnten in dieser Richtung als Zeugen citiert werden; übrigens, wenn er seine genaue Kenntnis dieser Version der mündlichen Überlieferung zu verdanken hätte, so würde dies beinahe auf einen Besuch in der Gegend von Norcia hinweisen, vorüber der Bericht aber keine Andeutung enthält.

Besonders der letzte Teil der Erzählung scheint mir jedenfalls das Faktum einer Reise nach Italien und Rom ausser Zweifel zu setzen. Leider giebt uns die Überlieferung keinen Anhaltspunkt um das Datum dieser Reise und der Abfassung des Berichtes näher zu bestimmen. Wahrscheinlich ist aber, dass dieses nicht allzu lange Zeit vor der Verfertigung des oben erwähnten Druckes geschehen ist. Es wäre interessant zu wissen, wie die Sibyllenprophezeiungen, von denen Dr. Tille spricht, abgefasst sind und ob sie in irgend welcher Weise an La Sale erinnern. Um diese alten Geschichten neu auszustaffieren und zu gleicher Zeit seinen Reiseerinnerungen eine eigentümliche Anziehungskraft zu verleihen, hat wohl der Verfasser seine Erzählung niedergeschrieben. Den Anlass hat ihm offenbar das italienische Volksbuch von *Guerino il Meschino* gegeben, und nicht nur die Kapitel über das Sibyllenparadies, sondern auch diejenigen, wo von der Patricius-Legende die Rede ist. [1] Dazu kamen Elemente der anderen Version der Sibyllensage, mit denen der Verf. in Italien oder später Bekanntschaft gemacht hatte. Um seinen und seines Reisegefährten guten Ruf zu bewahren, hat er fast alles entfernt,

[1] Vgl. Dunlop-Liebrecht, *Prosadichtungen,* S. 316 ff. In der mir zugänglichen populären Ausgabe des *Guerino* fehlt dieser Abschnitt vollständig.

was sie irgendwie in ein falsches Licht hätte stellen können, und noch dazu die religiösen Bestandteile durch Erinnerungen an andere erbauliche Legenden verstärkt. Dabei ist auch eine Sage mituntergelaufen, die in naher Verbindung mit einem Motiv der Sibyllensage steht und weit verbreitet war. Schliesslich hat der Verfasser alle diese Elemente nach seinem persönlichen Geschmack zu einem eigentümlichen Ganzen umgemodelt.

Ob unser Erzähler auch die Tannhäusersage gekannt hat, ist nicht zu ersehen. Jedenfalls könnte man den Mann, der vor der fünften Pforte sitzt und da bis zum jüngsten Tag wird sitzen bleiben, als eine Entsprechung zu dem «Greise» ansehen, der sich in der frühesten deutschen Version der genannten Sage findet und — wohl ohne Grund [1] — mit dem getreuen Eckart identifiziert worden ist. Alles deutet jedoch darauf hin, dass hier kein deutscher Einfluss vorliegt.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

Albert Dauzat, *Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans.* Thèse pour le doctorat ès-lettres, présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris. Paris, H. Champion, 1906. 295 p. gr. in-8°. Prix 10 francs.

L'auteur, avantageusement connu par ses recherches sur le patois de Vinzelles (Basse-Auvergne), veut, dans le présent ouvrage, donner aux romanistes un exposé clair et exact des principes méthodologiques à suivre; il veut «dégager les règles de méthode qui sont à l'état latent dans les travaux des romanistes» (p. 5). Cet ouvrage doit donc, en quelque sorte, être pour les romanistes ce que sont les *Prinzipien* de Paul pour les linguistes en général. Mais la différence est grande, aussi bien dans la composition que dans les idées! Le livre de M. Dauzat a l'avantage d'être fort élégamment écrit et très facile à lire; dans sa seconde partie, qui concerne l'étude des patois, il est en outre plein de conseils prati-

[1] G. Paris, *Légendes du moyen âge*, S. 125, n. — Vgl. auch H. Dübi in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XVII (1907), S. 250 ff.

ques de la plus grande utilité. Ce qui, par contre, me semble amoindrir la valeur de l'ouvrage, c'est la façon un peu cavalière dont l'auteur tranche quelques-uns des problèmes les plus épineux de la méthodologie linguistique, sans tenir compte des hypothèses antérieures. Cela vient en partie de ce que l'auteur ne paraît pas avoir connu bon nombre des ouvrages de linguistique générale parus hors de France, notamment en Allemagne. N'est-ce pas un signe caractéristique de cette exclusivité nationale de M. Dauzat qu'il ne cite pas une seule fois son grand devancier Hermann Paul? Malgré cela, l'ouvrage de M. Dauzat est certainement digne des plus grands éloges; il témoigne d'une netteté d'esprit et d'un bon sens pratique qui en rendent la lecture en même temps fort attrayante et très utile.

Se je voulais donner ici un compte rendu détaillé de cet ouvrage, cela m'amènerait trop loin. Je dois donc me borner à en faire ressortir quelques particularités qui m'ont spécialement frappé.

D'abord, il y a à noter la division du livre en deux parties, l'une intitulée *Les langues romanes*, l'autre, *L'étude des patois*. Une telle distinction entre les langues romanes, d'une part, et les parlers vivants qui en fort partie, de l'autre, est naturellement très peu «méthodique», mais, en lisant le livre, on comprend que l'auteur a voulu traiter séparément ces études dialectologiques qu'il affectionne tout particulièrement et dont il proclame, et certainement avec raison, la grande importance, non seulement pour notre connaissance des langues romanes, mais aussi pour notre compréhension du développement de la langue en général. Aussi cette partie de l'ouvrage est-elle du plus haut intérêt et contribuera certainement à donner un nouvel essor aux études dialectologiques en France.

Un autre trait caractéristique de l'ouvrage de M. Dauzat, c'est la division de la linguistique en deux branches capitales: la phonétique ou étude des sons, et la sémantique ou étude des idées dans leurs rapports avec les sons. La sémantique, à son tour, se divise en: morphologie (modifications de forme, dues à des causes psychiques), lexicologie (variations de sens des mots) et syntaxe (relations des mots entre eux). Comme M. Dauzat définit toujours très exactement les termes qu'il emploie, je ne vois pas d'inconvénient à cette extension inusitée de l'idée du mot «sémantique».

Parmi les chapitres les plus intéressants de l'ouvrage de M. D. je mentionnerai celui (I, IV, 3) où l'auteur nous donne une explication physiologique de la cause des évolutions phonétiques. Selon lui, les sons changent, «parce que les organes vocaux se modifient

eux-mêmes» (p. 94). Et cette modification des organes vocaux est due à des causes ethniques, au croisement des individus, à l'influence de la race. On comprend alors la simultanéité — dûment constatée bien des fois — des évolutions phonétiques chez les individus d'une même localité, et surtout leur apparition presqu'au même moment sur des aires parfois très vastes. Ni la «loi du moindre effort» ni la théorie de l'origine individuelle des altérations phonétiques, considérées comme des imitations incomplètes, ne sauraient expliquer, d'une manière suffisante, cette évolution phonétique simultanée et indépendante, qu'un phonéticien célèbre a tâché d'expliquer par l'hypothèse «d'une sorte d'anémie, d'un affaiblissement graduel et transitoire des centres nerveux qui aboutissent aux muscles, siège de l'évolution».[1]) Mieux que cette hypothèse singulière, celle de M. Dauzat paraît s'accorder avez les idées actuellement en cours sur l'action des lois phonétiques. Seulement, il me semble possible de combiner la théorie de M. Dauzat avec celle de la «loi du moindre effort». Il n'est pas vrai, quoi qu'en dise M. D., que cette «loi» suppose une cause réfléchie (p. 91). Ainsi, le phénomène inconscient de l'assimilation, dans son sens le plus étendu, est bien, du moins en partie, le résultat d'une prononciation simplifiée (voy. p. ex. le changement d'une explosive *sourde* en une explosive ou une fricative *sonore* entre deux voyelles, c'est-à-dire entre deux phonèmes *sonores:* lat. ripa > prov. esp. port. *riba,* rhét. *riva,* fr. *rive*). Si M. D. affirme que les modifications phonétiques ne sont pas toujours des «affaiblissements», il a certainement raison; mais aussi ne faut-il pas oublier que la «loi du moindre effort» est à chaque instant contrecarrée par une certaine «loi d'emphase», qui exerce son influence surtout sur les voyelles toniques en les allongeant et en les diphtonguant. C'est de la lutte de ces différents facteurs, parmi lesquels la différenciation des organes vocaux joue un rôle des plus importants, que me semble sortir l'évolution phonétique d'une langue.

Le mérite de l'ouvrage de M. D. ne consiste pas tant en la nouveauté et l'originalité des idées qu'en la façon claire et élégante dont il aborde les problèmes épineux de la linguistique et en ses conseils utiles aux patoisants.

A. Wallensköld.

---

[1]) Abbé Rousselot, *Les modiftcations phonétique du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin, Revue des patois gallo-romans,* t. V, Suppl., p. 42 [414].

Öhquist, Johannes, *Tysk Övningsbok.* Tredje omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 205 S. 8:o.

Derselbe, *Saksankielen Harjoituskirja.* Kolmas uudistettu painos. Suomeksi sovittanut **V. R.** Helsingissä, Otava, 1907. 220 S. 8:o.

Derselbe, *Skrivprov för Studentexamen i Tyska.* Helsingfors, Otava, 1907. 49 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Derselbe, *Saksankielen Kirjoituskokeet Ylioppilastutkintoa varten.* Helsingissä, Otava, 1907. 50 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Derselbe, *Tysk Elementarbok.* Fjärde omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 219 S. 8:o. (Nebst einem 8 Seiten umfassenden Bilderbogen).

Derselbe, *Saksankielen Alkeiskirja.* Viides uudistettu painos. Helsingissä, Otava, 1907. 223 S. 8:o. (Nebst dem obenerwähnten Bilderbogen).

Die neuerschienenen Auflagen der obenerwähnten bekannten Lehrbücher Lektor Öhquists liegen diesmal in immer wesentlich umgearbeiteter Form vor.

So tritt das «Übungsbuch» jetzt als ein fast ganz neues Buch auf und «zwar in zweierlei Beziehungen»: teils um «frisches Übersetzungsmaterial» teils um eine grössere Zahl *leichter* Übungsstücke bieten zu können. Es ist wohl kaum nötig hervorzuheben, dass der Herausgeber des Buches in beiden diesen Beziehungen einem lebhaften Wunsch der Lehrer entgegenkommt. In der ersten Abteilung ist nicht nur das schon befindliche Übungsmaterial vermehrt, sondern sind ausserdem auch Übungsstücke hinzugefügt worden, welche sich auf Kapitel in der Grammatik beziehen, die in den früheren Auflagen nicht behandelt sind. In der zweiten, «systematischen» Abteilung hat jeder Abschnitt jetzt ein oder mehrere aus kurzen und leichten Sätzen zusammengestellte Stücke erhalten, welche so zu sagen direkte Beispiele zu den grammatischen Regeln bilden.

Von diesen Stücken sind einige jedoch allzu einfach, wie z. B. St. 100, 141 — 143, welche blos Substantive und allerlei Verbformen aufzählen, die ebenso gut ohne Buch in derselben Weise eingeübt werden könnten. Statt der drei letzteren hätte man lieber z. B. ein gutes Übungsstück für die Passivformen gewünscht. Von den Stücken der dritten Abteilung sind nur die zehn ersten «der früheren Auflagen in die neue herübergenommen, das Übrige aber vollständig durch neue Stücke ersetzt.» Der Inhalt ist abwechselnd; die Zahl der leichten Stücke ist aber hier kaum grösser als früher; einige Anekdoten sind dem Hoppe'schen Übungsbuche entnommen. Zum Schlusse dieser Abteilung giebt

es «einige Kapitel aus der deutschen Litteraturgeschichte», wo die deutsche Litteratur in ihren Hauptepochen behandelt wird. Diese glückliche Idee ist der allergrössten Anerkennung wert. Die Schüler bekommen dadurch eine freilich sehr bescheidene, aber doch orientirende litterargeschichtliche Kenntnis, welche mancher Lehrer ihnen vielleicht sonst keine Gelegenheit zu geben findet. So lange es keine für unsere Schulen geeignete deutsche Litteraturkunde giebt, kann ja eine solche kurze Übersicht von 17 Seiten eine Mission zu erfüllen haben. Auch vom principiellen Gesichtspunkte aus ist es wohl richtig danach zu streben, in die Übersetzungsstücke für die höheren Klassen einen realen Stoff einzuführen, so dass der zu übersetzende Text nicht nur als sprachliche Übung, sondern auch des Inhalts wegen durchgearbeitet zu werden verdient.

Trotzdem die Übersetzungsstücke für das Maturitätsexamen aus dieser neuen Auflage ausgeschieden worden sind, umfasst sie doch etwa 20 Seiten mehr als die früheren. Wie aus dem obigen Verzeichnis hervorgeht, sind diese Stücke (sogar für das Jahr 1907) als ein besonderes mit einem Wörterbuch versehenes Heft erschienen.

Das «Elementarbuch» hat eine ganze neue Abteilung erhalten, wodurch die Schüler stufenweise in das Wichtigste der Formenlehre der deutschen Sprache eingeführt werden sollen. In jedem Stück giebt es einige Musterbeispiele in der Form von Fragen und Antworten, und in Analogie mit denselben sollen die Schüler dann ähnliche Fragen beantworten. Von solchen Fragen findet man auch im Buche eine ganze Menge. Im Anfang eines jeden Stückes stehn eine Anzahl Wörter, welche den nötigen Wortvorrat für diese Sprechübungen liefern sollen; zu dieser Abteilung gehört ausserdem ein Heftchen mit Bildern, welche die Gegenstände, worüber gesprochen werden soll, darstellen. Wahrscheinlich um den Preis des Buches nicht zu erhöhen, hat aber dieser Bilderbogen ein sehr dürftiges Aussehen erhalten. Man würde sich lieber mit einer geringeren Anzahl von den einzelnen abgebildeten Gegenständen begnügen, mit denen man übrigens in den meisten Fällen (wie z. B. Bleistift, Feder, Heft, Buch, u. a.) ebenso gut «in natura» operiren könnte, um statt dessen das letzte Bild in Farben gut ausgeführt zu haben. Was die Anordnung des Stoffes dieser Abteilung und die Absicht mit derselben sonst betrifft, sagt der Verfasser darüber im Vorworte u. a. folgendes: «Den Stoff der ersten Abteilung habe ich sowohl in grammatischer Hinsicht wie im Wortschatz möglichst einzuschränken gesucht. Es ist in grammatischer Hinsicht nur das herangezogen worden, was zu einer einfachen Satzbildung in gewöhnlicher Unterhaltung un-

bedingt notwendig ist. . . . Der Zweck der beigegebenen Abbildungen ist übrigens nicht so sehr ein lexikalischer als vielmehr ein formell-grammatischer: sie sollen vermittelst der verschiedenen Farben und Grössen dazu dienen die Flexion der Nomina praktisch einzuüben. . . . Die am Ende eines jeden Stückes gegebenen Frage- und Antwortübungen sind deshalb nicht als erschöpfend zu betrachten, sondern sollen für den Lehrer das Schema abgeben, nach welchem er diese Uebungen beliebig variiren kann und muss.» Ohne Zweifel ist diese Abteilung ein Gewinn für das Buch. Die Stücke sind sehr systematisch und metodisch zusammengestellt; es ist aber fraglich, ob sie auch immer sich leicht und mit Erfolg und Interesse in der Praxis behandeln lassen. Der Rec. wird später Gelegenheit haben die neue Auflage in seinem Unterrichte anzuwenden, und wird dann noch einmal auf diese Abteilung des Buches zurückkommen. — Die Grammatik ist, abgesehen von einigen teilweise kaum nötigen Ergänzungen, leider unverändert geblieben. Da nun die obenerwähnte Abteilung schon beabsichtigt, den Schülern das wichtigste der Formenlehre durch Beispiele und praktische Übungen beizubringen, hätte man auch eine gänzliche Umarbeitung der Grammatik erwartet, wodurch diese zusammenfassender, übersichtlicher und einfacher gemacht worden wäre. — Von den Lesestücken sind einige in die neue Abteilung hinübergezogen; sonst sind die alten beibehalten. Auch hier hätte man aber gern Veränderungen gewünscht. Also trotz des Neuen, was der Verfasser in seiner neuen Auflage bietet, möchte man noch mehr Neues haben.

M. W—s.

The Junior English Reader with Glossary and Notes, edited by **Anna Bohnhof**. Helsingfors, The Helios Company Ltd, 1908. Price 5:25.

Miss Bohnhof's new Reader is intended for junior classes, and in that respect it certainly fills a great want in our English school-literature. The book begins with a historical part containing short tales and descriptions from the history of England, arranged in chronological order. The historical pieces are well chosen, also from the literary point of view, and in connection with them it is easy for an interested teacher to give hints on the development of English literature during the chief periods described in these narratives. I should only like to make the remark that this part comes too early. It would be more natural to have it at the end of the book, as it is much more difficult than the second part, requiring more knowledge of English and implying a greater

development of the pupils. The second part contains anecdotes and short stories, some of which are very suitable for young readers and easy enough for beginners. And, I am glad to say, I find very little of the usual English maudlin sentimentality in them. — The book ends with two longer stories: Mowgli's Brothers and an extract from Peter Simple. As to the latter, I think it is not quite so well chosen as the previous stories, being too long and ending rather abruptly. Another complete story would perhaps have been more adapted to attract the attention of young pupils.

In connection with the Reader there is a Glossary (Finnish & Swedish), with Notes, bound as a separate volume, handy to use, and to be kept inside the same cover as the chief volume. It will be welcome to the pupils saving them the trouble of looking out words from big dictionaries.

As something quite unusual for school-books in Finland I may mention the exceedingly pretty binding.

Another astonishing thing — especially in an English book printed in Finland — is the fact that there are so few misprints in it, but, unhappily enough, most of them appear on the very first pages, on account of which the first impression is not so good as it would be without the mistakes.

The book will certainly find a wide circulation among students of the English language.

A. Mbg.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. Januar 1908, bei welcher Sitzung der Vorstand und 11 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende sprach einige warme Worte zum Andenken des am 19. Januar in Florenz verstorbenen Mitgliedes des Neuphilologischen Vereins, Dr. phil. Torsten Söderhjelm, aus. Diese-

Verlust sei um so schmerzlicher, als man alle Ursache gehabt habe, von Seiten des jungen Gelehrten eine ungewöhnliche wissenschaftliche Tätigkeit zu erwarten. Schon durch seine Abhandlung für den Doktorgrad über die Sprache in einem altfranzösischen Texte habe er sich als ein geschickter Neuphilologe gezeigt; sein eigentliches Interesse habe sich jedoch der Litteraturgeschichte der romanischen Völker zugewandt. Im dem für das grosse Publikum bestimmten Buche über die italienische Renaissance, das er unter Mitwirkung seines Bruders, des Ehrenpräsidenten des Vereins, Ende 1907 veröffentlicht habe, seien seine seltenen Anlagen als Gelehrter und Stilist recht zum Vorschein gekommen. Unsere Universität hätte zweifelsohne in kurzer Zeit die Gelegenheit gehabt ihn in den Kreis ihrer Lehrer als Dozenten der Litteraturgeschichte einzuführen. Sein Tod sei also ein ungeheurer Verlust für alle Freunde der Wissenschaft und vor allem für den Verein, der zum grossen Teil aus Kameraden des Verstorbenen bestehe.

§ 3.

Prof. *Werner Söderhjelm*, der nicht persönlich anwesend war, hatte einen Aufsatz über die im Langenscheidtschen Verlage herausgegebenen Hilfsmittel für den modernen Sprachunterricht verfasst, der von Prof. A. Wallensköld verlesen wurde. [1]

§ 4.

Prof. *Jos. Mandelstam* besprach die zwei bis jetzt erschienenen Teile von Wundts «Völkerpsychologie, 2:ter Band: Mythus und Religion». Wegen der Fülle des Stoffes und mit Rücksicht auf die knapp zugemessene Zeit wollte sich Prof. M. hauptsächlich auf ein Referat des Inhaltes des grossen Werkes beschränken. — Nachdem er die einleitenden Auslegungen Wundts über die psychologische Natur der Phantasie in aller Kürze referiert und auf das 2:te Kapitel hingewiesen hatte, welches die psychologischen Grundlagen einer Theorie der Kunst erörtert, kam er zu den folgenden Kapiteln, welche von dem Mythus handeln. — Um seine eigene Auffassung klarer zu begründen, beginne Wundt mit einer Übersicht über die bisherigen Theorien; dann teile er die Grundlagen seines Systems mit. Die Auffassung Wundts ruhe durchaus auf psychologischen Tatsachen und ziehe die Ergebnisse sowohl der neueren experimentellen Psychologie wie die der Völkerpsychologie zu Rate. So scheide er z. B den Mythus von der Dichtung und führe beide auf verschiedene psychologische Funktionen zurück.

[1] Sieh Neuphil. Mitteil. dieses Jahres S. 27 ff.

Dieser streng psychologische Gesichtspunkt und das Bestreben, aprioristische Spekulation fernzuhalten, seien als besondere Verdienste des Werkes hervorzuheben. — Von dem Inhalt des zweiten Teiles, der die Seelenvorstellungen und die damit zusammenhängenden niedrigeren Kultus-, Mythus- und Geisterformen behandelt, gab Prof. Mandelstam eine allgemeine Andeutung und besprach nur einige Punkte etwas eingehender, z. B. die Behandlung des primitiven Animismus und seines Verhältnisses zum Fetischismus, die Theorie der Tabugebote und der daraus entsprungenen Sühnezeremonien, den Ahnenkultus, den Dämonenglauben und die damit verwandten Kultusformen. — Prof. M. sprach zum Schluss den Wunsch aus, diejenigen Mitglieder des Vereins, die sich für die mythologischen Forschungen interessieren, möchten die Arbeit Wundts eingehend studieren.

Lektor *J. Poirot* sei dem Referenten dankbar dafür, dass er den Verein mit den Ansichten Wundts bekannt gemacht habe. Wie alle Werke dieses Verfassers, bezeichne auch dieses einen wissenschaftlichen Gewinn und enthalte eine Menge beachtenswerter Gesichtspunkte. Da jedoch das Buch erst mit dem dritten Bande vollständig vorliegen werde, sei es jetzt zu früh mit einer Hauptkritik der darin enthaltenen Theorien hervorzutreten. — In einem wesentlichen Punkte könne Lektor P. den Ansichten W:s nicht beitreten. W. trenne nämlich den Mythus von der Religion und führe sie beide auf verschiedene psychologische Vorstellungen zurück. Die Gründe für diese Trennung habe W. noch nicht angeführt, sie schienen aber wohl auf seiner ganzen Auffassung der Entwickelung zu beruhen. W. bestreite es nämlich, dass ein Keim sich verbreiten könne, der schon alle Entwickelungsmöglichkeiten in sich enthalte. Die Richtigkeit dieses metaphysischen Postulates wolle aber Lektor P. nicht einleuchten. — Befremdend sei weiter, dass W. auf die Forschungen der französischen Antropologen keine Rücksichten nehme. Er stütze sich immer nur auf individuellpsychologische Theorien. Ein grosser Gewinn wäre es gewesen, wenn er das gesellschaftliche Leben mehr analysiert und die Soziologie öfter zu Rate gezogen hätte. — Weiter vermisse man bei W. die Erklärung des Begriffes des «Heiligen» (sacrum), der sehr schwer zu definieren sei und zu dessen Analyse die individuelle Psychologie nicht genüge, sondern die starken Einwirkungen der Individuen auf einander mit einbezogen werden müssten. — Eine schwache Seite des Buches sei hauptsächlich, dass W. sich noch nicht von der individuellen Psychologie befreit habe, und weiter dass er den Aufbau seiner Theorie zu sehr von seinem allgemeinen psychologischen System abhängig gemacht habe.

Prof. *Jos. Mandelstam* wollte gegen Lektor P. hervorheben,

dass W. seine Theorie ausschliesslich mit der Beihilfe einer ganzen Reihe empirischer Fakta aufbaue: nichts sei bei ihm lose Spekulation. — Wie W., sei Prof. M. der Ansicht, dass Religion und Mythologie ganz zu trennen seien, wenn auch gegenseitige Verbindungspunkte keineswegs fehlten. Was die Rolle der Soziologie betreffe, so könne diese Wissenschaft hier, wo der Verfasser zu dem ganz primären Zustande und zu den Individuen zurückgehen müsse, von keinem besonders grossen Nutzen sein. Obgleich W. sich prinzipiell skeptisch gegen die soziologische Forschungsmethode stelle, untersuche er dennoch, wo nötig, soziale Verhältnisse. — Schliesslich habe W. den Begriff des «Heiligen» genügend hervorgehoben, indem er diesen Begriff bei den Kulturvölkern dem Begriff der Furcht bei den Primitiven entgegensetze.

In fidem:

Holger Petersen.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 22. Februar 1908, bei welcher Sitzung der Vorstand und 9 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Bericht der Revisoren für das Jahr 1907 wurde verlesen:

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1. Januar 1907—1. Januar 1908.

Einnahmen:

Abonnements der Neuphil. Mitteil.	Fmk	394:	—
Jahresabgaben der Mitglieder	»	594:	—
Von der Universität für die N. M. angewiesen .	»	500:	—
Verkaufte Exemplare der «Mémoires» T. I—IV .	»	93:	57
Zinsen	»	43:	80
Summe	Fmk	1625:	37
In der Kasse den 1. Januar 1907	»	1477:	49
Summe	Fmk	3102:	86

Ausgaben:

Druckkosten der Neuphil. Mitteil. (Nr. 5/8 1906).	Fmk	412:	82
» » » » (Nr. 1/4 1907).	»	381:	64
Verfasserhonorare für die Neuphil. Mitteil. . .	»	293:	75
Porto, Stempelmarken und Distribution	»	129:	41
Transport von «Mémoires» I—IV.	»	2:	10
Anzeigen	»	82:	—
Bedienung	»	42:	—
Jahresfest	»	48:	50
Telegramm	»	6:	70
Summe	Fmk	1398:	92
In der Kasse den 1. Januar 1908	»	1703:	94
Summe	Fmk	3102:	86

Helsingfors d. 15. Februar 1908.

Holger Petersen.

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors den 22. Februar 1908.

Maisie Stoltzenberg. *Edw. Järnström.*

Dem Kassenverwalter wurde Decharge erteilt.

§ 3.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein habe auch dieses Jahr vom Consistorium Academicum eine Summe von 500 Fmk. als einen Beitrag für die Bestreitung der Druckkosten der «Neuphilologischen Mitteilungen» erhalten.

§ 4.

Als Mitglieder des Jahresfestkomitées wurden vorgeschlagen und gewählt: Professor A. Wallensköld, Lektor J. Poirot, Mag. phil. Fräulein M. Stoltzenberg und Student Johan Vasenius.

§ 5.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein «Nyfilologiska sällskapet» in Stockholm habe ihm den Prospekt des 4:ten Bandes seiner



Publikation: «Studier i modern språkvetenskap» zugesandt, und sei der Vorsitzende bereit Abonnemente entgegenzunehmen.

§ 6.

Prof. *A. Wallensköld* gab ein ausführliches Referat von folgendem Buche: Albert Dauzat: «Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans. Thèse pour le doctorat ès-lettres (Paris).» Paris, H. Champion, 1906. [1]

Prof. *Hugo Pipping* wollte anlässlich des Referates einen bei der Veränderung der Sprache mitwirkenden Faktor erwähnen, der, so viel er wisse, nie früher beachtet worden sei. Der Umstand, dass der Sprechende die Wörter sowohl durch den Ohrgang als durch die eustachische Röhre hört, der Hörende aber die Laute nur durch den Ohrgang auffängt, bewirke, dass dieser die Wörter auf eine etwas andere Weise höre als jener. Dies werde auch dadurch bewiesen, dass man seine eigene Stimme in dem Phonographen nicht recht erkennen könne. Da also das Kind, das die Sprache lernen soll und die Laute der Eltern zu imitieren versucht, diese anders höre und auffasse, als die Eltern selbst, habe man hier mit einer Ursache einer steten successiven Veränderung in der Aussprache von Generation zu Generation zu tun.

In fidem:

Holger Petersen.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 14. März 1908 (Jahresfest), bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der erste Vorsitzende, der Schriftführer und 24 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: die Studenten Fräulein *Alma Ulrika Fogde,* Fräulein *Signe Ingeborg Appelberg,* Fräulein *Aurora Munthe,* Fräulein *Agnes Langenskjöld* und Herr *K. A. Nyman.*

---

[1] Vgl. die Besprechung oben S. 88.

§ 2.

Professor *Werner Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die erste abendländische Sammlung von orientalischen Erzählungen, die s. g. «Disciplina clericalis».

§ 3.

Es folgte ein geselliges Beisammensein, wobei die drei letzten Scenen der «Farce de maître Pierre Pathelin» von Mitgliedern des Vereins aufgeführt wurden, nachdem Lektor J. Poirot einige orientierende Bemerkungen über den Inhalt des Stückes vorausgeschickt hatte. Beim Souper brachte der Vorsitzende einen Toast auf die Ehrenmitglieder, den Ehrenpräsidenten Prof. W. Söderhjelm, und den ehemaligen Vizepräsidenten und Redakteur der «Neuphil. Mitteil.», den Dozenten Hugo Suolahti, der sich gegenwärtig im Auslande aufhält und dem Verein ein Telegramm zugesandt hatte, aus. Prof. Jos. Mandelstam sprach in einigen Worten dem Präsidenten, Prof. Axel Wallensköld, den Dank der Vereinsmitglieder aus. Im Laufe des Abends trugen einige Mitglieder mit verschiedenen Gesangnummern zur Unterhaltung bei.

In fidem:

Holger Petersen.

Eingesandte Litteratur.

Alois Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur. I. Teil: Angelsächsische Periode bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts (Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriss der germanischen Philologie). Strassburg, Karl J. Trübner, 1908. 204 S. gr. 8:o. Preis: 4 Mark 80 Pf., geb. 5 Mark 60 Pf.

F. A. Mohr, Taschenwörterbuch der dänischen und deutschen Sprache (Methode Toussaint-Langenscheidt). I. Teil: Dänisch-Norwegisch-Deutsch. XIV, 646 S. — Teil II: Deutsch-Dänisch. VI, 474 S. — Anhang: Das deutsche Zeitwort, Schema der Konjugation und Wörterbuch der Zeitwörter, verfasst von Prof. Dr. *Dan. Sanders*, revidiert und bearbeitet von Dr. *Julius Dumcke*. 40 S. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), o. J. Preis: 3 M. 50 Pf.

Axel Rosendahl, Chrestomathie française. Morceaux choisis de prose et de poésie. Avec 34 illustrations. Borgå, W. Söderström, 1908. 172 S. 8:o

Moriz Schittenhelm, Zur stilistischen Verwendung des Wortes *cuer* in der altfranzösischen Dichtung. (Diss. Tübingen). Halle a. S., 1907. 80 S. 8:o.

Karl Vollmöller, Briefe Konrad Hofmanns an Eduard von Kausler aus den Jahren 1848 bis 1873, mit Einleitung und Anmerkungen. Nebst zwei Beilagen: 1. Das Geusenliederbuch von 1611, 2. Dr. Karl Friedrich Wilhelm Lanz, und zwei Tafeln. Erlangen, Fr. Junge, 1907. (Sonderabzug aus den Mélanges Chabaneau, Rom. Forschungen XXIII, S. 1041—1086).

Hugo Wendel, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische. (Diss. Tübingen). Halle a. S., 1906. 122 S. 8:o.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran kustantama kansanrunouden kerääjäin ja tutkijain lehti. Toimittaja Väinö Salminen. Helsingissä, Otava. I. Jahrg. (1908), Nr. 1—2. — Diese neue folkloristische Zeitschrift erscheint als Beiblatt zu der Zeitschrift Virittäjä.

Bibliographia phonetica, 1908, Nr. 1—2.

Le Maître Phonétique, 1907, Sept.—Dez.

Modern Language Notes, Bd. XXIII (1908), Nr. 3—4.

Moderna språk, II. Jahrg. (1908), Nr. 3. — Enthält die Fortsetzung des Artikels F. Leray's: La loi des trois consonnes.

Päivä, 1908, Nr. 9—17.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, Jahrg. XVI (1908), Heft 1—2—3.

Virittäjä, Jahrg. XII (1908), Nr. 1—4.

Mitteilungen.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors,* Bd. IV, bespr. von F. Ed Schneegans in Zeitschrift für romanische Philologie, XXXII (1908), S. 255 f.; *J. Runeberg,* Études

sur la Geste Rainouart, bespr. von Raymond Weeks in Romania, XXXVII (1908), S. 165 f.; *A. Wallensköld,* Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère, bespr. von P. M[eyer] in Romania, XXXVII (1908), S. 191 f., von A. Jeanroy in Journal des Savants, 1908, S. 153—154, und in Literarisches Zentralblatt, 1908, Sp. 303; *Oiva Joh. Tallgren,* La Gaya ó Consonantes de Pero Guillén de Segovia, I, kurz angez. im Arch. f. das Studium d. neueren Spr. u. Lit., Bd. CXIX, S. 480.

Ferienkurse: In *Boulogne-sur-Mer* (veranstaltet von der Universität in Lille mit Beihilfe der Alliance française) vom 1. bis 28. Aug. 1908. — In *Besançon* vom 1. Juli bis 1. Nov. 1908. — In *Genf* vom 16. Juli bis 29. Aug. — Nähere Auskunft bei der Redaktion dieses Blattes.

NEUPHILOLOGISCHE
MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5/6

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1908

Note sur la Ballade des dames du temps jadis

Dans le Bulletin de l'Académie royale des sciences et des lettres de Danemark, 1907, n:o 2, M. Kr. Nyrop a publié une *Note sur une ballade de Villon*. C'est la *Ballade des dames du temps jadis* que visent les commentaires du savant professeur. Sa note ne donne pourtant pas une analyse du contenu poétique de la ballade — Gaston Paris a rendu superflue toute interprétation à ce sujet. M. Nyrop se borne à traiter de la formule rhétorique: «où est Flora — — où est la très sage Helloïs» etc., dont Villon s'est servi dans ce célèbre poème, de même que dans la *Ballade des seigneurs du temps jadis* et dans la *Ballade en vieil langage françois*. Le cadre de tous ces poèmes est traditionnel, comme on le sait, et différents auteurs en ont déjà de bonne heure montré certains prototypes. [1] Dans la note du savant danois sont réunis un certain nombre d'expressions poétiques de la question mélancolique: où sont ceux qui ont vécu avant nous? Mais M. Nyrop n'a sans doute pas voulu épuiser la matière. Il

[1] Dans la *Revue critique* du 3 février 1908 (p. 96) M. A. J[eanroy] renvoie, pour compléter les matériaux recueillis par M. Nyrop, à la thèse de Campaux sur Villon et à Puymaigre, *La cour littéraire de don Jean II*. Ni l'un ni l'autre de ces ouvrages ne nous a été accessible.

ne faut donc pas considérer comme une critique de son travail l'essai fait ici de compléter ses indications.

Les premières et les plus anciennes des poésies citées par M. Nyrop sont deux hymnes latines, l'une du XI-e siècle, dit-on, et l'autre du XIII-e. Toutes les deux ont déjà été, comme le dit M. Nyrop, citées par M. H. Havelock Ellis. [1] Toutefois M. Ellis n'a imprimé que quelques fragments de ces hymnes, et les citations de M. Nyrop sont également incomplètes. [2] Il est vrai que les extraits qu'il donne sont suffisants pour prouver la concordance avec les ballades des dames et des seigneurs défunts. Mais ils ne donnent pas une idée assez nette du caractère des poèmes latins. Ainsi, de la première hymne (celle dans laquelle la caducité des choses est comparée à la glace qui dégèle sous le soleil — «où sont les neiges d'antan!»), le titre et les quatre premières strophes ont été omises. Si on en jugeait par cet échantillon insuffisant, on ne saurait pas que

Audi, tellus; audi, magni maris limbus

— c'est le premier vers du poème original — est une hymne purement liturgique qui a souvent été chantée à l'église aux vigiles des morts. [3]

---

[1] H. Havelock Ellis, *Villon and Church Hymns (The Academy* 27 mai 1882).

[2] On peut dire en passant que M. John Addington Symonds — peut-être inspiré par l'article de M. Havelock Ellis — a mis en vers anglais la première de ces hymnes *(François Villon and two latin Church Hymns*, dans *The Academy* du 2 déc. 1882). L'autre a, selon Symonds, été traduite en anglais déjà au temps d'Élisabeth.

[3] Pour un texte complet et abondamment annoté comp. Blume, *Tropen des Missale.* Zweite Folge *(Analecta hymnica* 49), p. 378—80 (Super *Libera me Domine*). Le titre du poème est dans quelques manuscrits *Prosa seu sequentia pro defunctis*, dans d'autres *In officio mortuorum*. Les nombreuses variantes prouvent qu'il a été très répandu. On le cite le plus souvent d'après le texte qu'en a donné, déjà en 1817, Rambach dans son *Anthologie christlicher Gesänge*, I, p. 361. Des notices historiques sur le poème sont données par Rambach, p. 354—5. Il est à noter, que les deux premiers vers *Audi tellus* etc. forment aussi le début d'un poème plus ancien *De die novissimo* (Blume, *ouvr. c.*, p. 369 suiv.) qu'il ne faut pas confondre avec notre séquence.

L'autre poème a été traité par M. Nyrop d'une manière plus incomplète encore. Il pourrait toutefois donner lieu à plus d'une observation intéressante. Cette chanson — elle n'était sans doute pas, comme *Audi tellus*, une hymne déstinée à être chantée à l'église aux offices liturgiques, mais plutôt une poésie de réflexion d'un caractère privé et très personnel — est un des produits les plus débattus de la poésie médiévale. Elle a pour titre *De vanitate mundi* ou *De contemptu mundi* et traite de la vanité de la gloire plutôt que de l'inconstance de la vie. Les vers imprimés par M. Nyrop:

> Dic ubi Salomon, olim tam nobilis,
> Vel ubi Sampson est, dux invincibilis? [1]

sont précédés d'une strophe qui par ses réflexions générales donne une explication des *Dic ubi* souvent répétés:

> Cur mundus militat sub vana gloria
> Cujus prosperitas est transitoria?
> Tam cito labitur ejus potentia
> Quam vasa figuli quæ sunt fragilia.

Ce poème a, comme le dit M. Nyrop, été attribué à Jacopone da Todi. On peut ajouter ici qu'on a même cru savoir dans quelles circonstances il a été composé. Le poète franciscain aurait composé *Cur mundus militat* pour se consoler, quand il avait été emprisonné par Boniface VIII. [2] D'autres écrivains assurent, par contre, que Jacopone aurait seulement admiré le poème et qu'il l'aurait souvent copié pour ses amis, [3] ce qui aurait fait que dans quelques manuscrits le poème en question a pris place parmi ses propres écrits. [4]

[1] Rambach, *Anthologie,* I, p. 279 suiv.; *Patrologia latina,* ed. Migne, 184, coll. 1313—16; *Daniel,* Thesaurus hymnologicus. II. p. 379. Comp. Blume, *Pia dictamina* dans les *Analecta hymnica,* 33, p. 267—8.

[2] Comp. Hauréau, *Sur les poèmes latins attribués à saint Bernard (Journal des savants,* 1882, p. 177). Selon une autre anecdote Jacopone aurait présenté ce poème, avec une chanson italienne, comme une espèce de preuve de maturité, à quelques moines franciscains qui hésitaient à le recevoir dans leur couvent (Ozanam, *Les poëtes franciscains*, p. 139).

[3] Comp. Hauréau, *ouvr. c.*, p. 178.

[4] Voy. Jullian, *Dictionary of Hymnology*, p. 1082.

Il existe pourtant d'autres traditions qui désignent l'auteur de *Cur mundus militat* comme «Golias». C'est à cause de cela que la chanson en question a souvent été citée sous le nom de Walter Mapes. [1] Il serait incontestablement intéressant qu'un poème qui a tant de points communs avec la ballade de Villon eût été composé par un autre poète de cabaret. Malheureusement il n'y a que peu de savants qui se soient prononcés en faveur de cette hypothèse. Dans les anciens recueils *Cur mundus* porte un autre nom qui a un son tout autre que celui de l'auteur de *Mihi est propositum:* c'est qu'on le cite comme l'œuvre de saint Bernard. [2]

Il est, comme on sait, incertain si saint Bernard a composé une seule des hymnes qui dans les anciennes éditions ont été admises parmi ses œuvres. Le grand cycle de louanges de la Vierge est aujourd'hui attribué à son homonyme moins célèbre, Bernhardus Morlanensis. [3] C'est également sans doute à cause d'une confusion des noms que *Cur mundus*, œuvre d'un auteur qu'il faut bien désigner comme inconnu, a été attribué à «Bernhardus Clarevallensis». Car Bernard, moine de Morlaix (ou Morlas), [4] a, lui aussi, écrit un poème intitulé *De contemptu mundi.* C'est un poème en hexamètres léonins dont le style prolixe et didactique ne ressemble guère ni à la ballade de Villon ni à ses prototypes

---

[1] Comp. Rambach, *Anthologie*, I, p. 269; Edélestand du Méril, *Poésies populaires latines du moyen age*, p. 126.

[2] Dans les rédactions publiées par Mabillon *(Sancti Bernardi Opera omnia*, vol. II, 2, p. 1771) et par Rambach et Migne *(ouvr. c.)* les premiers vers se lisent ainsi:

O miranda vanitas! o divitiarum
Amor lamentabilis! o virus amarum!

Cur mundus militat a été ici, comme l'a fait observer du Méril, réuni à tort avec quatre strophes d'un autre poème avec lequel il a eu de commun le titre et le contenu général, mais dont il se distingue par la forme métrique et le style. Comp. du Méril, *ouvr. c.*, p. 125.

[3] Hauréau, *ouvr. c.*, p. 408; Dreves, *Hymnographi latini*, II *(Analecta hymnica*, 50*)*, p. 423.

[4] Pour l'interprétation du mot *Morlanensis*, comp. *Anal. hymn.*, 50, p. 423.

cités ci-dessus. Mais on trouve dans ce poème aussi les mêmes questions rhétoriques qui sont si souvent répétées dans la poésie médiévale. Nous imprimons ici quelques vers qui touchent directement à notre sujet:

Est ubi gloria nunc Babylonia? sunt ubi dirus
Nabugodonosor? et Darii vigor? illeque Cyrus?

Nunc ubi curia, pompaque Julia? Caesar, obisti;
te truculentior, orbe potentior ipse fuisti.

Nunc ubi Marius atque Fabricius inscius auri?
Mors ubi nobilis et memorabilis actio Pauli?
Diva Philippica, vox ubi coelica nunc Ciceronis?
Pax ubi civibus atque rebellibus ira Catonis?
Nunc ubi Regulus, aut ubi Romulus, aut ubi Remus?[1]

De la littérature en langues modernes M. Nyrop signale une ballade italienne anonyme du XIII-e ou du XIV-e siècle et deux poésies anglaises, l'une de Thomas Hales, l'autre de John Lydgate. Mais il ne mentionne pas les deux strophes dans *Le miroir des dames et des demoiselles*[2] qui se rapprochent tant des interjections de Villon:

Las! et ou sont celles qui pieça furent,
Dont les beautez raconte mainte hystoire?
Judich, Hester, qui tant grant beauté eurent,
Dont mencion fait la bible et memoire?

Las! et ou sont de Heleine et Lucresse
Les grans beautez, et de Sydoine aussi?
Faillies sont et mortes en detresse
Passé long temps, et vous mourrés ainsi.

Quand il s'agit de la ballade de Villon, on est tenté de renvoyer à un poème de son protecteur et confrère en Apollon, Charles d'Orléans, qui traite — sans questions rhétoriques, il est vrai — du thème des «belles dames du temps jadis»:

---

[1] Bernardi Morlanensis *De contemptu mundi.* Liber primus (*The anglo-latin satirical poets and epigrammatists of the 12th century*, ed. by Th. Wright. Vol. II, p. 37—38). Les vers cités ci-dessus ont été imprimés par Edélestand du Méril, *ouvr. c.*, p. 126.

[2] Publié par M. Werner Söderhjelm dans les *Neuphil. Mitteil.*, 1904, n:o 2, p. 35.

> Au vieil temps grand renom couroit
> De Creseide, Yseud, Elaine
> Et maintes autres qu'on nommoit
> Parfaites en beauté hautaine:
> Mais, au derrain, en son demaine,
> La mort les prist piteusement. [1]

On a naturellement tort de parler d'un rapport, ou même d'une ressemblance intrinsèque, avec la ballade de Villon chaque fois qu'un poète se sert de la formule: «Où sont — — —». Remy de Gourmont qui, dans son livre *Le latin mystique*, cite *Cur mundus* comme le prototype de la *Ballade des dames du temps jadis* s'est donc laissé induire en erreur, quand il continue: «Même thème en le *Pianto de la Chiesa reducta a mal stato* de Jacopone da Todi». [2] Il est vrai que dans ce châtiment le poète s'écrie: *Do son li patri pien de fede* — — — *do son li profeti pien desperanza* — — — *Do son li apostoli pien de fervore* — — — *Do son li martiri pien de forteza* — — — etc. Mais ce ne sont pas des réflexions sur la mort et l'anéantissement qui ont amené sa plainte, Jacopone cherche les prophètes, les pères et les martyrs parmi les vivants, et il exprime son amertume parce que l'Église ne possède plus des héros pareils à ceux qui donnèrent de l'éclat à son âge héroïque. [3]

On peut toutefois être persuadé que des formules comme «Où sont les — —» de Villon ont été employées dans la littérature bien avant le XII-e siècle, époque où a été composée l'hymne funèbre *Audi tellus.* Nous avons annoté, dans la *Consolatio philosophiæ* de Boèce, les vers suivants que les poètes médiévaux se sont peut-être rappelés:

---

[1] Les poèmes de Villon et de Charles d'Orléans sont comparés entre eux par Gérusez dans son *Histoire de la littérature française,* I, p. 289. Je dois ce renvoi à mon ami M. A. Långfors.

[2] Remy de Gourmont, *Le latin mystique.,* p. 203, 205—6.

[3] Pour une traduction française et une analyse du poème, voy. Ozanam, *Les poëtes franciscains,* p. 154—5. Les œuvres complètes de Jacopone ne m'ont pas été accessibles, mais M. W. Söderhjelm m'a signalé que le poème cité a été imprimé dans la *Zeitschrift für romanische Philologie,* III, p. 190 suiv.

Quid o superbi colla mortali jugo
Frustra levare gestiunt?
Licet remotos fama per populos means
Diffusa linguas explicet.
Et magna titulis fulgeat claris domus:
Mors spernit altam gloriam,
Involvit humile pariter et celsum caput,
Aequatque summis infima.
Ubi nunc fidelis ossa Fabricii manent?
Quid Brutus, aut rigidus Cato? [1]

Comme archétype de tous ces *Ubi sunt* ont pourra peut-être considérer les questions ironiques que fait Sennacherib devant les Juifs et leur roi Hischias, 2 Rois, 18, 34: *Ubi est deus Emath, et Arphad, ubi est deus Sepharnaim, Anu et Ana?* et 2 Rois, 19, 13: *Ubi est rex Emath et rex Arpad, et rex civitatis Sepharvaim, Anu et Ana?* «Où sont le roi de Hamath, et le roi d'Arpad et les rois de Sepharvaim, Hava et Iva?» Il est d'autant plus probable que ces cris de triomphe sur les ennemis, morts depuis longtemps, des Assuriens sont restés gravés dans la mémoire des poètes médiévaux, que les questions du livre des Rois sont textuellement répétées chez Ésaïe, 36,19 et 37,13.

Combien la formule *Ubi sunt qui ante nos fuere* a été aimée au moyen âge de même qu'à l'époque moderne, cela ressort clairement des sermons. [2] Nous ne suivrons pourtant pas le développement postérieur du motif. La ballade de Villon reste de tout temps l'expression la plus belle du regret des hommes sur la beauté et la force qui disparaissent comme «la neige d'antan». Toutes les formes antérieures de cette pensée nous intéressent comme ses prédécesseurs, toutes les rédactions postérieures ne sont que des faibles répliques ou des parodies sans valeur. *Yrjö Hirn.*

---

[1] Boëtius, *Consolatio philosophiæ,* lib. II, cap. VII. On est frappé par le fait que déjà Boèce a pour ses questions choisi les mêmes noms, Fabrice, Brutus et Caton, qui se rencontrent si souvent dans les poèmes postérieurs.

[2] Dans Schück, *Svensk Literaturhistoria,* I, p. 321, est citée une oraison funèbre suédoise par Silvester Johannes Phrygius (1572—1628) qui avec des noms nouveaux répète les vieilles questions: «Où est le vieux Mathusalem? — — — Où est le fort Samson? — — — Où est le bel Absalon? — — — Où est le sage Asaël?»

Observations sur les manuscrits de l'Astronomie d'Alphonse X le Sage, roi de Castille

La compilation astronomique du roi-polygraphe espagnol, du XIII:e siècle, publiée par M. Rico y Sinobas, en 1863—67, [1] constituait dans l'origine un gros volume contenant seize traités divers de *Saber de Astronomia.* Gardé actuellement dans la Bibliothèque de la Faculté de Droit de l'Université de Madrid, il nous reste un précieux in-folio du XIII:e siècle, luxueusement exécuté, mais mutilé à diverses époques, qui a probablement appartenu au roi lui-même. Ayant été longtemps conservé à l'École des Hautes Études d'Alcalá (Complutum), ce manuscrit est connu sous le nom de Complutense (**C**). Ses lacunes, considérables aujourd'hui, surtout vers le commencement du ms., ne sont complétées que par des fragments d'autres mss. espagnols, plus récents de deux siècles ou davantage, et, en outre, par le cod. vatican. 8174 (**V**), qui contient une ancienne traduction italienne faite sur le Complutense, dès 1341, et qui n'a subi que des mutilations de peu d'importance. A en juger par ce que nous connaissons sur le ms. italien, chaque partie de C nous a été conservée par un ms. espagnol quelconque.

Abstraction faite d'un passage situé plus loin dans l'ouvrage et, aussi, des fragments des *Tablas Alfonsis* qui semblent avoir toujours fait défaut au ms. Compl., il n'y a que le premier des cinq tomes de la publication de M. Rico y Sinobas qui renferme des portions de texte reconstituées

[1] *Libros del saber de Astronomía* del rey D. Alfonso X de Castilla, compilados, anotados y comentados por Don Manuel Rico y Sinobas. Obra publicada de Real Orden. Madrid, 1863—67. Cinq tomes grand in-folio — L'éditeur a la velléité d'uniformer sans rien dire l'orthographe (qui n'est pas très homogène même dans le ms. C), semblant donner la préférence à des graphies ou formes supposées plus archaïques. L'arbitraire atteint son maximum aux pages 7—80 du premier tome, pour lesquelles il a fallu recourir à des mss. plus récents. Il est à regretter que le savant professeur de Santiago de Chile, M. F. Hanssen, ait entrepris ses *Estudios ortográficos sobre la Astronomía del rei D. Alfonso X* (Sant. de Chile, 1895) sur le texte de M. Rico y Sinobas.

d'après les mss. tardifs, à défaut de feuilles correspondantes dans le ms. du XIII:e siècle. Voici la liste des mss. connus auxquels il faut recourir pour cette reconstitution, avec l'indication des passages de la publication de M. Rico y S. où ils sont décrits: Ms. Complutense (**C**, XIII:e s.), de la Fac. de Droit de Madrid; v. tome I, page LXXXIX et la suiv.; t. V, pp. 6—10, 103—108. — Ms. de Madrid, Acad. de la Historia, est. 26, gr. 4, D, num. 97 (**H**; quelques feuilles, du XV:e s., d'autres: de la fin du XVI:e); v. t. I, pp. XC et suiv.; t. V, pp. 12—14 et 109—113. — Ms. de Madrid, Bibl. Nac. 1197, anc. L 3 (**N**, XVI:e s.); v. t. I, p. XC; t. V, pp. 17—18 et 118—121.

Voici comment se distribuent ces mss. pour le texte contenu dans le premier tome [1]:

Pages	3—4:	CN
	5—6	ne contiennent pas de texte
	7—8:	HN
	9—16:	H
	17—80:	HN
	81—122:	CHN
	123:	CH
	124—141:	C
	142—143:	CH
	144—152	n'ont pas de correspondance dans les mss.
	153—208:	C.

Le ms. H, comme nous l'avons dit tout à l'heure, consiste de deux parties, dont la première (**H** 1) montre l'écriture du XV:e siècle et le second (**H** 2) ne remonte qu'à la fin du siècle suivant. M. Rico y S., en rendant compte de ce ms., dit (V, 109) que l'écriture plus récente commence au fol. 9r, et l'on voit par les indications de l'éditeur, après avoir corrigé une erreur [2] à la p. 109 où nous sommes, que le texte rela-

[1] La façon dont l'éditeur a ordonné son livre — ce n'est qu'en se rapportant aux descriptions des manuscrits indiquées ci dessus (descriptions pas très exactes, du reste) que l'on peut démêler quels sont les mss. pour un passage donné — rend assez difficile la première orientation en ce qui concerne le rapport entre le texte et le ou les mss.

[2] Pour la *hoja 8*, *verso,* lire «Concluye el testo de la Ossa *Mayor*».

tif à la constellation de la Grande Ourse se trouve être copié deux fois, c'est-à-dire aux fols. 7r et 8v, où l'écriture est celle du XV:e s. (H1), et aux fols. 9r et 10v, où l'on a l'écriture plus récente (H2)[1], tandis que les autres constellations ne seraient traitées qu'une fois chacune, soit dans la partie plus ancienne, soit dans la récente du ms.

En examinant le ms. H, le printemps de 1908, je pus voir qu'en réalité l'on a recours à quelques pages de plus de ce texte H1 destiné à jouer un rôle assez important dans une future édition critique de l'*Astronomie* d'Alphonse le Sage.

On voit par la concordance des mss. donnée plus haut que presque tout le texte correspondant aux pages 7—143 de l'édition se trouve en H. Quant aux deux parties de ce ms., l'on a d'abord, jusqu'à la p. 18, H1 uniquement; pour les suivantes 19 et 20, où il s'agit de la Grande Ourse, nous possédons et H1 (fols. 7r et 8v) et H2 (9r et 10v), comme il a été dit tout à l'heure.

Or, pour les pp. 21 et 22 (constellation du Serpent), l'on a recours non seulement, comme l'indique l'éditeur, à H2, mais aussi à H1. Ce dernier texte se lit par transparence, sur deux feuilles collées respectivement derrière les fols. 9r et 10v dont nous venons de parler. Il en est de même pour la suite: des feuilles de H1 se trouvent sous H2.

J'eus la satisfaction, dans le courant de mes collations des mss. de l'*Astronomie,* de pouvoir relever ces intéressantes leçons H1, lisibles à travers ces feuilles superposées qui portent sur leur face antérieure la laide écriture de la fin du XVI:e siècle. Voici la concordance[2] de ces feuilles H1 qu'on

---

[1] Les faces intermédiaires 7v à 8r et 9v à 10r portent les planches correspondantes, représentant respectivement la Petite et la Grande Ourse.

[2] Grâce au caractère particulier de notre texte — il consiste de morceaux d'étendue à peu près identique, alternant avec des planches occupant, dans l'édition, une page juste et, dans le ms., les deux faces du livre ouvert — il est possible d'établir une concordance par pages entre l'édition et le manuscrit.



pourrait appeler retrouvées, puisque l'éditeur les ignore. Pour plus de clarté, j'ajouterai dans une troisième colonne l'indication des passages correspondants du H 2.

Pages de l'édition	H 1	H 2
21 et 22	sous 9r et 10v	11r et 12v
23 et 24	sous 11r et 12v	13r et 14v
25 et 26	sous 13r et 14v	15r et 16v
27 et 28	sous 15r et 16v	17r et 18v
29 et 30	sous 17r et 18v	19r et 20v
31 et 32	sous 19r et 20v	21r et 22v

Total, douze nouvelles pages manuscrites, le fol. 20 étant la dernière des feuilles doubles.

Je rappellerai que les pages intermédiaires non indiquées ci-dessus (9v, 10r, 11v, 12r etc.) sont remplies par de grandes planches. La légende que porte chacune de ces planches est écrite, en partie, par la main H 1, mais elle a été complétée par H 2. L'indication de tous les détails sur ce point — détails omis en bloc par l'éditeur — m'entraînerait trop loin. Je me borne ici à noter que le tout porte à croire que le copiste H 2 a trouvé le ms. H 1 inachevé quant aux planches, car (exception faite de la planche de la Couronne Boréale) nous ne retrouvons la main H 1 que dans le premier secteur de la «roue» *(rueda)* des planches, la légende des autres secteurs ayant été écrite par H 2. De plus, pour concentrer maintenant notre attention sur les rapports intrinsèques, il faut faire remarquer que, comme le montrent mes collations [1]

---

[1] Par exemple, pour un passage qui se lit à la p. 20 de l'édition:

H 1 la terçera por q(ue) no les abo(n)da q(ue) no(n) lo enten/diendo q(ue) lo despreçien. Mas avn q(ui)ere(n) . . .

H 2 la terçera porque non les abonda de que ellos non lo entienden la despreçian non lo entendiendo. Mas aun quieren . . .

M. Rico y S. donne, pour ce passage, un texte conforme à N. C'est un manuscrit fort lisible, de haut luxe, mais il faut s'en méfier à cause des libertés que se permet le copiste, et non pas seulement en matière d'orthographe.

Tout en ne m'étant proposé originairement qu'une collation minutieuse des arabismes de l'*Astronomie* du roi Alphonse sur CVH 1 NH 2, j'ai été amené, par l'intérêt que semble offrir le sujet, à entreprendre en plus toute une

des passages qu'ont en commun ces deux textes, H 2 n'est pas une copie de H 1. Or, admis ce dernier point, et étant donné que — pour m'en rapporter toujours à mes collations — le copiste H 2 n'a pas non plus eu le ms. N sous les yeux, il faut se demander: quel était donc le ms. qui a servi de prototype à notre copiste pour ces feuilles qui faisaient défaut dans C en 1562 (v. Rico y S., t. V 8 et 26)? Sans vouloir attacher plus d'importance que ne le fait M. Rico y S. au fait qu'à la fin de ce même ms. H se trouvent, écrites toujours par la main H 2, quelques feuilles de provenance inconnue [1], je m'avoue porté à soupçonner qu'après tout il a pu exister quelque manuscrit ou fragment de manuscrit alphonsin, distinct du Codex Complutensis, encore vers 1600. Était-ce l'original de celui-ci? En était-ce une copie aujourd'hui perdue? Le possédons-nous à Oxford (cf. Rico y S., V 14—16)? Voilà des questions qu'il serait intéressant de voir tranchées.

J'ose espérer que les collations que j'ai faites sur les mss. CH 1 NH 2 suffiront pour en établir la filiation, et que l'édition critique des mots arabes de l'*Astronomie* d'Alphonse le Sage que je voudrais publier un jour, contribuera, elle aussi, à éclaircir la question de l'original de l'ouvrage. Actuellement, d'autres travaux m'empêchent de m'arrêter davantage sur cet attrayant texte du moyen âge espagnol-arabe.

Oiva Joh. Tallgren.

---

série de collations comprenant des passages entiers, que j'espère pouvoir un jour mettre à profit. — J'ajouterai à cette occasion que je reconnais la main H 1, dont je me suis occupé ci-dessus, dans la première partie (jusqu'au fol. 97 v inclusivement) du ms. de Madrid, Bibl. Nac., ancien L 97, laquelle contient, entre autres choses, l'important prologue des *Tablas* imprimé par M. Rico y S. dans le tome IV; et, de plus, qu'un portrait au crayon, peut-être le même que l'éditeur dit avoir vu jadis dans le ms. L 97, se trouve aujourd'hui collé au fol. 133 v de N.

[1] Voir V 12, 13, 14, 113.

La légende d'Europe dans les littératures classiques et dans la poésie française

La légende de l'enlèvement d'Europe a constitué un thème favori des poètes et artistes anciens. Dans les beaux-arts on peut suivre le motif à travers presque toutes les périodes, depuis l'époque qui précède les guerres médiques jusqu'à la décadence romaine, et on le retrouve dans toutes les branches de l'art: sur les vases peints, les mosaïques et les fresques, en reliefs et en sculptures, sur des monnaies et des camées. Ce sont surtout deux moments du mythe qui ont attiré les artistes: la scène qui précède immédiatement l'enlèvement, où Europe et ses compagnes cueillent des fleurs sur la prairie, tandis que le taureau, s'approchant d'elle, se couche à ses pieds et lui offre son dos; puis la scène de l'enlèvement proprement dit, où le taureau s'éloigne avec son butin.

Cette dernière situation est la plus fréquemment reproduite. Europe est alors généralement représentée assise sur le dos du taureau; parfois elle tient encore des fleurs dans les mains; mais d'ordinaire elle s'accroche d'une main à une corne, l'autre embrassant le cou de l'animal, ou s'appuyant sur son dos, ou enfin retenant un coin du manteau qui flotte à l'air ou est gonflé par le vent. Seules quelques scènes de la basse époque, surtout des fresques pompéiennes, montrent Europe flottant à côté du taureau, une main autour de son cou, ou bien couchée sur son dos; dans ces deux cas elle est ordinairement nue. Souvent la traversée prend le caractère d'un cortège mythologique triomphal. Un Eros ailé plane au-dessus du groupe, qui est entouré de Néréides montées sur des dauphins et des hippocampes, etc.

Les formes poétiques de la légende d'Europe conservées jusqu'à nos jours datent toutes de la fin de l'antiquité, à l'exception de quelques fragments insignifiants; elles appartiennent à l'époque alexandrine ou l'époque impériale romaine.

---

[1]) Cf. Overbeck, *Kunstmythologie*, II, pp. 420—465.

En grec nous avons une assez longue idylle de Moschos, un dialogue de Lucien, deux passages des *Dionysiaques* de Nonnos; dans la littérature romaine, une ode d'Horace, un épisode des *Métamorphoses* d'Ovide et un passage de ses *Fastes*. Comme nous le verrons par la suite, il règne une grande concordance, entre la poésie et les beaux-arts, dans la manière de concevoir et de traiter le mythe.

L'«épyllion» de Moschos commence par le récit d'un rêve envoyé par Cypris à la vierge Europe, fille de Phoinix, une nuit vers le matin, à l'heure des rêves véridiques, où le sommeil se pose sur les paupières plus doux que le miel et rend les membres sans force. Elle voit deux continents, l'Asie et le continent situé en face, sous l'aspect de deux femmes qui se la disputent. L'une embrasse Europe comme sa propre fille, mais l'autre saisit la jeune fille avec force et l'enlève, du reste sans résistance de la part d'Europe, déclarant que celle-ci lui appartient par le décret du destin. Alors Europe se réveille effrayée et croit encore voir les deux femmes devant elle. Qui d'entre les dieux avait envoyé l'apparition, et que signifiait ce rêve? Qui était cette femme étrangère? Puissent les dieux accomplir le rêve pour son plus grand bien.

Elle se lève et va trouver ses compagnes de jeu, avec qui elle a coutume de former des rondes, de se baigner sur le rivage ou de cueillir des fleurs sur les prairies. Celles-ci arrivent tout de suite, et la troupe descend vers une prairie au bord de la mer, où elles se rassemblent souvent pour jouir de la beauté des roses et du mugissement des vagues. Elles ont toutes une corbeille à fleurs dans la main; celle d'Europe, un ouvrage de Vulcain, est ornée de reliefs de divers métaux. On y voit la fille d'Inachos, Io, sous la forme d'une génisse, errant le long de la mer, tandis que deux hommes la regardent du haut d'un rocher élevé; Zeus la caresse et, sur les bords du Nil, lui rend sa forme féminine; Hermès est debout près d'Argos mort, et du sang de celui-ci s'élève un oiseau dont les ailes brillent de couleurs variées.

Arrivées sur la prairie, chacune cherche sa fleur favorite.

Certaines cueillent les narcisses, d'autres l'hyacinthe, la violette ou le thym, ou la chevelure odorante du safran; et au milieu de la troupe se tient la princesse avec une brassée de roses couleur de flamme, rayonnante comme la déesse de l'amour parmi les Grâces. Mais elle ne jouira pas longtemps des fleurs, et ne conservera pas intacte sa ceinture virginale. Zeus la voit, et il est au même moment blessé des traits de la déesse de l'amour. Pour éviter la colère jalouse de Héra et tromper plus aisément la jeune fille, il se change en un taureau. Mais non un de ceux qui tirent la charrue ou le chariot, qui sont nourris à l'étable ou paissent avec les troupeaux: il a sur tout le corps un pelage d'un jaune d'or, avec une tache argentée sur le front, ses yeux brillent, et sur sa tête se dressent des cornes égales comme les pointes du croissant lunaire. Quand il apparaît sur la prairie, les jeunes filles ne s'effrayent pas; toutes veulent s'approcher et caresser le taureau, dont l'odeur divine l'emporte sur les parfums de la prairie. Il s'arrête devant Europe et lui lèche le cou. Elle lui rend ses caresses, essuie l'écume de sa bouche et le baise. Enfin il plie le genou devant elle et lui offre son large dos. Europe appelle ses amies et les invite à s'asseoir sur le dos du taureau. Il est si doux et si aimable, dit-elle, et a la raison d'un homme; il ne lui manque que la parole.

Et elle s'assied sur le dos du taureau; mais aussitôt celui-ci se dresse, fuit avec elle vers le rivage et se précipite dans la mer. Les vagues s'aplanissent à son passage. Les dauphins forment des rondes joyeuses; les Néréides apparaissent à la surface et les suivent, montées sur des monstres marins; Poseidon lui-même conduit le cortège, et les Tritons, musiciens bruyants de la mer, entonnent des airs nuptiaux dans leurs conques aux spirales allongées. D'une main Europe saisit une des cornes du taureau; l'autre retient le manteau de pourpre pour l'empêcher de traîner dans l'eau; comme la voile d'un navire, le large manteau est gonflé par les vents. Quand la terre paternelle a disparu et que la jeune fille ne voit plus que le ciel et l'eau, elle jette autour d'elle des regards effrayés et s'écrie:

«Où me conduis-tu, cher taureau, et comment peux-tu traverser les eaux? La mer est navigable aux vaisseaux rapides, mais les taureaux tremblent devant les sentiers de la mer. Quel doux breuvage veux-tu trouver ici, et quelle nourriture? Ou bien es-tu un dieu? Car les dauphins de la mer ne voyagent pas sur la terre ferme ni les taureaux à travers les mers; mais toi, tu parcours intrépide les terres et les mers, et tu vas sans doute bientôt t'élever dans les airs et voler comme les oiseaux rapides. Malheur à moi, infortunée, qui ai quitté la maison de mon père. Sois-moi propice, dieu qui ébranle la terre, maître de la vaste mer à l'écume blanche; car ce n'est sans doute pas sans ton aide que je suis ainsi transportée sur cette route humide.»

Alors le taureau aux belles cornes lui répond:

«Calme-toi, jeune fille, et ne crains pas les flots de la mer. Je suis Zeus lui-même, bien que ma passion pour toi m'ait décidé à prendre la figure d'un taureau. Nous serons bientôt en Crète, où je suis né et où tes noces vont se célébrer. Tu me donneras des fils au nom illustre, qui porteront le sceptre royal parmi les hommes.»

Ainsi parle le taureau, et ses paroles se réalisent. Quand ils ont atteint la Crète, Zeus reprend sa forme originale, et délie la ceinture d'Europe. La vierge devient épouse et mère, et enfante des fils à Zeus.

Le poème de Moschos est plastique et pittoresque à la fois, aimable et gracieux, relativement simple et sans artifice. Cependant l'expression de l'étonnement et de la frayeur de la jeune fille, quand elle se trouve tout à coup sur la mer déserte, enlevée par le taureau, paraît plus recherchée et spirituelle que vraie [1]).

Chez Horace [2]) on n'a pas de description détaillée de l'enlèvement; une longue plainte d'Europe constitue le centre de l'exposition; toutefois ce monologue n'est pas placé comme chez Moschos au cours de la traversée, mais après l'arrivée

---

[1]) Cf A. et M. Croiset, *Hist. de la litt. gr.*, V, p. 253.

[2]) Liv. III, ode XXVII, v. 25—76.

en Crète. Il est précédé d'un très court exposé des événements antérieurs, et ici aussi Horace s'écarte du poète grec: la traversée s'accomplit à la demi-clarté d'une nuit étoilée. Le monologue témoigne aussi d'une nouvelle conception. Tandis que les paroles de la jeune fille chez Moschos ne reflètent que la crainte devant sa situation dangereuse et l'étonnement de voir le taureau se frayer sa route à travers les flots, elles trahissent ici le remords. Europe se reproche de ne pas avoir cherché la mort, et pourtant, dit-elle, la mort serait une peine trop légère pour sa faute, l'amour du taureau. Mais tout à coup Vénus, suivie de l'Amour, lui apparaît. Cesse tes reproches, dit la déesse de l'amour. Ne sais-tu pas que tu es l'épouse de Jupiter? Cesse de sangloter et apprends à supporter avec dignité ton grand bonheur: une partie de la terre portera ton nom.

Dans les *Métamorphoses* [1]), Ovide raconte comment Jupiter envoie Mercure à Sidon avec l'ordre de conduire le troupeau royal du pâturage sur la montagne jusqu'au rivage de la mer, où la fille du roi Agénor [2]) a coutume de jouer avec des jeunes filles tyriennes. Le roi des dieux se change lui-même en un taureau et se joint au troupeau. La scène sur le rivage est en somme la même que chez Moschos, avec quelques détails nouveaux. C'est ainsi que le taureau est d'un blanc de neige; pendant le jeu, Europe lui met une couronne autour des cornes. La manière dont Europe fait la traversée s'écarte de Moschos et rappelle la mise en scène que nous connaissons par plusieurs formes dans les beaux-arts: de la main droite Europe tient une des cornes, tandis que de l'autre elle s'appuie sur le dos de l'animal:

> Pavet haec litusque ablata relictum
> respicit et dextra cornum tenet, altera dorso
> imposita est; tremulae sinuantur flamine vestes.

---

[1]) II, 836—875.

[2]) Chez Moschos Europe était la fille de Phoinix. De même dans l'*Iliade*, XIV, 321.

Un passage des *Fastes*[1]) nous donne une variante de cette scène avec une foule de détails nouveaux et gracieux. La jeune fille tient d'une main la crinière du taureau, de l'autre son manteau, et sa chevelure blonde flotte au vent; souvent elle retire à elle ses petits pieds de peur des vagues, tandis que le taureau divin se plonge de temps à autre dans l'eau, pour qu'Europe s'attache plus fortement à lui. Enfin nous trouvons ici pour la première fois le changement du taureau en une constellation, et, comme dans Horace, il est dit qu'une partie du monde portera le nom de la jeune fille:

Praebuit ut taurus Tyriae sua terga puellae
    Iuppiter et falsa cornua fronte tulit.
illa iubam dextra, laeva retinebat amictus,
    et timor ipse novi causa decoris erat.
aura sinus implet, flavos movet aura capillos:
    Sidoni sic fueras aspicienda Iovi!
saepe puellares subduxit ab aequore plantas
    et metuit tactus assilientis aquae: [2])
saepe deus prudens tergum demisit in undas,
    haereat ut collo fortius illa suo.
litoribus tactis stabat sine cornibus ullis
    Iuppiter inque deum de bove versus erat.
taurus init coelum, te, Sidoni, Iuppiter implet,
    parsque tuum terrae tertia nomen habet.

Le dernier des *Dialogues des dieux marins* de Lucien a pour interlocuteurs Zéphyre et Notos. Le premier parle d'un cortège triomphal qu'il a vu sur la mer; mais Notos vient des côtes de l'Inde et ne sait pas de quoi il est question. Alors Zéphyre lui raconte comment la fille d'Agénor,

---

[1]) V, 605—618.

[2]) Nous trouvons la scène décrite encore une fois, de même et presque dans les mêmes termes, *Métam.*, VI, 105—107:

ipsa videbatur terras spectare relictas
et comites clamare suas *tactumque vereri*
assilientis aquae timidasque reducere plantas.

Europe, a été ravie par Jupiter déguisé en taureau, et la description de l'enlèvement est faite en traits rapides empruntés à Moschos. Mais la partie principale du récit est consacrée à la description du cortège triomphal sur la mer, et la mythologie joue ici un rôle bien plus grand que chez Moschos, en même temps qu'elle a le caractère romantique de la basse antiquité. Des Eros planent autour du couple si près de l'eau que la pointe de leurs pieds heurte parfois les vagues; ils portent des torches enflammées et chantent un hymne nuptial. Battant des mains, les Néréides chevauchent des dauphins, et les Tritons et autres êtres de la mer, dont la vue ne cause pas d'effroi, s'empressent autour de la jeune fille. En avant du cortège se tient Poseidon sur son char, accompagné de son épouse Amphitrite, et à la fin vient la déesse de l'amour, dans une conque traînée par des Tritons, répandant des fleurs sur la fiancée. Le cortège se dirige de la Phénicie vers la Crète. Quand ils sont arrivés, Zeus quitte sa figure de taureau et conduit la jeune fille vers la grotte de Dicté. Celle-ci rougit et baisse les yeux, car elle sait déjà ce qui l'attend.

Des deux passages des *Dionysiaques* de Nonnos qui traitent du mythe d'Europe [1]), le premier est une description prolixe de la traversée, surchargée de comparaisons et de détails. Nonnos a suivi en général la version de Moschos, bien qu'il ait brodé sur le tissu relativement simple du poème alexandrin. En un point cependant il a montré plus de discernement que son prédécesseur: chez lui ce n'est pas la jeune fille qui exprime son étonnement de voir le taureau si familier avec la mer, mais un marin grec que le hasard rend témoin pendant ses courses errantes de ce spectacle singulier. Il est vrai que ses réflexions sont encore plus subtiles et recherchées que celles d'Europe chez Moschos.

Dans l'autre passage, Nonnos introduit un élément nouveau et amusant: la jalousie de Héra. Puisse Phœbus, s'écrie-t-elle, assister son père, pour éviter qu'un paysan ne le prenne

---

[1]) I, 46—137, 321—361.



et ne l'attelle à la charrue; ou plutôt que cela arrive, car alors on pourrait l'exhorter à supporter avec patience le double fléau des paysans et des amours. C'est dommage que Io, tandis qu'elle était génisse, n'ait pas vu Zeus sous sa forme actuelle. Qu'il prenne encore garde à Hermès, qui pourrait, fidèle à son habitude, voler son propre père. Si Argos, le bouvier de Héra, était encore vivant, il entraînerait Zeus vers un pâturage inaccessible et ferait danser le bâton sur son dos. — Puis vient une description réaliste de la scène d'amour entre Zeus et Europe. Après avoir rendu mère la jeune fille, il la remet à la garde du roi Astérion, et sa figure de taureau va se placer au firmament comme constellation.

La Renaissance française avait pour l'antiquité tout entière le même intérêt et la même admiration, sans distinguer entre les époques: Alexandrie était aussi bien qu'Athènes le but du pélerinage des poètes. Parmi les auteurs de la Pléiade, beaucoup puisèrent leurs inspirations dans la poésie bucolique de la fin de la littérature grecque, et chez un d'entre eux, Jean-Antoine de Baïf, nous rencontrons une imitation de l'idylle de Moschos sur Europe.

Le *Ravissement d'Europe* est en bien des passages une transposition de l'original. La marche de l'action est absolument la même, et l'on peut dire que Baïf n'a rien retranché de ce qu'il trouvait chez Moschos; mais il a ajouté de son propre fonds beaucoup de développements; il a repris et développé des points seulement indiqués chez le poète grec, et orné des détails simples et insignifiants. Les cent soixante-six vers de Moschos sont devenus chez lui quatre cents. Et il ne reste que peu de chose du ton et de l'esprit de l'original grec: l'allure simple et plastique a disparu pour faire place à la grâce naïve, mais un peu maniérée de la vieille langue française. Le relief alexandrin s'est transformé en une sculpture de Jean Goujon ou de Germain Pilon; la fille du roi grec est devenue une princesse française.

Le poème commence par une longue dédicace, et la scène du rêve, décrite comme dans Moschos, est suivie d'une description de l'aurore et du lever du soleil qui n'a pas de parallèle dans l'original:

> L'Aube au rosin atour
> Les cieux voysins bigarroit alentour,
> Le parsemant de safran et de roses:
> Et le soleil, ses barrieres descloses,
> Mit sous le joug ses chevaux souflefeux,
> Enflammant l'air de ses épars cheveux.

Europe a douze compagnes de jeu (Moschos n'indique aucun nombre) qui constituent l'élite de mille jeunes filles. Parmi les occupations qui leur servent de passe-temps, les rondes ont fait place au plaisir peu commun pour des jeunes filles de la chasse dans les rochers et les ravins [1]). Puis Baïf décrit longuement la toilette matinale d'Europe, comme s'il s'agissait d'une dame de la Renaissance française, sans essayer de donner à la scène le moindre coloris grec:

> Et pour abillement
> Sur toy tu mis une cotte de soye
> Rayée d'or, qui luysamment ondoye
> Parmi l'éclat d'un serien satin:
> Puis te chaussant d'un bienfaitis patin,
> A ribans d'or à ta jambe lié,
> Hativement tu prens à chaque pié.
> D'un ceinturon à doubles chesnons d'or
> Desus les flancs tu te ceignois encor . . .

Les poètes de la Renaissance aimaient la profusion des fleurs: la poésie de la Pléiade est remplie de leur éclat et de leur parfum. Baïf ne se contente pas de la peinture que Moschos donne de la riche floraison de la prairie; il énumère un plus grand nombre d'espèces:

---

[1]) Est-ce une réminiscence de la comparaison avec Artémis dans l'épisode de Nausicaa, avec lequel la scène sur le rivage a une ressemblance indiscutable?



Sans nulle epargne on y serre les lis,
Les bossinets, l'œillet, et le narcis,
Et le safran: le tin, la mariolaine,
Le serpolet, s'arrachent de la plaine.

D'après Baïf Jupiter se rend de Cyrène à Troie, quand, du haut des airs, il aperçoit la jeune fille sur le rivage, et se sent enflammé pour elle d'un violent désir. Après une comparasion homérique de Jupiter avec un vautour qui a découvert un lièvre sur la plaine et plane en cercle au-dessus de lui dans les airs, arrive tout à coup une imitation d'Ovide assez longue et imprévue:

Amour et gravité
En mesme lieu n'ont jamais habité:
Ce tout puissant, ce pere des hauts Dieux,
Qui fait trembler et la terre et les cieux,
Hochant le chef: qui a la destre armee
Du feu vangeur d'une foudre enflammee . . .
Il se deguise, et sous un bœuf se cele. [1])

D'autres réminiscences d'Ovide se sont glissées aussi dans la description du taureau et dans la scène sur le rivage. C'est ainsi que le pelage du taureau est d'une blancheur éclatante; il s'est joint à un troupeau qui est descendu de la montagne voisine pour paître sur la prairie; pendant le jeu, Europe couronne son front et ses cornes. Et il est très curieux que, en décrivant le taureau, Baïf fasse déjà une allusion à son changement en constellation, d'autant plus qu'il ne reviendra plus sur cette métamorphose:

Si que deslors on l'eust peu juger digne
D'estre au ciel mis pour le douziesme signe.

---

[1]) Non bene conveniunt nec in una sede morantur
maiestas et amor. sceptri gravitate relicta
ille pate rectorque deum, cui dextra trisulcis
ignibus armata est, qui nutu concubit orbem,
induitur faciem tauri . . .
Métamorphoses II, v. 846—850.

L'enlèvement lui-même est décrit en conformité avec Moschos:

> Europe estant dessus le bœuf assise
> D'une des mains une corne tient prise,
> D'une, craignant les flots de la marine,
> Elle troussoit sa vesture pourprine.
> Dessus son dos dans un guimple de toyle
> Le vent s'entonne ainsi qu'en une voyle . . .

Mais la jeune fille est encore plus touchante dans son innocence, encore plus naïve chez Baïf que chez Moschos. Quand elle est entraînée à travers les mers sur le dos du taureau vers des destins inconnus, elle regrette surtout les fleurs qui tombent de sa corbeille dans la mer:

> Incontinant les fleurettes qui furent
> En son panier dans la marine churent,
> Et rien si fort elle ne regrettoit,
> Telle simplesse en la pucelle estoit.

La suite copie fidèlement le texte grec, et le poème se termine, comme dans l'original, par les noces de Jupiter et d'Europe:

> Et denouant le viergeal demiceint
> Qu'Europe avoit pour l'heure encore ceint,
> Ensemble fit et femme et mere, celle,
> Qui jusqu'à lors avoit esté pucelle.

Au XVIII:e siècle nous trouvons le mythe d'Europe dans une des odes pompeuses et vides de Lebrun [1]); et ici c'est Horace qui a été le modèle principal. Le poème commence par une plainte librement imitée de celle d'Horace. On pourra juger par la strophe suivante de l'imitation, là où elle se rapproche le plus de l'original:

---

[1]) *Europe. Œuvres choisies* de Lebrun. Paris, 1830, p. 74.

Mais quelle île soudaine offre au loin ses rivages?
Ah! s'il est sur ces bords quelques monstres sauvages,
Qu'ils viennent de mes jours terminer les horreurs;
Avant qu'un noir chagrin me sèche et me dévore,
Puissé-je, belle encore,
Des tigres affamés repaître les fureurs! [1])

Mais Lebrun s'écarte d'Horace en ce qu'il place cette plainte au milieu de la mer. En outre, quand ils ont atteint la Crète, ce n'est pas Vénus, mais Jupiter lui-même qui, après avoir quitté sa forme animale, explique à Europe le mystère. Dans la prédiction faite à la jeune fille, que son nom sera donné à une partie de la terre, le poète saisit l'occasion de placer des flatteries aux princes:

C'est là qu'est ton empire: il doit braver les Parques.
Que de peuples rivaux! que de puissants monarques
Te doivent leur naissance, et leur gloire, et leurs noms!
Mais Europe, ta fille à mes yeux la plus chère,
Doux espoir de son père,
C'est la reine des lis, l'amante des Bourbons.

Puis vient un épisode sur la puissance et la gloire futures des Bourbons. Leur trône projettera son ombre sur le monde entier, ils dépasseront de la tête les autres souverains; ils porteront dans leurs mains l'olivier pacifique et la foudre guerrière; ils vaincront et instruiront toute la terre. Le poème se termine par une scène d'amour dans le style gracieux et maniéré de l'époque.

---

[1]) O deorum
siquis haec audis, utinam inter errem
nuda leones;

antequam turpis macies decentes
occupet malas teneraeque sucus
defluat praedae, speciosa quaero
pascere tigres.

(Liv. III, ode XXVII, v. 50—56).

La poésie alexandrine et la poésie élégiaque romaine constituaient les sources principales de l'inspiration antique d'André Chénier. Avec son vif intérêt pour les mythes d'amour bizarres et pervers si goûtés de l'antiquité finissante, il ne manqua pas de s'arrêter sur la légende d'Europe et du taureau, et nous avons chez lui jusqu'à trois développements de ce sujet: deux figurent dans les poésies antiques, le troisième au deuxième chant de l'*Art d'aimer*. Nous n'examinerons ici que les deux premiers; le troisième n'est qu'une simple ébauche.

L'un des poèmes antiques est une traduction aisée, mais sans couleur, de l'idylle de Moschos, qui commence avec le vers 71 de l'original [1]); elle suit de très près le texte, mais n'offre que peu d'intérêt.

L'autre est par contre plus original et de plus grande valeur. C'est une description du relief d'une coupe, et il est très vraisemblable que c'est la corbeille d'Europe qui en a donné au poète l'idée première; car cette corbeille représentait aussi une des aventures amoureuses de Jupiter, celle avec Io déguisée en génisse. Le poème était destiné à entrer dans une composition de plus longue haleine, qui est restée inachevée, mais dont nous avons conservé l'esquisse suivante en prose:

«Des nymphes et des satyres chantent dans une grotte qu'il faut peindre bien romantique, pittoresque, divine, en soupant avec des coupes ciselées. Chacun chante le sujet représenté sur la coupe; l'un: «Etranger, ce taureau [2]) . . .»; l'autre, Pasiphaë [3]); d'autres, d'autres . . .» [4]).

Le poème commence par cette belle description de la traversée:

---

[1]) *Œuvres complètes de André Chénier*, éd. P. Dimoff, I, p. 48.

[2]) Premiers mots du poème ici en question.

[3]) Nous avons deux poésies de Chénier traitant de l'amour de Pasiphaé pour le taureau crétois.

[4]) *Œuvres complètes*, éd. P. Dimoff, I, p. 250.

Étranger, ce taureau qu'au sein des mers profondes
D'un pied léger et sûr tu vois fendre les ondes,
Est le seul que jamais Amphitrite ait porté.
Il nage aux bords crétois. Une jeune beauté
Dont le vent fait voler l'écharpe obéissante
Sur ses flancs est assise, et d'une main tremblante
Tient sa corne d'ivoire, et, les pleurs dans les yeux,
Appelle ses parents, ses compagnes, ses jeux;
Et, redoutant la vague et ses assauts humides,
Retire et veut sous soi cacher ses pieds timides.

Les trois premiers vers imitent la fin d'un petit poème pseudo-anacréontique [1]. Les derniers sont non pas, comme le croyait Becq de Fouquières, [2] une imitation des *Fastes* d'Ovide, mais, comme il résulte du canevas en prose de Chénier, une traduction du passage déjà cité des *Métamorphoses,* liv. VI. [3]

Puis vient une appréciation élogieuse de l'œuvre d'art et une explication du motif: le taureau n'est autre que le roi des dieux, et la jeune fille est la vierge tyrienne Europe. Après une courte description de l'enlèvement, le poème se termine ainsi:

Et le divin nageur,
Le taureau roi des dieux, l'humide ravisseur

---

[1]) *Οὐκ ἂν δὲ ταῦρος ἄλλος*
ἐξ ἀγέλης ἐλασθεὶς
ἔπλευσε τὴν θάλασσαν,
εἰ μὴ μόνος ἐκεῖνος.
(Fragment 52 chez Bergk, *Poëtae lyrici graeci*).

V. Becq de Fouquières, *Poésies de André Chénier.* Édition critique[2], p. 109—110, et la note de Chénier lui-même, reproduite dans les éditions G. de Chénier et P. Dimoff.

[2]) *Loc. cit.*

[3]) Et comites clamare suas tactumque vereri
assilientis aquae timidasque reducere plantas.
(*Métamorphoses* VI, v. 106—107).

A déjà passé Chypre et ses rives fertiles
Et s'approche de Crète et va voir les cent villes. [1])

Des poètes français qui ont traité de l'enlèvement d'Europe, c'est Leconte de Lisle qui a écrit le poème le plus original et le plus parfait. L'action de *L'Enlèvement d'Européia* [2]) est, dans ses grandes lignes, la même que chez Moschos: il n'y a que peu de changements. Le poème est en général très raccourci; tout ce qui précède la scène du rivage a été supprimé, et le poème se termine par les paroles rassurantes du taureau à la jeune fille. D'autre part, le début consiste en une description de l'aurore qui ne se rencontre pas chez le poète grec. [3]) Mais la vraie nouveauté réside dans la conception et la mise en œuvre des détails. Quelle impression de fraîcheur poétique et de nouveauté donne par exemple la description du taureau nageant, avec ses qualités plastiques; on voit le poitrail puissant labourer l'eau et l'haleine fumer autour des naseaux:

Mais lui nageait toujours vers l'horizon sans bornes,
Refoulant du poitrail le poids des grandes Eaux
Sur qui resplendissait la pointe de ses cornes
A travers le brouillard qu'exhalaient ses naseaux.

---

[1]) Le dernier vers renferme une réminiscence d'Horace qui a échappé à la sagacité de Becq de Fouquières:

quae simul centum tetigit potentem
oppidis Creten . . . .
(III, XXVII, 33—34).

[2]) *Derniers poèmes.*

[3]) J. Vianey émet la supposition que Leconte de Lisle a peut-être décrit l'aurore avec une arrière-pensée. «Il décrit la naissance de l'aurore — ce que n'avait pas fait Moschos — peut-être avec l'arrière-pensée de rappeler au lecteur le mythe solaire qui fut certainement la première origine de la légende» (*Les Sources de Leconte de Lisle*, p. 340). Cela semble pourtant peu vraisemblable. Si on veut supposer un motif particulier, une influence extérieure, ne serait-il pas aussi simple de croire à une influence de Baïf, chez lequel une description du matin commence aussi le récit proprement dit de la scène de l'enlèvement?

Dans les strophes finales, J. Vianey veut voir un symbole caché, un dessein de célébrer la culture grecque. La jeune fille qui porte le nom de notre continent, et qui est enlevée de la côte d'Asie vers la Crète, symboliserait la diffusion de la civilisation de l'Orient en Grèce et en Europe [1]). Mais rien ne parle en faveur de cette hypothèse. La fin du poème de Leconte de Lisle ne renferme aucun élément qu'on n'ait déjà rencontré chez Moschos, et il est peu probable qu'il ait voulu nous donner autre chose qu'une vision plastique tirée du monde de beauté de la légende grecque.

Emil Zilliacus.

Die Teilung der modernsprachlichen Professur.

Endlich sind wir also so weit gekommen! Laut einer Verordnung vom 28. August dieses Jahres ist die Professur der germanischen und romanischen Philologie in zwei geteilt worden, und wir haben also das, wonach wir so lange gestrebt: ein Ordinariat für germanische, resp. deutsche Philologie und ein gleiches für romanische Philologie. Das Englische ist einstweilen durch eine persönliche ausserordentliche Professur vertreten, die seit zwei Jahren besteht.

Wollen wir uns die Schicksale dieser Frage kurz vergegenwärtigen.

Im Jahre 1866, also vor *zwei und vierzig Jahren* machte der damalige Professor der finnischen Sprache und Litteratur, der berühmte Forscher und Dichter August Ahlqvist den Antrag, dass statt der bestehenden Lektorate für deutsch und französisch zwei ordentliche Professuren errichtet werden sollten. Der Antrag wurde abgelehnt. Dreizehn Jahre später wurde er durch den damaligen Professor der Aesthetik und Litteraturgeschichte C. G. Estlander erneuert, diesmal jedoch in der Form, dass nur eine Professur für die beiden Zweige

---

[1]) *Loc. cit.*

der modernen Philologie in Frage käme; aber trotz dieser Modifikation und trotz der Autorität des Vorschlagstellers, der sich selbst mit philologischen Studien beschäftigt hatte, erfuhr die Sache denselben Widerstand wie früher. Einige Jahre später hatten sich aber unsere Studien von selbst zu der Universität Zutritt verschafft, indem ein Dozent der Litteraturgeschichte über romanische Philologie zu lesen anfing; ihm wurde auch ein kleines Examen in diesem Fach und in germanischer Philologie übertragen, und 1889 habilitierte er sich für Romanistik. Im selben Jahre griffen die Schulbehörden ein und schlugen an höchster Stelle vor, dass, um die zweckmässige Ausbildung von Lehrern in den modernen Sprachen zu garantieren, ein geordneter wissenschaftlicher Unterricht in diesen Fächern an der Universität eingeführt werden sollte. Als hierauf keine Antwort sich vernehmen liess, wurde die Sache von den Universitätsrepräsentanten dem Landtage 1891 vorgelegt. Da sich die Zahl der Studierenden in stetem Zuwachs befand und dazu noch im selben Jahre wieder ein Forscher sich für romanische Philologie habilitiert hatte, schien aller Anlass vorhanden, der von dem Landtag einstimmig befürworteten Sache eine glückliche Lösung zu geben. Im Senat verhielt sich aber eine einflussreiche Minorität ablehnend, und demgemäss wurde die Petition in Petersburg verworfen.

Man behalf sich nun damit, dass — drei Jahre später — eine ausserordentliche Professur dem ältesten Dozenten der romanischen Philologie zuerteilt wurde, mit Unterrichts- und Examinationspflicht auch in der germanischen Philologie. Mit Rücksicht auf die grosse Zahl der Zuhörer und Examinanden konnte dann, als die Verhältnisse günstiger schienen, i. J. 1897 wieder der alte Vorschlag erneuert werden, und diesmal mit besserem Erfolg: im Sommer 1898 wurde in der Tat ein Ordinariat für germanische und romanische Philologie errichtet.

Es dauerte natürlich nicht lange, bevor man zu der Einsicht kam, dass diese Massregel keineswegs den Bedürfnissen entsprach. Schwieriger aber war es zu wissen, wie man mit

Aussicht auf Erfolg einen Schritt weiter machen könnte. Um eine Teilung zu Stande zu bringen, schlug man i. J. 1901 vor, die germanische Philologie einer festen a. o. Professur zu überweisen. Der damalige Generalgouverneur Bobrikoff fand an diesem Plane wenig Gefallen: er äusserte sich in der Richtung, dass es vollkommen unnütz wäre in Finnland dem Studium anderer Sprachen obzuliegen als der russischen, und der Vorschlag wurde nicht einmal höchsten Orts vorgetragen. Es ging also weiter wie früher, nur dass im Sommer 1905 ein neuer a. o. Professor der romanischen Philologie ernannt wurde. Nachdem dann im Herbst desselben Jahres wieder Ordnung in unseren inneren Verhältnissen zustande gebracht worden war und man alle die noch nicht endgültig gelösten Anträge hervor holte, wurde in Bezug auf den genannten Vorschlag von der Regierung an das Konsistorium der Universität eine Frage gerichtet. Nach vielen Beratungen und Überlegungen führte dies schliesslich zu dem oben erwähnten Resultate.

Wohl ist es wahr, dass die faktische Teilung der Fächer schon eingetreten war, indem der neue a. o. Professor der romanischen Philologie 1905 die Examination in seinem Fache übernahm und der Ordinarius die germanische Philologie behielt. Dieses Arrangement konnte jedoch nur einen provisorischen Charakter haben, um so mehr, als ja der Ordinarius kein Fachmann in dem ihm durch den Gang der Entwicklung übriggebliebenen Zweige war. Durch die neue Verordnung ist nun die Sache für lange Zeiten befriedigend gelöst. Für unser ganzes Kulturleben werden hoffentlich die jetzt frei und in ihrem ganzen Umfange zu betreibenden neuphilologischen Studien von einer noch grösseren Bedeutung als bisher werden. Deutsche Sprache und deutsche Kultur stehen uns nahe, in unserer ganzen geistigen Entwickelung haben sie eine überaus grosse Rolle gespielt, und diese historischen sowie auch die ethnologischen, geographischen u. a. Verhältnisse werden es für uns unumgänglich machen, immer in allernächste Berührung mit der deutschen Wissenschaft

und sonstigen Kultur zu treten. Für ein kleines Volk aber ist es ja nützlich und notwendig, überall das Beste zu suchen und seinen Horizont in verschiedenster Weise zu erweitern. Und als Gegengewicht zu der Schwere und dem etwas unklaren und dämmrigen in unserer Beanlagung soll uns alles, was wir aus der französischen Klarheit, Verstandesschärfe, künstlerisch gemodelten Sprache u. s. w. erlernen, höchst willkommen sein, um garnicht von den Schätzen zu sprechen, die ein näheres Eindringen in die geistige Welt nicht nur der Franzosen, aber auch der Italiener und der Spanier mit Hülfe der Sprachkentnis uns eröffnen kann.

Um diesen idealen Zielen der modernen Philologie gerecht zu werden, ist es aber ganz unumgänglich, dass wir eben das Wort Philologie in seiner weitesten Bedeutung auffassen und gebrauchen. Nicht Spracherlernung allein, sei es historisch oder modern aufgefasst, soll der Zweck derjenigen sein, welche in den Wirkungskreis der neuen Professuren treten, um sich in ihrem Schutze für das Leben auszubilden, nicht sprachmeisterisch allein soll die Aufgabe der Inhaber dieser Plätze sich gestalten. Wir müssen uns immer bewusst sein, dass wir Neuphilologen die allernächsten Vermittler zwischen der kultursuchenden Jugend unseres Landes und den ausländischen Kulturquellen sind, und deswegen müssen wir versuchen, unsern Schülern diese Quellen mit Hülfe der Sprache so allseitig wie möglich zu eröffnen, mit andern Worten, nicht nur die Sprache an und für sich, sondern eben auch als Form eines litterarischen und überhaupt geistigen Inhaltes zu betrachten.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

Le Miroir aux dames. Poème inédit du XV:e siècle, publié avec une introduction par **Arthur Piaget.** (Recueil de travaux publiés par la Faculté des lettres de l'Académie de Neuchâtel. II). Neuchâtel, 1908. 87 p. in-8:o.

M. Arthur Piaget, professeur à la Faculté des lettres de Neuchâtel, est sans doute parmi les romanistes vivants celui qui connaît le mieux la poésie française du quinzième siècle. Depuis vingt ans, époque où il débuta par sa remarquable dissertation sur Martin le Franc — ce bon prévôt de Lausanne qui, dans son *Champion des Dames,* prenait si noblement la défense des femmes attaquées d'une façon brutale dans une masse de productions littéraires du temps —, il a publié une série d'études, dont chacune apporte à la science quelque chose de nouveau et dont la plus importante traite des imitations de la *Belle dame sans merci* d'Alain Chartier. Grâce à ses connaissances uniques des manuscrits, à une sagacité lucide et à une critique toujours en éveil, M. Piaget a pu jeter de la lumière dans bien des recoins obscurs de cette littérature, débrouiller l'histoire des personnages, corriger des attributions traditionnelles et fausses et en fixer d'autres. De cette façon il a, on peut le dire sans exagération, posé les fondements d'une étude historique et sérieuse des poètes du XV:e siècle et de leurs œuvres. Il est à souhaiter seulement que M. Piaget lui-même nous donne bientôt cette étude d'ensemble.

La publication du texte du *Miroir aux dames* a fourni à M. Piaget une nouvelle occasion pour un pareil travail de déblayage. Ce poème a été considéré jusqu'ici par ceux qui l'ont connu — et ils ne sont pas nombreux — comme une œuvre d'Alain Chartier, parce qu'il se trouve dans le même manuscrit que d'autres ouvrages du «doux poète» de la cour de Charles VII. Or, M. Piaget, en écartant par des analogies convaincantes cette raison, démontre que dans le poème, qui d'un bout à l'autre est un sermon contre l'extravagance des toilettes féminines, on parle de pièces d'habillement qui ne sont entrées en usage que vers 1450 — et Alain Chartier était mort depuis 1430. Non moins probantes sont les preuves que fournit l'esprit même du poème. Alain Chartier, serviteur et chanteur infatigable du beau sexe, et qui avait voué à son service, selon ce qu'il dit lui-même, «cueur, corps, sens, langue, plume et bouche», n'aurait jamais pu tonner contre les femmes de la manière de l'auteur du *Miroir;* d'autre part rien, chez celui-ci, ne dénote un poète courtois de la trempe d'Alain et ses nombreux collègues; au contraire, c'est un sermonneur rigide

et quelquefois même brutal. De plus, il ressort d'un passage du poème que l'auteur s'adresse à des provinciales; or, nous savons qu'Alain Chartier passa la plus grande partie de sa vie à Paris. Donc, il est clair que le *Miroir* doit être rayé de la liste des ouvrages de ce poète.

Notre poème partagera ainsi le sort de tant de morceaux, en prose et en vers, que leur existence dans des manuscrits renfermant des pièces authentiques de Chartier a fait ranger parmi les produits de sa plume. M. Piaget nous donne, en résumant des recherches antérieures, surtout les siennes propres, et en y ajoutant de nouvelles observations, un catalogue surprenant des fausses attributions dans la dernière édition de Chartier, celle de Du Chesne: sur les 809 pages de cette édition, 425 seulement renferment des œuvres qui sont indiscutablement de Chartier; 384 sont à retrancher. Parmi les dernières, celles que remplit l'*Histoire de Charles VII,* qui a donné à Alain le renom d'historien (comme tel il figure encore dans la 2:e édition de la *Bio-Bibliographie* d'Ulysse Chevalier), et qui forme la base essentielle pour une dissertation allemande sur la syntaxe de la prose de Chartier! On n'a pas été beaucoup plus heureux pour ses vers. En 1881 a paru un ouvrage de M. Hannapel sur la Poétique d'Alain Chartier, fondé sur trente-deux pièces lyriques, dont une dizaine seulement sont de lui. D'un autre côté, M. Piaget a restitué à Alain Chartier le *Curial,* que M. Heuckenkamp avait attribué à un humaniste italien, attribution à laquelle ont applaudi dans le temps G. Paris, Gröber et d'autres, mais qui à présent n'est plus soutenue de personne.

Le poème tout entier est, je l'ai déjà dit, une invective contre la parure nouvelle des femmes, dont nous apprenons à connaître quelques détails. Dans son courroux, l'auteur devient parfois amusant. La tête de la femme, dit-il entre autres, est la partie la plus excellente du corps; la nature l'a faite ronde comme une sphère, et la forme ronde est la plus belle et la plus parfaite de toutes. Or, les dames mettent tout leur soin à défaire ce que Dieu a fait, car elles rendent leurs têtes carrées ou longues ou cornues. Elles portent sur la tête des toiles grandes et éparpillées comme des voiles de vaisseaux, et on voit dans leurs coiffures jusqu'à huit cornes. Les cornes sont l'enseigne des bêtes et non l'enseigne de l'humilité, qui seule convient aux femmes et que Dieu a mise sur la tête d'Ève. Puis l'auteur s'en prend aux «collets», à l'ouverture par devant, au retroussis, où il y a trois doigts de plumes, dépouille «de bestes dont les corps sont morts». Il combat toutes ces «diableries» par une argumentation remplie de renvois à la Bible.

Le texte du *Miroir* est conservé dans trois manuscrits, dont le meilleur à l'Escurial (A). Pour la plus grande partie, l'éditeur a pu suivre fidèlement cette version, qui est très bonne. Çà et là il a introduit la leçon de BC, et à quelques rares endroits, où tous les manuscrits sont altérés, il a fait des émendations heureuses (p. ex. v. 909, 910, 914). Le poème se présente ainsi dans une forme très satisfaisante. Les observations que je me permets d'ajouter, ne concernent que des détails de peu d'importance.

M. Piaget a défendu jadis (cf. *Romania,* XXVII, p. 591 ss.) la thèse que les poètes des XIV:e—XVI:e siècles n'étaient pas très rigoureux en ce qui concerne l'emploi de l'*hiatus*: ils s'en servaient quand le vers par cela devenait plus facile à bâtir, ils l'évitaient quand il pouvaient se tirer d'affaire sans cette infraction aux règles habituelles. C'est ce point de vue qui a empêché l'éditeur de procéder à des corrections là même où il y a des *hiatus* fort inusités, comme v. 569. En tout cas, j'aurais préféré au v. 645 la leçon de BC: *Quant par la ville je iroie* à celle de A: *Quant parmi la ville iroie,* d'abord parce que la construction grammaticale se trouve en analogie avec le vers précédent, et puis parce que l'*hiatus* après *je* est moins choquant que l'autre (cf. Tobler, *Versbau*[4], p. 60). Et n'aurait-il pas mieux valu accepter au v. 738 la leçon de BC: *Pour plus complaire a leurs maris,* par laquelle on aurait pu éviter le fâcheux *hiatus : complairë a?*

V. 107, la leçon de A n'était pas à attaquer, cf. v. 1076. — De même, v. 353, *crestien* (A) aussi bien que *terrien*. — Peut-être aurait-on pu laisser intacte aussi la leçon de A au v. 769: *Que* (= *car*), mais l'autre est en tout cas préférable au point de vue de l'euphonie. — D'autre part, j'aurais préféré v. 434 la leçon de BC, eu égard à la tendance visible de l'auteur d'employer des rimes identiques (p. ex. str. 20, 89, 109, 112). — La forme extrêmement laconique des notes cause parfois de l'embarras, p. ex. 504 et 910; la note de 735 est incompréhensible, puisque c'est justement la leçon notée qui se trouve dans le texte. — Note 778: faute d'impression pour 770.

W. Söderhjelm.

Studier i modern språkvetenskap utgivna af Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. IV. Uppsala 1908. Almqvist & Wiksells boktryckeri-A.-B. VIII+291 S. 8:o. Kr. 5.

Nach einer dreijährigen Pause (s. *Neuphil. Mitt.* 1905 S. 88 ff.) veröffentlicht der Stockholmer Verein wieder einen starken Band, diesmal zehn Aufsätze enthaltend, die wiederum sehr ver-

schiedene Gebiete der modernen Philologie berühren. Als Supplement zu Band II, S. 1—10, wo Carl Wahlund chronologisch-geographische Schemata der afz. Litteratur während der Zeit Ludwigs des Heiligen gab (s. *Neuphil. Mitt.* 15/4—15/5 1902, S. 25), ist zuerst eine kleine Landschaftskarte beigefügt.

S. 1—44. *Carl Wahlund. Hel. Peter af Luxemburg (1369—1387). Honom ägnade biografier. Honom tillskrifven uppbyggelsebok.*

Wahlund behandelt das Erbauungsbuch, das unter mehreren Namen dem heil. Peter von Luxemburg zugeschrieben wird, der achtzehnjährig als Bischof von Metz und Kardinal starb. Zuerst wird eine vollständige Biographie des jungen Kirchenhelden gegeben, wo natürlich weder die minutiösesten Angaben über einschlägige Verhältnisse (z. B. über solche, die gleich Peter in ihrem Testament verordnet haben, dass ihre Beerdigung einfach sein sollte, wie Victor Hugo!), noch eine Liste der Reliquien, teilweise mit Maassangaben, fehlen. Das zweite Kapitel giebt eine Uebersicht aller der wichtigeren während eines halben Jahrtausends Peter gewidmeten Biographieen, das dritte behandelt schliesslich den Inhalt des s. g. *Livret* und giebt eine vollständige Bibliographie der Handschriften und Ausgaben. Die Frage ob das Buch wirklich von Peter geschrieben ist, will W. nicht entscheiden, betrachtet sie auch als unlösbar; doch weist er auf einige Parallelen mit andern Schriften von P. hin und scheint selbst von der Authenticität überzeugt. Nachdem er über das (auch früher nicht ausser Acht gelassene) Vorbild des Buches, *Dieta Salutis,* gesprochen und einige andere religiöse Schriften angeführt hat, wovon sich Spuren in dem Traktate finden, druckt er einen bisher nicht veröffentlichten kurzen Brief Peters ab, den dieser von seinem Totenbette an einen älteren Vetter sandte und der voll von schönen, in einer bündigen, innigen Sprache ausgedrückten Lehren ist. Die Hds. ist nicht erhalten, nur eine Kopie findet sich in der Arsenalbibliothek zu Paris.

Wahrscheinlich werden wir diese Zusammenstellungen nächstens als Einleitung zu einer neuen Ausgabe des *Livret* wiederfinden. Dann erscheinen sie natürlich in einer den Fachleuten geläufigeren Sprache als der schwedischen. Vielleicht wird Prof. Wahlund dann auch einiges sagen über die Hinweise auf Peters Buch, die in der späteren didaktischen Litteratur zu finden sind und die er diesmal unterdrückt hat. Ich denke, dass es ihm nicht entgangen ist — denn ihm entgeht überhaupt nichts —, dass ein solcher Hinweis in den *Enseignements* von Anne de France (vor 1505, éd. Chazaud, Moulins 1878, sub n:o 3) steht: die Fürstin

fordert ihre Tochter auf, verschiedene fromme Bücher zu lesen, unter andern das von »s. Pierre de Luxembourg».

S. 45—93. *A. Malmstedt. Mélanges syntaxiques. I. Futur et Conditionnel. II. Infinitif. III. Des locutions emphatiques.*

Der Verf. setzt hier die Reflexionen über syntaktische Dinge fort, deren Art und Vorzüge wir aus den vorhergehenden Bänden der »Studier» kennen. Das erste Kapitel umfasst eine Darstellung verschiedener Funktionen des Futurums und des Konditionalis im Französischen, vor allem solcher, die von dem Standpunkte des gewöhnlichen Gebrauchs dieser Formen mehr oder weniger überraschend wirken. Viel Nachdenken, umfangreiche Lektüre, gesundes Urteil sind in diesen lehrreichen Ausführungen vereinigt. Es handelt sich jetzt nichtso sehr um neue Theorieen, als um eine Zusammenfassung und Kritik der früheren, wobei der Verf. aber auch zahlreiche eigene Beispiele zu den älteren hinzufügt und die ihm richtig scheinenden Erklärungen mit neuen Argumenten stützt. Die ganze Darstellung hätte aber viel gewonnen, wenn der Verf. etwas mehr Ordnung und Übersichtlichkeit in seine Ausführungen gebracht hätte. Es wirkt z. B. unharmonisch, dass mitten in der Behandlung der französischen Fälle der Gebrauch des Futurums in anderen Sprachen, besonders der schwedischen, als Ausgangspunkt gesetzt wird und semasiologisch entsprechende Ausdrucksweisen im Frz., die nichts mit dem Futurum zu tun haben, vorgeführt werden. An mehreren Stellen hätte schon eine deutlichere typographische Anordnung mehr Klarheit herbeigeführt.

Es würde zu weit führen, hier die einzelnen Punkte genauer zu besprechen. Nur einiges mag hervorgehoben werden.

Der erste Fall, den der Verf. behandelt, ist der, wo man ein Perfectum praesens erwarten würde und dennoch ein Futurum exactum steht: *M. Chevreul n'aura pas longtemps survécu à son fils. L'illustre centenaire est mort ce matin.* Er hat nichts gegen Toblers Erklärung dieser Fälle und citiert Clédats darauf gestützte nähere Ausführungen, indem er in Zweifel zieht, ob man immer zwischen den verschiedenen Fällen so genaue Grenzen feststellen könne wie C. es will. Ich bin in fast allen Punkten ganz der Meinung des Verf:s, aber ich frage mich, ob diese Seiten nicht besser für die Darlegung der Verschiebungen in der Bedeutung und der Berührungen zwischen temporeller und modaler Verwendung hätten verwandt werden können: damit wäre eine wirkliche Übersicht des ganzen interessanten Vorganges gewonnen. Ich kann mich auch nicht mit der Aussage des Verf:s S. 51 einverstanden erklären. Er sagt, dass in allen den Fällen

die er eben citiert hat, das Futurum exactum »remplace» das Perfectum praesens. Aber wenn einer ausruft: *comme le jardin est en bon état!* und dann hinzufügt: *le jardinier sera venu,* so ist das selbstverständlich ganz was anderes, als wenn er sagte: *le jardinier est venu,* denn in diesem Falle würde er ein ihm bekanntes Faktum konstatieren, in jenem aber vermutet er nur, dass die Ursache zu dem guten Stand des Gartens der Besuch des Gärtners gewesen sei. So stellt sich wenigstens der Sinn dar, wenn der Satz ohne anderen Zusammenhang dasteht, und von einem »remplacement» kann wohl nicht die Rede sein. — Der Verf. behandelt dann entsprechende Fälle des einfachen Futurums, giebt Ausdrücken wie: *Ciceron dira* oder: *Idée, répondra Littré...* (wo dann ein fertiges Citat folgt) ihren richtigen Platz (= *si l'on veut examiner, on trouvera que C. dit, que Littré répond),* führt auch hierher Sätze, wo ein verstärkendes Adverb nebenbei steht [1]) und citiert mit Fug als Parallele zu der futurischen Konstruktion die Konstruktion mit Präteritum statt Präsens in einer allgemein gültigen Aussage: *Qui ne sait se borner ne sut jamais écrire.* Richtig bemerkt M. auch, dass Boileau seinen Gedanken in dieser Zeile als eine Erfahrung ausgedrückt hat, und dass er: *ne saura jamais écrire* ganz gut hätte sagen können, wenn der Vers nicht eine kürzere Form verlangt hätte. So wird es sich auch in vielen von den futurischen Fällen wohl zunächst um stilistische Nüancen handeln. — S. 54—55 bemerkt der Verf., dass das einfache Futurum — einer von seinen Kollegen hat schon diese Beobachtung gemacht — äusserst selten in vermutender Bedeutung in der Litteratur vorkommt, wenn es sich nämlich um gegenwärtige Zeit handelt. Obgleich dies nun eigentlich keine Entdeckung ist und von jedem Franzosen auch für die mündliche Rede hätte bezeugt werden können, verdiente es jedoch darauf aufmerksam gemacht zu werden, da die Grammatiker eigentümlicher Weise die Regel ohne irgend welche Reservation feststellen. Aber ist es nicht möglich, eine noch stärkere Beschränkung einzuführen und zu sagen, dass in diesem Falle nur das Verbum *être* in Frage kommt? Wenigstens habe ich keine Beispiele mit andern Verben bei den Grammatikern gefunden, und ein französischer Freund teilt mir mit, dass auch ihm nur die Form *sera* in dieser Verwendung geläufig ist.

Da der Verf. auch sonst andere Sprachen zum Vergleich heranzieht — was am rechten Platze sehr gut und für die

---

[1]) Ich verstehe nur nicht, was die Unterscheidung in »loi psychologique» und »loi naturelle» S. 52 mit der Konstruktion zu tun hat: sie bezieht sich ja ausschliesslich auf den realen Inhalt der betreffenden Sätze, die Psychologie der Ausdrucksweise bleibt doch vollständig dieselbe, wenn man von psychischen oder materiellen Vorgängen redet.



Psychologie der Sprache lehrreich ist —, hätte er hier nicht nur auf das identische *er wird krank sein,* sondern auch auf die schwedisch-deutsche Konstruktion *han skall vara sjuk — er soll krank sein* (= »ich höre, man hat mir erzählt, dass er krank ist») hinweisen können. Es ist interessant zu sehen, wie in diesen letzten Ausdrücken das vermutende Futurum sich nur auf eine objektive Aussage bezieht, während es im Frz. auf die subjektive Vermutung beschränkt ist. Im Grunde genommen ist jedoch der Vorgang derselbe: man appelliert in beiden Fällen an eine in der Zukunft vorsichgehende Konstatierung: »es wird sich zeigen, dass er krank ist» o. Ä; nur liegt in dem einen Falle der Anstoss zu der Annahme im Gedankengang des Sprechenden selbst, während er in dem anderen von aussen kommt.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit der Konstruktion *si* + Kond. und ihrer Erklärung, die jedoch schon von Tobler in erschöpfender Weise gegeben worden ist; auch beschränkt sich der Verf. auf Hinweise und neue Beispiele. Einige Fälle von *si* + Futurum werden dann citiert; Verf. meint, dass an ihre Statt eine Konstruktion mit *devoir* + Inf. mit Vorteil treten könnte; das eine scheint aber kaum besser als das andere.

Der dritte Abschnitt handelt von gewissen hypothetischen Sätzen im Schwedischen und den verschiedenen Arten, wie man sie im Frz. ausdrückt, der vierte von einem von Tobler zur Genüge erörterten Gebrauch des Konditionalis (*Le train partit . . . on ne les reverrait plus,* Gedanke nicht des Erzählenden, sondern der anwesenden Personen), und der Verf. hat ihn aufgenommen, scheint es, um der Verbreitung eines Missverständnisses in Bastin's *Glanures* vorzubeugen. Der fünfte Abschnitt ist dem »obligatorischen» Konditional und Futur gewidmet. Hier kann man mit Fug in einigen Punkten verschiedener Meinung sein. Ich finde z B. den »jussiven» Sinn in Beispielen wie: *on écrira ad libitum . . .* oder *cette expression sera une simple métaphore* ziemlich fernliegend. Noch weniger leuchtet er mir ein in dem Satze: *Pourquoi ne commencerais-je pas l'année . . . . . en vous la souhaitant bonne et heureuse?* Ich sehe nicht, dass der Konditionalis hier »suggère l'idée de l'obligation», da es sich einfach um eine stilistische Wendung handelt, der man höchstens den Sinn: »weshalb sollte ich nicht das Jahr . . . beginnen — ebensogut wie auf irgend eine andere Weise?» dürfte beilegen können. Ebenso ist es zweifelhaft, ob der folgende Satz einen jussiven oder ob er nicht vielmehr einen vermutenden Sinn hat: *Pour occuper l'Angleterre, Alberoni comptait jeter sur elle le roi de Suède, qui renverserait la dynastie . . .* — Zum Schluss findet der Verf. Anlass, sich über die Konstruktion *je le ferais si je pouvais* zu verbreiten, wobei er die höchst einfache Erklärung

von Sechehaye als das Ei des Columbus hinstellt: da man gewohnt war, mit einem Futurum im Hauptsatze nicht ein Futurum sondern ein Präsens im Bedingungssatze zu verbinden, schien es auch, wenn im Hauptsatze ein Futurum exaktum stand — entsprechend lat. *debebam facere* > *facere habebam* —, angemessen, im Nebensatze das dem Präsens gegenüber stehende Tempus, nämlich Imperfekt, zu gebrauchen. So ansprechend dies auch ist, so können doch wohl nicht Gesichtspunkte wie die von Tobler in *Verm. Beitr.* II (zweite Aufl.), S. 154 ff., und von Meyer-Lübke in der *Rom. Synt.* S. 737 herbeigezogenen ganz ausser Acht gelassen werden.

Die letzte Abteilung dieses Kapitels beschäftigt sich mit dem umschreibenden Futurum. Verf. will geltend machen, dass das s. g. »Futur immédiat» garnicht immer eine unmittelbar bevorstehende Handlung aussagt und dass im Gegenteil die einfache Futuralform zuweilen mehr »immédiat» ist als die periphrastische. Es handelt sich hier, glaube ich — und Lektor Poirot bestätigt diese Ansicht —, um stilistische Nüancen. Wenn es auch in der Schrift heisst: *je vous dirai immédiatement*, so würde man das kaum sagen; das Adverb *immédiatement* macht in diesem Beispiel den Gebrauch des »unmittelbaren» Futurums überflüssig, was wieder nicht hindert, dass man in der mündlichen Rede recht gut sagen kann: *je vais vous dire tout de suite.* Wenn es weiter heisst: *Seulement, je vais vous dire: Rouget* etc., so kann dies auch darauf beruhen, dass hier die Form *dirai* allzu kurz und trocken erscheinen würde — nicht darauf, wie M. meint, dass die zwei Sätze von einander unabhängig und durch zwei Punkte getrennt sind. [1]) — Schliesslich hebt M. hervor, dass *je veux* ganz in demselben Sinne gebraucht wird, wie *je vais,* zur Bildung des Futurums. Wenn diese Tatsache im Allgemeinen nicht genügend hervorgehoben worden ist, so ist wohl der Grund dazu der, dass man noch nicht *je veux* als ein Hilfsverb empfunden hat; mehrere von den Beispielen zeigen aber, dass es in der Tat vollständig als solches fungiert.

Das zweite Kapitel der *Mélanges* handelt von dem Infinitiv mit *de.* Hier sind ein Paar gute Bemerkungen zu verzeichnen. M. zeigt, dass keine von den bisherigen Erklärungen der Konstruktion Infinitiv-Subjekt mit *de* erschöpfend ist, sondern dass die Erscheinung als ein Produkt von mehreren Faktoren betrachtet werden muss, und er führt als Parallele richtig den deutschen Ausdruck *es ist eine schöne Sache um die Gesundheit* an. Weiter zeigt

---

[1]) Ich habe M. früher vorgeworfen, dass er eine gewisse Tendenz hat, rein äusserliche grammatikalische Verhältnisse mit den psychologischen zusammenzuwerfen. Auch dieser Aufsatz ist hiervon nicht ganz frei.



er durch viele Beispiele, wie sehr in den letzten Jahrzehnten der Gebrauch dieses Infinitivs mit *de* an der Spitze des Satzes zugenommen hat.

In dem letzten Kapitel zieht M. rüstig ins Feld gegen einige, die sich erlaubt hatten, seinen früheren Aufsatz über emphatische Sätze in einem oder anderem Punkte zu kritisieren. Die Polemik ist vorwiegend gegen Alfred Schulze gerichtet und durchweg in einem sehr scharfen Tone geführt. Auch mich beehrt M. mit einem kleinen Hiebe. Dass ich aber recht gehabt habe, ihm eine gewisse Unklarheit in seiner Begriffsdefinition vorzuwerfen, beweist der Umstand, dass er sich hier genötigt findet, dieselbe zu präcisieren (z. B. 88). Übrigens wird man, welcher Ansicht man auch sein mag, diese neuen Ausführungen willkommen heissen, da sie zur Klärung der Sache nur beitragen.

S. 94—105. *Eilert Ekwall. Till det engelska rikssprâkets historia.*

Verf. kommt in dieser kleinen Studie, die vielmehr als eine »vorläufige Mitteilung» anzusehen ist, zu folgendem Resultate: Die Londoner Aussprache ist wenigstens seit der späteren Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als die musterhafte angesehen worden und hat sich auch über andere Teile des Landes verbreitet. Doch war noch während des folgenden Jahrhunderts provinzielle Aussprache unter den Gebildeten gewöhnlich; bis zum Ende des Jahrhunderts wenigstens in entfernteren Provinzen. Wir haben keine sicheren Mitteilungen über die Ausbreitung der Reichsaussprache. Seit dem sechzehnten Jhdt sind die Angaben über die provinzielle Aussprache sehr spärlich; darin haben wir wohl einen Beweis dafür zu sehen, dass die Reichsaussprache schon eine bedeutende Verbreitung gefunden hatte.

S. 107—162. *Fr. Wulff. Det svenska sprâkets tjänlighet i antika metrar.*

W. will die Frage beantworten, ob die schwedische Sprache geeignet ist, in antiken Versmaassen gebraucht zu werden, was er vollständig bejaht. Es kommt ihm zunächst darauf an zu zeigen, inwiefern die Betonungs- und Quantitätsverhältnisse seiner Muttersprache denjenigen der alten Sprachen entsprechen, und er führt weitläufig und manches aus seinen früheren Schriften wiederholend aus, dass sich der Charakter des Schwedischen in diesen Beziehungen sehr günstig stellt. Eine Menge von Einzelheiten werden dabei erörtert im Anschluss an seine eigenen vortrefflichen Petrarca-Übersetzungen, die einen grossen Teil seines eigentümlichen und

hübschen Petrarca-buches [1]) bilden und von denen er hier einige in phonetischer Umschrift mitteilt. — Seltsam mutet es an, dass in dem schwedisch geschriebenen Aufsatze plötzlich zwei weitläufige Fussnoten stehen, die französisch abgefasst sind!

S. 163—185. *Ruben G:son Berg. Novalis och Fouqué i Sverige.*

Der Titel dieses Aufsatzes ist irreführend: er enthält keineswegs eine vollständige Darstellung des Verhältnisses der schwedischen Romantiker zu den beiden genannten deutschen, sondern nur, wie es scheint, das erste, einleitende Kapitel einer solchen Untersuchung, und er beschäftigt sich nur mit Novalis. Wir erfahren, dass der Name dieses Dichters sehr oft in der Korrespondenz und in den Zeitungen der schwedischen Romantiker wiederkehrt und dass auch einiges von ihm übersetzt wird; dagegen ist doch wohl nicht sein Einfluss auf die schwedische Litteratur durch diesen Aufsatz erledigt — man denke nur an Almqvist. Das »folgende», worauf hingewiesen wird, ohne dass es noch hier erscheint, erwartet man jedenfalls mit gespanntem Interesse, da der Verf. seinen Gegenstand vortrefflich kennt und eine vergleichende Studie dieser Art sowohl für die schwedische wie für die deutsche Litteraturgeschichte wichtig ist. In seiner gegenwärtigen Form aber ist natürlich der Aufsatz ganz fragmentarisch. — S. 170 steht ein Satz, der bei einem so vorzüglichen Sprachkenner und so strengen Sprachkritiker wie B. überrascht: *Det första inflytande från Novalis på Atterbom, hvilket man ansett sig kunna spåra, är G. H. J. Ljunggrens yttrande i Sv. Vitt. Häfder* etc. Man sieht, welche groben Lapsus zuweilen auch den besten unterlaufen.

S. 187—204. *J. Reinius. Onomatopoetische Bezeichnungen für menschliche Wesen, besonders im Deutschen und Englischen.*

Es werden diese Benennungen in zwei Hauptgruppen geteilt, nämlich die aktiven, d. h. solche, die Laute oder Geräusche, welche die betreffenden Wesen selbst hervorbringen, darstellen, wie z. B. *vovvov* für Hund, *Vorwärts* für Blücher u. s. w., und die passiven, d. h. Benennungen nach dem Lautgebilde, das dem benannten gegenüber geäussert wird oder geäussert werden könnte, wie *Tausendsasa, Gargantua* (von *que grand tu as,* näml. *le gosier*), *Taugenichts,* schw. *passopp* (Kellner), engl. *go-between* (»Unterhändler, Zwischenträger»), u. s. w. Beide Kategorieen können dann sowohl Nomina propria als appellativa enthalten. Eine ganze Menge von

[1]) En Svensk Petrarca-Bok I—II. Stockholm 1905—1907.

teilweise recht lustigen Beispielen wird angeführt. Sie könnten, denke ich, aus verschiedenen Sprachen leicht vermehrt werden. Eine aktiv-appellative Bildung fällt mir eben ins Gedächtnis: finnische Arbeiter, aus Amerika kommend, meinten, man würde viel besser hier arbeiten, wenn man solche *höör-oppia* wie dort hätte (»Aufseher», von dem Zurufe *hear up!).*

S. 205—240. *Åke W:son Munthe. Strödda anteckningar om frasen »här ligger en hund begraven» och några närstående uttryck.*

Wir haben hier ein höchst amüsantes Gegenstück zu des Verf:s früheren Untersuchungen über den Ausdruck »hvar är katten?» u. Ä. im zweiten Bande dieser Sammlung. Der Aufsatz ist aber nicht nur unterhaltend, sondern ebenso gelehrt als lehrreich, und das Resultat ausgedehnter Forschung wie scharfen Nachdenkens und Kombinierens. Von dem begrabenem Hunde im Schwedischen, den der Verf. in verschiedenen Gestalten belegt, der aber meistenteils als unbestimmt, »*ein* Hund», auftritt, ist der Schritt zur entsprechenden deutschen Redensart schnell gemacht — nur dass hier *der* Hund fast immer bestimmt und somit eine andere Nüance in der Bedeutung vorhanden ist: während schw. *här ligger en hund begraven* so viel bedeutet wie: «hier ist etwas schiefes, dieses ist nicht wie es sein soll» oder sogar: *fraus aliqua subest,* wird der deutsche Ausdruck erklärt als = »da ist der Kern der Sache» oder »da liegt der Grund des Übels», oder aber »daran stösst sich die Sache». Auf dem entwicklungsgeschichtlichen Wege dieses Ausdrucks findet man dann auch im Deutschen den Hund mit »verborgenem Schatz» identificiert, was das Wort im Bairischen bedeuten soll, und dann bei Hans Sachs in einem Zusammenhang gebraucht, wo die Redeweise einfach »da ist das Geld» besagen will. Der Verf. zeigt, wie nicht nur der Hund, sondern auch alle möglichen andern Tiere herbeigezogen worden sind, Wolf, Fuchs, Hase, Katze und sogar Menschen, wie im deutschen Ausdruck: »da liegen (sitzen) die Pfeifer» oder »Musikanten» oder »Spielmänner». Alle diese Varianten verfolgt er in sehr umsichtiger Weise und kommt zum Schluss zu folgendem Resultate: In vielen älteren und neueren Sprachen ist zunächst eine Redensart vorhanden, durch welche, unter dem Bilde eines versteckten oder lauernden Tieres (»begraben» heisst nämlich überall von vorneherein »vergraben», »versteckt»), das Vorhandensein einer geahnten tückischen Gefahr konstatiert wird, z. B. griechisch »ein Skorpion unter dem Steine», lat. »eine Schlange im Grase», engl. »eine Kröte im Stroh», franz. »ein Aal unter dem Steine», deutsch und skand. die citierten Ausdrücke. Von diesem,

wie **Munthe** annimmt, ursprünglichen Typus in unbestimmter Form gehen dann andere Varianten aus, in welchen das Tier die bestimmte Form bekommt, am häufigsten im Deutschen. Die zweite Hauptgruppe bilden wieder andere gleichfalls in mehreren europäischen Sprachen auftretende bildliche Tier-Ausdrücke, in welchen unter dem Bilde eines gesuchten und gefundenen (oder nicht gefundenen) Tieres — eines Hasen — das Wesentliche in einem Verhältnis, dessen Kernpunkt oder Grund, angegeben wird, vor allem der Grund zu einer Schwierigkeit, das Hindernis. Der Urtypus dieser Ausdrücke scheint »da liegt der Hase» (im Gras, im Pfeffer u. s. w.) zu sein. Es ist anzunehmen, dass in beiden Fällen nicht autochtone Produktion, sondern Entlehnung von der einen Sprache zu der andern vorliegt, und höchst wahrscheinlich gehen alle Typen in den modernen Sprachen auf den lateinischen Typus: *latet anguis in herba* zurück, der wieder auf dem alten griechischen Skorpion-Ausdruck beruht. — Die beiden Hauptgruppen: *fraus aliqua subest* und *hinc illae lacrimae* sind, trotz ihrer bestimmten Abgrenzung, immerhin nahe mit einander verwandt und haben sich auch deswegen analogisch berührt, besonders innerhalb des neutralen Kreises, der durch die Varianten »merken wo die Bestie versteckt liegt», »merken wo der Hase liegt» vertreten ist. Auch andere Ausdrücke, mit Tieren oder ohne, haben sicher im Laufe der Zeiten ihren Einfluss auf die ursprünglichen Typen ausgeübt.

Man sieht schon hieraus, wie verwickelt die Geschichte eines solchen Ausdrucks sein kann. Im allgemeinen ist man geneigt dem Verfasser beizustimmen, da alles was er sagt sehr plausibel erscheint. Nur fragt man sich, wie die Sprachen dazu gekommen sind, statt der in solchen Phrasen natürlichen Tiere wie Schlange und Skorpion andere, z. B. den Hund, zu substituieren.

S. 241—253. *E. J:son Bergqvist. Några subjektiva tidsmått i svenskan och tyskan.*

Unter »subjektiven Zeitmaassen» versteht der Verf. im Gegensatz zu »objektiven» (Jahr, Stunde, Minute u. s. w.) solche, die die individuelle Auffassung des Sprechenden von der Länge oder Kürze eines Zeitmaasses aussagen und die keinen realen Inhalt haben, sondern nur einen relativen, der von der jeweiligen subjektiven Auffassung des Sprechenden über die Dauer der Zeit abhängt. Was für den einen »kürzlich» heisst, ist nicht dasselbe für den andern: pflegt man eine Person nur einmal jedes zweite Jahr zu sehen, so kann man eine vor drei Monaten geschehene Begegnung als »vor kurzer Zeit» stattgefunden bezeichnen, wenn

man sich aber täglich zu treffen gewohnt ist, nimmt der Zwischenraum von drei Monaten ganz andere Dimensionen an. Verf. untersucht nun, in welchem Verhältnis deutsche Ausdrücke wie »gerade», »vor kurzem», »vorhin», »neulich» u. Ä. zu entsprechenden Ausdrücken im Schwedischen stehen; er hebt die verschiedenen Bedeutungsnüancen hervor und macht auf die Fehler aufmerksam, die bei der Übersetzung nahe liegen und öfters begangen werden. — Der kleine Aufsatz ist voll von feinen sprachpsychologischen und semasiologischen Bemerkungen und hat auch einen ganz besonderen praktischen Nutzen für Lehrer und Studierende des Deutschen. Es wäre sehr zu wünschen, dass öfter solche vergleichenden semasiologischen Betrachtungen von berufenen Philologen angestellt würden, denn sie entschleiern nicht nur sprachpsychologische Geheimnisse, sondern öffnen auch das Auge den feineren Bedeutungsnüancen, welche bei häufiger Berührung zweier noch dazu nahe verwandter Sprachen Gefahr laufen leicht übersehen zu werden; das Ohr stumpft sich ihnen gegenüber leicht ab — wenn es sie überhaupt je erfasst hat.

S. 255—259. *A. Terracher. Aulica, fr. ouche.*

Das veraltete und dialektische Wort *ouche* bedeutet nach dem *Dict. gén.* »ein Stück Erde besserer Qualität, das neben dem Hause sich befindet und gewöhnlich als Garten gebraucht wird». Diez führt das Wort zu einem vlt. *olca* (woher Streng, *Haus u. Hof im Frz.* S. 130 die Form *olchia* hat, weiss ich nicht), während es Körting von *occo, -are* herleitet (schon von Streng zurückgewiesen) und Bonnet und das *Dict. gén.* (vgl. auch Thurneysen S. 108) darin ein keltisches Wort erblicken. T. sucht nun *olca* zu erklären, indem er es als eine vlt. Form des kl. lat. *aulica* betrachtet, welches dann mit zu ergänzendem *terra* »das zum Hof gehörende Grundstück» bedeutete, später wieder durch eine Verschiebung wie *casa* + *-ale* > *chesal* die Bedeutung von Garten erlangt hätte (die anderen von T. angeführten Wörter bieten nicht ganz denselben analogischen Vorgang, sondern sind von vorneherein Substantiva). Der Annahme scheint kaum etwas im Wege zu stehen; aus der soeben citierten Abhandlung von Streng kann man ersehen, wie viele und verschiedenartige Verschiebungen die frz. Worte dieser Gruppe überhaupt erfahren haben.

S. 261—278. *Erik Staaff. Deux chartes léonaises.*

Diese Texte stammen aus dem XIII. Jhdt; der eine ist als historisches, der andere als lingvistisches Dokument interessant. Staaff fügt zu der Ausgabe einige sprachliche Bemerkungen hinzu, welche seine grosse Arbeit über den leonesischen Dialekt ergänzen.

Am Schluss des, wie man sieht, wertvollen und inhaltsreichen Bandes steht wie gewöhnlich eine Bibliographie der von schwedischen Forschern während der Jahre 1905—1907 veröffentlichten Arbeiten. Die Liste ist ganz imponierend.

W. Söderhjelm.

Axel Rosendahl, *Chrestomathie française.* Morceaux choisis de prose et de poésie. Avec 34 illustrations. 172 p. 8:o. Le même auteur: Aakkosellinen sanaluettelo lukukirjaan Chrestomathie française. Alfabetisk ordlista till Chrestomathie française. 135 p. 8:o. Éditeurs: Werner Söderström Osakeyhtiö, Borgå. 1908.

L'auteur veut dans ce recueil montrer à grands traits les phases successives à travers lesquelles *le peuple français a évolué depuis ses origines jusqu'à nos jours.* Il présente aux élèves un tableau bref «de l'histoire de la civilisation, de la langue et de la littérature françaises». Le livre se divise donc en deux parties, dont la première contient des récits tirés de l'histoire de France et la seconde donne un abrégé d'histoire de la littérature française. Il y a encore dans cette seconde partie des biographies, auxquelles se joignent des spécimens et de brefs extraits des œuvres des meilleurs écrivains. Enfin, dans l'Appendice, l'auteur donne des notes explicatives et biographiques.

Tel est en quelques mots le livre. C'est avec joie qu'on peut constater que l'auteur a réussi à donner quelque chose de nouveau et de vraiment instructif. Les morceaux sont en général choisis avec jugement et bon goût, et ils offriront sans doute aux élèves une lecture intéressante. Le lecteur peut faire la connaissance des Gaulois et des Francs, de Charlemagne comme législateur, comme protecteur des lettres, des sciences et des arts. Il peut jeter un coup d'œil sur la féodalité, sur l'architecture ogivale, sur l'industrie et le commerce au moyen âge. Il apprend l'histoire de Jeanne d'Arc, le régime de Louis XIV et la Révolution, ainsi que l'histoire du grand Napoléon. Il va connaître l'esprit français (les morceaux de La Marseillaise, de La Colonne Vendôme et d'autres sont de vraies perles!). — Les récits sont entrecoupés de portraits et d'illustrations caractéristiques, qui contribuent, eux aussi, à rendre la lecture intéressante et instructive. Quelques-uns des morceaux, comme par exemple «La vie mondaine sous Louis XV», sont peut-être un peu abstraits et difficiles. Mais, comme je l'ai déjà dit, le choix en général est parfait.

Quant à la seconde partie, elle n'est pas moins bien trouvée que la première. Ne lisez que le morceau «Origine et formation de la langue française». C'est du vrai français, et c'est un peu

de philologie en quelques pages. — L'histoire de la littérature est présentée dans l'ordre chronologique, ce qui est excellent. L'élève ayant parcouru ce livre aura, j'en suis sûr, le sentiment d'avoir appris quelque chose pour la vie. Il est introduit dans la poésie épique du moyen âge, dans la Renaissance, aux salons littéraires. Il fait connaissance des classiques français, du romantisme et de son développement, de la poésie lyrique, du théâtre et du roman. Les noms les plus illustres de la littérature française y sont représentés. On aurait pu peut-être en ajouter quelques autres. Mais ce n'est qu'une affaire de goût. Pour ma part, j'aurais voulu un extrait du roman de V. Hugo «Les misérables» plutôt que de ceux de Zola. C'est une lecture qui intéresse toujours les jeunes gens. En parlant de Dumas père, on aurait pu nommer quelques romans comme p. ex. «Les Trois Mousquetaires» et «Le Comte de Monte Cristo», etc.

Quant aux notes *explicatives*, elles sont bonnes en général, et le vocabulaire est assez complet. La prononciation des mots est indiquée en transcription phonétique. (La note sur Eugène Scribe — page 170 — est inutile, comparez le texte page 133, **20**!). Cependant pour mieux comprendre les morceaux les plus difficiles, on souhaiterait quelques notes et quelques vocables en plus de ceux qu'on y trouve. Pourquoi l'auteur n'a-t-il pas donné p. ex. les expressions *de par la plaine* (46, **16**), *en tenir lieu* (72, **25**), *si bien que* (64, **16**), *le faisceau* (73, **19**) (traduit seulement par «knippe, bunt«), *saprelotte* etc.? Aussi les élèves auront-ils sans doute beaucoup de peine à comprendre sans commentaire les passages suivants: *Mais la crainte principale de la secousse dominait dans les entretiens* (73, **10**), . . . *s'inclina dans les rayons du couchant* (73, **29**), *C'était comme du temps »souvenirs du siège»* (74, **4**), . . . *prises dans une espèce de maillot à pois de couleur* (63, **28**), . . . *des hommes couraient dessus* (64, **26**), *Dixi de ventre matris meae : Deus meus es tu* (156, **33**), et d'autres. La forme féminine de l'adjectif *vieux* (vocabulaire page 133) aurait dû être donnée. Il aurait été très utile d'avoir les formes féminines des adjectifs en *-x* et en *-f*. Je crois aussi qu'une indication sur la manière de scander les vers français aurait été à sa place.

En lisant le livre j'ai observé quelques fautes d'impression, qui seront corrigées ici. Ce sont les suivantes:

Page		l.			lisez:	
Page	73	l.	21:	Autour	lisez:	Autour
»	82	»	10:	ce	»	se
»	117	»	9:	montone	»	monotone
»	147	»	27:	de le	»	de la
»	150	»	25:	aloutte	»	alouette
»	160	»	17:	setait	»	sentait

Page		l.			lisez:	
Page	162	l.	3:	gourdronnées	lisez:	goudronnées
»	163	»	1:	froid.	»	froid
»	167	»	6:	Joseph.	»	Joseph,
»	170	»	1:	Allemage	»	Allemagne

Dans le vocabulaire:

Page		l.			lisez:	
Page	6	l.	36:	ambasad	lisez:	ambassad
»	45	»	13:	epã·sipe	»	emã·sipe
»	57	»	36:	min sann	»	minsann
»	71	»	28:	insuffisament	»	insuffisamment
»	75	»	3:	derifrån	»	därifrån
»	89	»	10:	septsbågs-	»	spetsbågs-
»	101	»	7:	pricesse	»	princesse
»	131	»	41:	helst	»	hälst

Le livre est du reste très convenable. Il est vendu 3: 75 dans les librairies. Le vocabulaire coûte 2: 25.

Ivar Hortling.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 4. April 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der Vorstand und 24 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Die Protokolle der beiden letzten Sitzungen wurden verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Stud. phil. Fräulein *Evi Gustafson* und Stud. phil. Fräulein *Alvina Tikander.*

§ 3.

Professor *W. Söderhjelm* referierte die Frage von der Anstellung eines Oberinspektors für die modernen Sprachen an der Schuloberbehörde. Prof. S. hob hervor, dass trotz der grossen Fortschritte, die der neusprachliche Unterricht während der letzten vierzig Jahre gemacht, keine Anstalten gemacht worden seien, um

eine notwendige Einheitlichkeit in der Methode herbeizuführen und die Lehrer einer richtigen Wertung ihrer Kenntnisse und ihrer pädagogischen Fähigkeit zu versichern. Diesem Mangel könne durch die Anstellung eines Oberinspektors für die modernen lebenden Sprachen — Deutsch, Französisch und Englisch — abgeholfen werden, zu welchem Posten ein sowohl wissenschaftlich kompetenter als in dem Unterricht erfahrener Pädagog gewählt werden solle. Der Referent schlug vor, dass der Neuphilologische Verein in einer Eingabe an den Senat die Anstellung eines Oberinspektors für die modernen Sprachen verlangen sollte.

Dieser Vorschlag fand Beifall und ein Komitee wurde eingesetzt um die Eingabe des Vereins an den Senat zu redigieren. Als Mitglieder dieses Komitees wurden gewählt: Professor W. Söderhjelm, Professor A. Wallensköld, Dr. A. Rosendahl und der Schriftführer. Der Vorsitzende und der Sekretär wurden beauftragt das Gesuch im Namen des Vereins einzureichen.

§ 4.

Der Vorsitzende teilte mit, ein Pädagog in der Provinz habe in einem Brief an ihn den Gedanken an eine allgemeine Zusammenkunft von Lehrern und Lehrerinnen der modernen Sprachen nahegelegt, und er wolle jetzt diese Frage dem Verein zur Diskussion vorlegen.

Dieser Gedanke wurde von den Anwesenden mit Interesse aufgenommen. Als geeigneter Zeitpunkt für die in Frage stehende Zusammenkunft wurde der Anfang des Juni oder auch die Weihnachtsferien 1908—1909 in Betracht genommen. Obgleich viele, die sich in der Frage äusserten, der Meinung waren, dass die Zeit etwas zu knapp sei um schon diesen Sommer die Zusammenkunft zu ermöglichen, zeigte es sich dennoch bei der Abstimmung, dass die Mehrzahl den Anfang des Juni dieses Jahres als den geeignetsten Zeitpunkt hielt. Es wurde beschlossen durch ein Zirkularschreiben die Ansichten der Lehrer in der Provinz in dieser Frage einzuholen. Erst in der folgenden Sitzung des Neuphilologischen Vereins soll der definitive Beschluss gefasst werden. Ein Komitee von fünf Personen, zu dessen Mitgliedern Prof. A. Wallensköld, Dr. I. Uschakoff, Dr. E. Hagfors, Dr. I. Hortling und Fräulein E. Lahtonen gewählt wurden, wurde beauftragt das Zirkular abzufassen und es den Pädagogen in der Provinz zuzusenden.

§ 5.

Professor *U. Lindelöf* referierte die Vorschläge zu einer durchgreifenden Reform des Abiturientenexamens, die in dem vom Staate

eingesetzten Schulkomitee gemacht worden sind und die binnen kurzem im Druck erscheinen werden.

In fidem:

Holger Petersen.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. April 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der erste Vorsitzende Prof. Wallensköld und 16 Vereinsmitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Sekretär verhindert sei dieser Sitzung beizuwohnen und dass Dr. Hortling die Funktionen des Sekretärs für diesmal übernehme.

§ 2.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Als neues Vereinsmitglied wurde vom Vorsitzenden Lektor *John Dover Wilson* angemeldet.

§ 4.

Lektor Poirot hielt einen Vortrag im Anschluss an Joseph Vianey's »Les sources de Leconte de Lisle».

§ 5.

Der Vorsitzende teilte mit, dass die Idee von Neuphilologentagen in Helsingfors von den Pädagogen der Provinz mit Interesse aufgenommen worden sei. Alle 91 Antworten, die auf ein nach der Provinz gesandtes Fragezirkular eingelaufen sind, seien bejahend. Hinsichtlich des Zeitpunktes der Neuphilologentage seien die Ansichten geteilt: 49 Stimmen seien für die Weihnachtsferien gegeben, während 39 Stimmen den Anfang des Juni bevorzugen. Nur zwei

Stimmen seien für das Ende des Augusts gegeben, und eine Person halte es für gleichgültig, wann die Tage stattfinden. Auf Grund des Resultats der Enquete wurde beschlossen, *dass Neuphilologentage in Helsingfors gehalten werden sollen.* Dr. Hagfors hob hervor, dass es eine übereilte Arbeit würde, sich für den Juni dieses Jahres zu entschliessen, dies besonders mit Hinsicht auf das Erhalten wertvoller Referate. Auch würde die Arbeit des Vorstandes sehr mühsam werden. Dr. Hagfors wurde von Dr. Uschakoff unterstützt, der ausserdem glaubte, dass die Helsingforser Philologen sich während der Weinachtsferien zahlreicher anschliessen würden. Prof. Söderhjelm war der Meinung, dass die Zeit zum Vorbereiten der Neuphilogentage bis etwa Anfang Januar ganz genügend sei, es könne aber nicht geleugnet werden, dass der Frühling die geeignetste Zeit wäre. Der Beschluss des Vereins wurde, dass *die Neuphilologentage im Januar 1909 vor Beginn des Frühlingssemesters abgehalten werden sollten.*

Auf Vorschlag des Vorsitsenden wurden alle vorbereitenden Arbeiten und die Einladungen zu den Neuphilologentagen einem Vorstand überlassen, der aus 7 Personen bestehen sollte. Zu Mitgliedern dieses Vorstandes wurden gewählt die Professoren Wallensköld und Lindelöf, die Oberlehrer Hagfors und Uschakoff, Dr. Hortling, sowie die Fräulein Andersin und Långström.

Der Vorsitzende teilte weiter mit, dass 26 verschiedene Diskussionsfragen für die Neuphilologentage von den Lehrern der Provinz vorgeschlagen worden seien. Ausserdem habe eine Lehrerin in Helsingfors eine Diskussionsfrage vorgeschlagen. Dr. Uschakoff sprach sich in Bezug auf den Umfang des Programmes aus und wollte festgestellt haben, ob nur pädagogische Diskussionsfragen oder daneben auch rein wissenschaftliche Fragen mit aufgenommen werden sollten. Dr. Hagfors hielt dafür, dass auch wissenschaftliche Fragen vorkommen sollten. Prof. Söderhjelm hob die belebende Einwirkung hervor, welche wissenschaftliche Vorträge auf die Teilnehmer ausüben müssen. Fand, dass die Neuphilologentage als verfehlt angesehen werden müssten, wenn man sich nur mit pädagogischen Fragen begnügte. Der Redner glaubte, dass die Universitätslehrer Gelegenheit haben werden wissenschaftliche Vorträge zu halten, die auf das Interesse der Teilnehmer rechnen können, wie z. B. Mitteilungen über den jetzigen Stand der verschiedenen Zweige der Sprachwissenschaft, u. s. w. Der allgemeine Eindruck der Diskussion war, dass nebst den pädagogischen Fragen wissenschaftliche Vorträge ins Programm mit aufgenommen werden sollten.

Hinsichtlich der Sprache, die an den Neuphilologentagen zur Anwendung kommen sollte, sprach sich Lektor Poirot in der Richtung aus, dass die wissenschaftlichen Vorträge in einer fremden

Sprache gehalten werden sollten; was aber die Diskussion der pädagogischen Fragen betrifft, bezweifelte er, dass sie mit gutem Erfolg in einer fremden Sprache geführt werden könnten. Prof. Söderhjelm fand, dass die Referate in einer fremden Sprache gehalten werden könnten, die sich auch für offizielle Reden gut eignete. Letzteres mit Hinsicht auf die Zweisprachigkeit bei uns. Schloss sich übrigens der Ansicht Lektor Poirots an.

Es wurde beschlossen, dass der Vorstand der Neuphilologentage dem Neuphilologischen Verein seinerzeit einen Vorschlag zum Programm vorlegen sollte.

In fidem:
Ivar Hortling.

Eingesandte Litteratur.

A. Berloin, La Parole Humaine. Etudes de philologie nouvelle d'après une langue d'Amérique. Paris, H. Champion — Montréal, Beauchemin & C:ie, 1908. 221 p. in-8:o. Prix: 5 francs.

Ouvrage absolument fantaisiste et dénué de toute valeur scientifique! L'auteur, qui n'est pas linguiste de profession, prend pour base de ses recherches la langue algique, parlée par des tribus indiennes de l'Amérique du Nord. Il établit des comparaisons stupéfiantes entre cette langue et les langues indo-européennes (le grec, le latin, l'anglais et l'allemand), ainsi que l'hébreu, et il arrive à la conclusion que la langue algique a dû être la langue primitive, celle parlée par nos premiers ancêtres, Adam (alg. *atam,* respirer) et *Ève* (alg. *iw,* femme), dans le Paradis terrestre. *Sat sapienti! A. W.*

Emil Burger, Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Mit vier Bildnissen. Frankfurt a. Main und Berlin, M. Diesterweg, 1908 (= Diesterwegs Deutsche Volksausgaben. Vierter Band. Her. von Direktor E. Keller). VI + 249 S. 8:o. Preis: geh. M. 1: 50, geb. 3: 00.

Exposé des principes de l'Association phonétique internationale. Chez P. Passy, Bourg-la-Reine, et D. Jones, Wimbledon, 1908. 20 p. Prix: 0 fr. 50.

Lucy E. Farrer, La Vie et les Œuvres de Claude de Sainliens, alias Claudius Holyband. Paris, H. Champion, 1908. VII + 115 p. in-8:o. Prix: 4 francs.

Pierre Horluc et *Georges Marinet,* Bibliographie de la syntaxe du français (1840—1905). Lyon, A. Rey — Paris, A. Picard et Fils, 1908 (= Annales de l'Université de Lyon. Nouvelle série.

II. Droit, Lettres. — Fascicule 20). XI + 320 p. gr. in-8:o. Prix: 6 francs.

L'ouvrage, qui contient 3109 indications bibliographiques, groupées méthodiquement, rendra de bons services à quiconque s'occupe de la syntaxe historique du français. Il manque parmi les ouvrages et articles cités le livre si important de M. Ebeling: *Probleme der romanischen Syntax,* tome premier (1905). *A. W.*

Solmu Nyström, Deutsches Lesebuch. Mit vierzig Illustrationen und einer Karte von Deutschland. Borgå, W. Söderström, 1908. 295 S. 8:o. Preis: 3: 75 Fmk.

Jean Passy et *Adolphe Rambeau,* Chrestomathie française. Morceaux choisis de prose et de poésie avec prononciation figurée à l'usage des étrangers, précédés d'une introduction sur la méthode phonétique. Troisième édition revue et corrigée. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1908. LX + 250 p. in-8:o.

Nous n'avons pas besoin de recommander cet excellent ouvrage, paru sous les auspices de l'Association Phonétiqne Internationale. La lecture de textes en transcription phonétique est ce qu'il y a de plus utile pour ceux qui veulent acquérir des notions précises sur la prononciation d'une langue étrangère. *A. W.*

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Zweite Hälfte. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1908. SS. 353—690. Preis: Mk. 10.

Ch. Albert Sechehaye, Programme et méthodes de la linguistique théorique (Psychologie du langage). Paris, H. Champion — Leipzig, O. Harrassowitz — Genève, A. Eggimann et C:ie, 1908. XIX + 267 p. in-8:o.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix. Tome I (1907).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome I (1907).

Die früheren *Annales des Facultés de Droit et des Lettres d'Aix* erscheinen fortan in zwei verschiedenen Serien.

Bibliographia phonetica, 1908, Nr. 3—6.

Bibliothèque méridionale, publiée sous les auspices de la Faculté des Lettres de Toulouse. 2:e série. Tome XII.

Enthält: *Paul Courteault,* Blaise de Monluc historien. Etude critique sur le texte et la valeur historique des Commentaires (Avec un portrait et quatre cartes). Toulouse, Éd. Privat, 1908. XLVIII + 685 S. gr. 8:o.

Modern Language Notes, Bd. XXIII (1908), Nr. 5—6.

Moderna språk, 1908, Nr. 4—6.

Enthalten: *F. Leray,* La loi des trois consonnes; Besprechungen; Übersetzungsübungen; u. s. w.

Päivä, 1908, Nr. 18—40.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana. Jahrg. XVI (1908), Heft 7—8—9.

Studier i modern språkvetenskap, utgivna av Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. Bd. IV. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1908. VIII + 291 S. 8:o.

Virittäjä, Jahrg. XII (1908), Nr. 5.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Zeitschriften: Dr. *H. Suolahti-Palander,* Ein alter Ausdruck der deutschen Arzneikunde, in Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, Bd. X (1908), S. 225 f.; Prof. *W. Söderhjelm,* Besprechung von Kr. Nyrop, Note sur une ballade de Villon, in Deutsche Literaturzeitung, 1908, Sp. 1573.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von A. Jeanroy, Revue critique, 1908, S. 267—8; von A. Tobler, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, CXX (1908), S. 217—22; von P. M(eyer), Romania, XXXVII (1908), S. 314—5; — *A. Wallensköld,* Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère, bespr. von Walther Küchler, Zeitschrift für franz. Sprache und Litteratur, XXXIII (1908), II, S. 67—70; eingehend referiert von Ludwig Karl (Karl Lajos) in einem in der ungarischen Zeitschrift »Ethnographia» (1908) erschienenen Artikel (Árpádházi Szent Erzsébet és az üldözött ártatlan nö mondája, d. h. Die heilige Elisabeth vom Hause Arpad und die Legende von der unschuldig verfolgten Frau), welcher auch eine dem Herausgeber des »Conte de la femme chaste» etc. unbekannt gebliebene Version der Sage, mit »Ysabella» (= Elisabeth) als Heldin, mitteilt.

Die von prof. W. Söderhjelm i. J. 1904 herausgegebene Abhandlung *Spuren von Ciceros verlornem Traktate De Virtutibus*

bei einem französischen Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts? ist neulich einer Göttinger Dissertation der klassischen Philologie von H. Knoellinger zu Grunde gelegt worden. Die Vermutung prof. S:s, dass Antoine de la Sale uns Auszüge aus einer damals noch vorhandenen Handschrift des genannten ciceronianischen Traktates mitgeteilt hat, wird von dem Verf. durch eine eingehende Betrachtung des afz. in S:s Arbeit mitgeteilten Textes — den er ins Lateinische übersetzt — und einschlägiger Umstände noch glaublicher gemacht. Die Dissertation ist später selbständig bei Teubner in Leipzig in dessen »Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum» erschienen unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis de virtutibus libri fragmenta.*

Während dieses Jahres hat sich eine internationale Gesellschaft für romanische Dialektologie (mit Brüssel als Hauptort) gebildet. Der Verein wird eine »Revue de dialectologie romane», sowie ein »Bulletin de dialectologie romane», herausgeben. Das ganze Arbeitsgebiet ist in 17 Bezirke verteilt worden, von denen die skandinavischen Länder und Finland (mit Doz. E. Staaff in Upsala als Repräsentant in der Redaktionskommission) eines bilden. Der jährliche Beitrag ist für aktive Mitglieder 25 Francs, für passive Mitglieder, die nur das Bulletin erhalten, 10 Francs. Um Mitglied zu werden, hat man sich an Privatdozent B. Schädel (Richard Wagnerstrasse 43, Halle a. S.) zu wenden.

An der Londoner Universität werden während des akademischen Jahres 1908—1909 von Daniel Jones, M. A., einem der Herausgeber des Maître Phonétique, phonetische Kurse in Englisch und Französisch für Ausländer organisiert. Sekretär des Unternehmens ist Walter W. Seton, University College, Gower Street, London, W. C.

Am 1. Nov. d. J. wird im Paris (Hôtel des Sociétés savantes, 28, rue Serpente) ein *Institut français pour étrangers* eröffnet werden. Direktor des Instituts ist Charles Schweitzer, docteur ès lettres, professeur agrégé honoraire de l'Université. Die Kosten für die Teilnahme an die praktischen Sprachkurse betragen von 40 Francs (1 Monat) bis 180 Francs (6 Monate).

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 7/8	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1908

Die Neuphilologenversammlung 11.—13. Jan. 1909.

In seiner letzten Sitzung des vorigen Semesters, am 25. April 1908, fasste der Neuphilologische Verein den Beschluss, zu Anfang des nächsten Kalenderjahres vor Beginn des Frühjahrssemesters eine allgemeine Zusammenkunft der Lehrer und Lehrerinnen der s. g. modernen Sprachen in Finnland zu Stande zu bringen. Der Ausschuss, welcher in derselben Sitzung gewählt wurde um diese »Neuphilologenversammlung» vorzubereiten, legte dem Verein in seiner Sitzung vom 26. September ein präliminäres Programm für die Zusammenkunft vor. Der Ausschuss ist jetzt im Stande das (abgesehen von unerwarteten Änderungen) definitive Programm für diese Neuphilologenversammlung, welche am 11.—13. Januar 1909 im Gebäude der wissenschaftlichen Gesellschaften (Kasärng. 24) stattfinden wird, den Mitgliedern des Vereins sowie anderen Interessierten mitzuteilen:

11. Januar.

9—11 Uhr vorm. Die Zusammenkunft wird vom Vorsitzenden des Neuphilologischen Vereins, Prof. A. Wallensköld, durch eine kürzere Anrede eröffnet. — Wahl eines Vorsitzenden sowie zweier Vize-Präsidenten und zweier Schriftführer. — Diskussion: Die s. g. allgemeine Grammatik beim Unterricht

in der Muttersprache und den Fremdsprachen an den Reallehranstalten (Ref. Oberlehrer Dr. E. Hagfors, Helsingfors, und Dr. R. Saxén, Helsingfors, der letztere als spezieller Vertreter der zu dieser Diskussion eingeladenen Teilnehmer an der um dieselbe Zeit stattfindenden Versammlung der Lehrer und Lehrerinnen der einheimischen Sprachen).

11—12 Uhr vorm. Frühstückspause.

12—1 Uhr nachm. Vortrag von Prof. W. Söderhjelm: Die neue Stilforschung und ihre Methoden.

1—3 Uhr nachm. Diskussion: Das Ziel des neusprachlichen Unterrichts in Finnland (Ref. Dr. I. Hortling, Helsingfors).

3—5 Uhr nachm. Mittagspause.

5—6 Uhr nachm. Vortrag von Lektor J. Poirot: Les méthodes de la phonétique expérimentale (démonstrations pratiques dans l'Institut physiologique, Brobärgsterrassen 20).

6—8 Uhr nachm. Diskussion (in demselben Lokal): English in the School (Ref. Fräulein Hanna Granström, Helsingfors).

12. Januar.

9—11 Uhr vorm. Diskussion: Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts in Finnland (Ref. Oberlehrer Dr. I. Uschakoff, Helsingfors).

11—12 Uhr vorm. Frühstückspause.

12—1 Uhr nachm. Vortrag von Doz. H. Suolahti: Die Aufgaben der deutschen Wortforschung.

1—3 Uhr nachm. Diskussion: Die Wahl der Lektüre für die oberen Klassen (Ref. Lektor S. Nyström, Viborg).

3—5 Uhr nachm. Mittagspause.

5—6 Uhr nachm. Vortrag von Lektor J. D. Wilson: The Past and Future of the English Stage.

6—8 Uhr nachm. Diskussion: Die Behandlung der Texte in den oberen Klassen (Ref. Mag. phil. U. Berglund, Jakobstad).

13. Januar.

9—11 Uhr vorm. Diskussion: Die Anwendung der Fremdsprache beim neusprachlichen Unterricht (Ref. Rektor Cand. phil. L. Granit, Kotka).

11—12 Uhr vorm. Frükstückspause.

12—1 Uhr nachm. Vortrag von Doz. A. Långfors: Nouvelles théories sur la formation des Chansons de geste.

1—3 Uhr nachm. Diskussion: Die schriftlichen Klassenarbeiten (Ref. Fräulein Mag. phil. A. Ottelin, Viborg).

3—5 Uhr nachm. Mittagspause.

5—6 Uhr nachm. Vortrag von Lektor J. Öhquist: Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung.

6—8 Uhr nachm. Diskussion: Die neusprachliche Litteratur der Schülerbibliotheken (Ref. Lektor W. Juutilainen, Nyslott). — Schlussworte des Vorsitzenden.

Die Vorträge werden in einer fremden Sprache gehalten. Bei den Diskussionen steht es den Teilnehmern frei, entweder eine fremde Sprache oder die einheimischen Sprachen zu benutzen.

Mitgliedskarten zu einem Preise von Fmk. 3 sind vom 9. Januar ab beim Wachtmeister J. Wilhelmsson, Kasärng. 24, zu haben.

Für das gesellige Zusammensein an den Abenden der Kongresstage werden seiner Zeit nötige Anstalten getroffen werden.

Helsingfors den 28. Nov. 1908.

Der Ausschuss.

Les nouvelles françaises du Ms. Vatic. Reg. 1716.

Il y a déjà dix-huit ans, M. Ernest Langlois donnait à savoir aux romanisants qu'il existait dans un manuscrit du fonds de la reine Christine au Vatican un recueil de nouvelles

françaises provenant du XV[e] siècle et jusqu'ci inconnu [1]. Des indications peu douteuses montraient que ces nouvelles étaient écrites à Sens, et les rubriques des différents morceaux, énumérées par M. Langlois [2], trahissaient une compilation d'éléments très divers. Gaston Paris, dans son article sur la nouvelle française aux XV[e] et XVI[e] siècles, imprimé dans le *Journal des Savants* 1895, regretta en passant que le recueil de Sens ne fût pas encore édité, mais en annonça aussi la publication prochaine [3]. En effet, le maître avait promis de collaborer avec M. Langlois pour cette publication, mais pour des raisons expliquées à la fin de l'introduction de M. Langlois [4], il n'en fut rien. Après des vicissitudes de toute sorte, les nouvelles sénonaises ont été mises à la lumière finalement par les soins de M. Langlois seul. Elles ont paru, ce qui était bien naturel du reste, dans la jolie et utile *Bibliothèque française du XV[e] siècle* de M. Honoré Champion. Tous ceux qui s'intéressent à la littérature française de cette période de transition et de fermentation sauront gré à M. Langlois de s'être décidé à faire connaître au public le résultat complet de sa belle découverte, d'autant plus qu'il a dû se soumettre à la peine de refaire toutes les recherches pour le commentaire, ses premières notes ayant disparu dans des destinées mystérieuses.

Pendant la longue attente de la publication, ces nouvelles n'étaient pourtant pas restées dans l'oubli. M. Karl Vossler, qui suffit à tout et qui s'intéresse à tout, s'était mis à examiner soigneusement le manuscrit du Vatican après M. Langlois, et en fit, en 1902, l'objet d'une étude très méritoire, se rapportant surtout aux sources des différents récits et publiée dans les

---

[1] Dans son important article sur les manuscrits français de Rome, *Notices et extraits des manuscrits,* t. XXXIII, II (M. Langlois lui-même renvoie au tome XXII).

[2] Cependant, il n'avait donné que 41 numéros. Dans l'édition il y en a 45. M. Vossler avait réuni, à ce qu'il paraît, trois tout petits morceaux en un seul, de sorte qu'il obtint 43 numéros.

[3] Fascicule de Mai, p. 290.

[4] P. XI—XII.



Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte de M. Koch [1]. Il ressortait de cette étude qu'on pouvait relever des sources ou des versions correspondantes pour une très grande partie des nouvelles, et que ces sources représentaient des genres littéraires assez différents, allant des fableaux jusqu'à la Bible. C'est cette diversité de matières qui faisait croire à M. Vossler que l'on avait affaire à un recueil pareil à ceux, très nombreux au moyen âge et pendant la Renaissance, qui furent composés dans un but pédagogique. M. V. allait encore plus loin: il voulait voir dans cette compilation des débris du livre perdu des enseignements pour ses fils que le chevalier de La Tour Landry dit avoir composé comme pendant à son livre sur l'éducation de ses filles [2]. A l'appui de cette dernière hypothèse, il cite le fait que deux passages de ce livre qui devaient se trouver aussi dans les enseignements aux fils peuvent en effet être identifiés, quoique pas tout à fait sous la même forme, dans le recueil sénonais [3]. Ces deux conjectures ont été réfutées par M. Langlois, et, à ce que je crois, avec raison. — Quant à la date de la composition du recueil, M. Vossler l'avait déjà placée à la fin du XVe siècle [4] et M. Langlois est du même avis, en admettant pourtant »la seconde moitié» du siècle.

M. Vossler, après avoir jeté un coup d'œil sur les origines et le développement de la novellistique française, confronte notre recueil avec les *Cent nouvelles nouvelles*, en avançant qu'il marque un recul sur celles-ci, à moins qu'on ne puisse les considérer comme un »degré antérieur.» Mais la différence de ces deux productions est dans le genre aussi bien que dans la qualité, et c'est pourquoi on ne saurait parler, du moins selon moi, d'une »réaction» à l'égard des *Cent n. n.* Le

---

[1] Fasc. 1, p. 3—36.

[2] *Loc. cit.* p. 34 et suiv.

[3] On pourrait noter encore, à la rigueur, cette ressemblance que dans le livre du chevalier, comme dans notre recueil, à plusieurs endroits le style a gardé des rimes provenant des modèles en vers. — Le style, par ailleurs, est très différent.

[4] *Loc. cit.* p. 8.

recueil composé à la cour de Genappes transplante d'un coup sur le sol français un genre qui avait fleuri en Italie déjà au XIVe siècle, avec sa forme et ses manières [1]; il devient l'ancêtre de cette novellistique qui fleurit si abondamment en France pendant le XVIe siècle et dont, malgré des interruptions, la tradition s'est maintenue jusqu'à nos jours. La compilation de Sens, au contraire, est comme un réservoir où se sont réunis plusieurs des courants qui traversent le domaine de la »novellistique» française avant le XVe siècle.

La »nouvelle», en effet, est une désignation vague, et l'esthétique moderne n'a pas même réussi à lui assigner une signification bien délimitée. Nous sommes habitués à l'appliquer, dans la littérature française des temps anciens, surtout à des produits du genre italien, des anecdotes développées, où une situation extraordinaire évoque notre intérêt ou bien un personnage est caractérisé par quelque trait psychologique ressortant à un moment donné de ses actions, où l'observation de la réalité se fait sentir d'une façon convaincante et le style prend des allures dégagées pour s'élever peu à peu jusqu'au domaine de l'art. Mais cette conception n'est pas rigoureuse et ne peut pas l'être. D'abord, la compréhension du mot »nouvelle» ne permet guère qu'on écarte les œuvres poétiques en l'appliquant uniquement aux contes en prose; et il y a des lais et des fableaux qui portent les marques de la nouvelle postérieure. Ensuite, la technique de la nouvelle s'annonce déjà dans différents ouvrages de contenu romantique ou dévot, et, de l'autre côté, des sujets novellistiques peuvent être exposés dans une forme étroite et simple qui n'a pas de trace de l'art d'écrire: tels les exemples de moralité et les anecdotes. En somme, il est extrêmement difficile de faire une répartition nette entre ce qui est «nouvelle» et ce qui ne l'est pas, et nous devons peut-être nous contenter de ranger dans cette catégorie, au moins pour ce qui est des temps primitifs, tout court récit où il y a tant soit peu d'action.

---

[1] Cela n'empêche pas, bien entendu, qu'il n'y ait pas eu d'efforts considérables dans le genre du court récit réaliste; voy. plus loin.



Mais même si nous définissons la nouvelle d'une manière plus étroite, si nous y cherchons la peinture réaliste et l'observation psychologique, nous ne pouvons pas prétendre que sa première apparition en France, à la fin du XVe siècle, se fasse indépendamment de toute tradition.

Le fil de cette tradition part des lais et des fableaux. Le lai du *Fresne*, n'est-ce pas un essai de peinture psychologique dans un cadre étroit, et le lai du *Laustic*, ne se rapproche-t-il pas, par l'observation réaliste des détails, la composition unie et la touche légère, encore davantage de la nouvelle moderne? Le lai de l'*Espervier* ne traite-t-il pas le même sujet qui revient tant de fois dans la novellistique postérieure et qui provient des recueils orientaux: le mari retournant trop tôt à la maison est berné par sa femme adultère? Malgré le manque de sens artistique qui caractérise en général les fableaux, il y en a pourtant qui non seulement sont bien racontés, mais encore se distinguent, dans la mise en œuvre, par une forme que nous pouvons appeler artistique au plein sens du mot: tels *Richeut, Auberee*, où la psychologie est assez robuste, mais la façon de conter vraiment supérieure, et le fableau *Des dous changeors*, où l'intrigue est de la simplicité habituelle, mais où il y a une très fine observation psychologique dans la manière dont est racontée la vengeance de la femme brutalisée par son mari; tel la *Bourse pleine de sens* avec sa charmante peinture de la vie de famille, du mari léger et de la femme indulgente. Ces exemples sont pris un peu au hasard et il peut y en avoir d'autres. En tout cas, il n'est pas juste de dire, je crois, que les novellistes des temps postérieurs ne soient redevables aux fableaux français que des sujets; ils auraient pu apprendre de plus d'un de ces fabulistes la manière de mettre en relief les caractères et de donner au récit une note exacte de vérité et au style le mouvement nécessaire pour vivifier le dialogue et la marche de l'action. Ils trouvaient aussi des modèles dans de petits »romans», comme la touchante histoire de la *Chastelaine de Vergi*, dont les peintures intimes du cœur féminin ont été comparées avec raison à ce que la littérature moderne offre de mieux comme

étude de la psychologie amoureuse. Et dans ce genre, je n'ai pas besoin de nommer le chef d'œuvre, *Aucassin et Nicolete,* où la forme versifiée alterne déjà avec la prose. Puis, ce sont, au même XIIIe siècle, de petits »romans» romantiques encore, le *Constant l'Empereour,* la *Comtesse de Ponthieu* et *Le Roi Floire et la belle Jehanne,* où nous rencontrons parfois dans la peinture des caractères et surtout dans le dialogue des traits qui nous rappellent vivement la nouvelle moderne.

A côté de ces produits, nous pouvons noter les remaniements, soit en vers ou en prose, des œuvres moralisantes, comme la *Disciplina Clericalis* et les *Sept Sages.* La raison pour laquelle elles ont été mises en forme vulgaire n'a probablement rien à faire avec leur destination primitive. C'est dans les sermons et les recueils composés dans un but édifiant que se prolonge leur rôle éducateur; mais si elles ont été revêtues d'une forme littéraire, c'est sans doute parce qu'elles contenaient de petites histoires piquantes ou autrement amusantes, que le public prenait un certain plaisir à entendre. En les appropriant ainsi aux besoins de ce public, les remanieurs ont quelquefois pris soin d'ajouter des détails et des accessoires réalistes qui donnent au récit plus de vie qu'il n'en a dans l'original; et ce genre de littérature se rattache ainsi, autrement encore que par ses sujets, à la novellistique des siècles suivants.

Malgré l'étendue que nous avons donnée ici au mot »nouvelle», nous ne pouvons guère considérer les ouvrages du XIVe siècle que l'on a publiés sous ce nom, comme des nouvelles. Le recueil de Moland et d'Héricault [1] en comprend trois; la première est biblique comme sujet et comme style, la seconde est une longue histoire dans le ton de la chronique, et la troisième est une traduction de l'ouvrage de jeunesse de Boccace, *Filostrato,* composée, non pas au XIVe , mais en plein XVe siècle [2]. Ces prétendues »nouvelles» ont, par con-

[1] *Nouvelles françaises en prose du XIVe siècle.* Bibliothèque Elzévirienne, Paris 1858.

[2] Cette supposition n'est pas de date récente, mais elle n'a acquis de certitude qu'avec l'article très substantiel et convaincant de M. Henri Hauvette dans le *Bulletin italien,* t. VII, n^0 4, Octobre—Décembre 1907, p. 298 et suivv.

séquent, fort peu de connexion avec la nouvelle postérieure proprement dite. Au contraire, le livre du chevalier de La Tour contient un certain nombre de petites histoires de la catégoire des *exempla* et brodées en partie sur des sujets répandus dans la littérature narrative [1]; mais la plupart de ces histoires sont racontées sans aucun souci de la forme [2].

Une longue période vide — et tout d'un coup nous rencontrons sur notre chemin *Les quinze joyes de mariage*. Quel progrès sur tout ce qui précède! Quelle psychologie surprenante et quel art exquis! Il est vrai que quelques-uns de ces chapitres sont des descriptions plutôt que des récits, mais dans d'autres, au contraire, l'élément narratif prévaut absolument et prend des allures si vives et dramatiques qu'ils peuvent être considérés comme de vrais types de nouvelles. Et c'est pourquoi cet ouvrage marque une date dans l'histoire de la novellistique française, et non pas seulement dans celle de la satire. C'est lui aussi qui introduit dans la littérature française le bourgeois peint au vif avec sa vie prosaïque de famille: nous savons que dans les contes cités ci-dessus il s'agissait des chevaliers ou bien, comme dans les fableaux, des moines ou des »vilains«. A certains égards, l'observation de la réalité, l'étude des faiblesses du caractère humain et la perfection de la technique dans cet ouvrage auraient pu servir de modèles accomplis. Mais par la porte qui s'ouvre ainsi à deux battants à la nouvelle moderne, nous ne voyons personne entrer sur les traces de l'auteur de ce chef-d'œuvre.

N'oublions cependant pas qu'Antoine de la Sale doit être placé assez près de cet auteur (sinon même identifié avec lui, question à laquelle je ne veux pas toucher ici). La fin du *Petit Jehan de Saintré,* qui forme un épisode à part, a tout à fait l'empreinte d'une nouvelle — c'est une

[1] Quelques-unes racontent visiblement des faits réels.

[2] Nous ne devons pas oublier ici les contes dévots pris de la *Vie des anciens pères,* et contenant plusieurs excellents traits de mœurs et des caractéristiques très vives; celles-ci, au moins en partie, se trouvent cependant déjà dans les sources latines.

situation étroitement bornée, très habilement développée et servant de cadre à une étude psychologique, le tout décrit avec une verve et une vie dramatique parfaites. D'un tout autre genre est la nouvelle — car cet épisode peut bien être désigné ainsi — qui forme le premier des exemples du *Réconfort*. C'est aussi une étude de caractère féminin, mais combien différente de la précédente: une étude des sentiments d'une mère dans une des situations les plus difficiles de la vie, où il s'agit de choisir entre l'amour maternel et l'honneur du mari et de la patrie, menée avec un réalisme poignant et un art qui en fait le premier vrai récit »sentimental» de la littérature française. — Si nous ajoutons encore les *Arrêts d'amour* de Martial d'Auvergne, où l'élément novellistique joue un assez grand rôle, et, peut-être, le roman de *Jehan de Paris*, qui en somme n'est autre chose qu'une nouvelle un peu amplement développée, nous avons nommé les principaux ouvrages qui forment au XVe siècle, avant et avec les *Cent nouvelles nouvelles,* la contribution de la France au genre littéraire de la nouvelle. [1]

On pourra juger, j'espère, par cet aperçu rapide [2] combien est variable, pendant la période de son développement, le caractère de ce qu'on peut appeler la »nouvelle» et combien il sera difficile d'assigner au contenu du ms. du Vatican une place bien marquée dans ce développement.

Aussi l'éditeur s'abstient-il de toute conjecture à cet égard. Il est d'autant plus explicite en ce qui concerne la valeur littéraire de son recueil. »Le style et la langue du compilateur sont complètement dépourvus d'intérêt», dit-il; »ceux de ses chapitres dont les originaux sont connus ne valent

---

[1] Les nouvelles de Philippe de Vigneulles sont malheureusement encore inédites, et n'auront guère la chance de voir la lumière tant qu'un particulier, par une discrétion très malplacée, semble-t-il, gardera le manuscrit scellé de sept sceaux.

[2] J'ai l'intention de le développer et de l'approfondir, surtout au point de vue de l'analyse esthétique, dans une étude d'ensemble sur les débuts de la nouvelle française et l'art de conter au XV:e siècle, qui paraîtra dans le courant de l'année prochaine.



pas qu'on les publie»; et il ajoute: »au contraire, les contes dont les sources immédiates sont inconnues fournissent une contribution très appréciable à certains chapitres de l'histoire littéraire».[1] M. Vossler est un juge moins sévère. Il ne voit certes pas dans l'auteur un grand talent,[2] mais à quelques endroits il s'arrête pour lui reconnaître certaines qualités de conteur: parlant du n:o XII (la fille sans mains), il appelle le miracle, qui ne se trouve pas dans les sources, »spécialement beau et original»;[3] l'histoire du larron et meurtrier Thibault le Roux est désignée par lui comme »habilement racontée»;[4] dans le n:o IX (l'odeur du rôti payée du son de l'or), il trouve »remarquable» »die musterhaft retardierende Art der Erzählung und die starke Lokalfarbe»;[5] l'histoire salomonienne n:o XXIX est, selon lui, pleine d'observation fine et de vie dramatique;[6] et il trouve que l'histoire de l'ermite Galiache, qui fut repris de ce qu'il riait de la mort de tout chrétien et l'expliquait en renvoyant aux plaisirs d'outre-tombe (n:o XIII), est »racontée d'une manière charmante» (»reizend erzählt»).[7] En parlant du n:o XXXVIII, »De troys chevaliers qui s'entraymoient» (c'est l'histoire des trois livres: de conscience, de science et de sapience), il appelle la scène de la conversion au bois »stimmungsvoll und suggestiv».[8]

Sans vouloir souscrire à tous les adjectifs de M. Vossler, je ne suis pourtant pas non plus tout à fait de l'avis de M. Langlois. Certes, je ne comparerai pas notre auteur aux écrivains du XVe siècle dont il a été question plus haut. Mais je trouve que le jugement de M. Langlois sur le style »lourd et plat comme un texte de chancellerie» pourrait souffrir une

---

[1] Introduction, p. X.
[2] *Loc. cit.* p. 13.
[3] *Loc. cit.* p. 15.
[4] *Loc. cit.* p. 19.
[5] *Loc cit.* p. 20.
[6] *Loc cit.* p. 20
[7] *Loc. cit.* pag. 23.
[8] *Loc. cit.* pag. 32.

modification. Quelquefois, et même souvent, le style a un cachet de simplicité et de naturel qui produit une impression assez sympathique. Si l'on compare, comme l'a fait M. Vossler, le chapitre XXIX à une histoire correspondante (mais pas aussi apparentée que le laisse croire la juxtaposition entreprise par M. V.) dans le livre du chevalier de La Tour, on peut voir quelle différence de style il y a en effet entre celle-ci, qui est vraiment »lourde et plate», et notre histoire, qui, sans offrir précisément les qualités que lui attribue M. Vossler, est racontée d'une manière limpide et agréable, sans un mot d'ornement, il est vrai, mais aussi sans rien supprimer d'essentiel; l'image qu'elle donne de la situation est vivante, quoique pas dramatique, et il n'y a pas une seule expression triviale qui aplatirait l'impression. Il faut dire aussi des chapitres IX, X et XIII qu'ils sont assez bien racontés (si, pour la dernière, l'auteur n'a eu d'autre source que l'*Historia Lausiaca*, il mérite même un compliment pour son arrangement). Dans le chapitre XII, la scène qui se passe entre le comte et les dames religieuses et où il découvre son fils dans le petit gamin qui se met entre ses jambes et qu'il croit être à une des nonnains, est bien dialoguée et amusante. [1] De même, le récit du miracle qui précède a été relevé avec raison par M. Vossler. [2]. Mais quand l'auteur réussit, c'est plutôt inconsciemment. Il semble avoir une certaine idée de ce qu'exige le récit en prose, si l'on peut juger d'après l'effort qu'il fait au commencement du chapitre IX pour vivifier la description de son original en y introduisant un dialogue; mais cela est tout à fait rudimentaire et sporadique, et ne mène à rien. D'un autre côté, il supprime à plusieurs endroits les discours et tout autre moyen d'entretenir le lecteur, pour faire ressortir seulement les points essentiels de l'action et, surtout, la moralisation cachée sous elle. Quant à la composition, il

---

[1] Édition, p. 66.

[2] Malheureusement, je ne peux me former aucun jugement sur la scène du n:o XXXVIII, louée par M. Vossler, car M. Langlois a supprimé précisément ce passage dans son édition.

saisit vraiment toute occasion pour faire montre de son peu d'habileté. Ainsi, déjà la première histoire, qui par son sujet très répandu appartient au »cycle de la gageure», prouve qu'il ne sait pas se servir d'un motif donné pour bien enchaîner les événements;[1] dans le chapitre XIV, il commet différentes maladresses en arrangeant le beau sujet du *Vair palefroi;* dans XV, il omet des traits essentiels, et dans XXVI, »il a ôté, en supprimant certains détails, dit M. Langlois, toute signification à son récit». Quand, par contre, il introduit dans le chapitre VIII un motif d'un autre conte, le récit reçoit par là un petit surplus de vivacité.[2] Mais ici encore, il est permis d'avoir des doutes sur l'intention artistique de l'auteur. — Il est difficile de dire à quelle mesure l'arrangement du chapitre VII doit être attribué à notre auteur il s'agit du sujet très connu du mari qui confesse à sa femme qu'il a commis un meurtre et qui, à la suite d'une querelle, est dénoncé par elle. Mais il se trouve ajouté ici un autre thème, celui du prêtre qui confesse le meurtrier de son père: ce fils est si indulgent que non seulement il absout le meurtrier, ce qui est son devoir, mais qu'il lui donne encore son cheval pour lui faciliter sa disparition. Or, cette refonte n'est pas sans donner plus de mouvement au récit, raconté, du reste, d'une manière excessivement brève et sans esprit. La réflexion moralisante à la fin, qui se termine par cette maxime: »car femme, n'en doubtez mie, ne peut celer que ce qu'elle ne sait pas», semble bien provenir de l'auteur lui-même, bien qu'en général il n'ait pas l'habitude de résumer ses doctrines par de telles conclusions.[3] — Si quelquefois nous trouvons chez lui des épisodes bien ajustés qui ne se retrouvent pas dans les versions connues des mêmes thèmes, nous ne sommes malheureusement pas autorisés à y voir des preuves

[1] Cela a pu être ainsi dans sa source immédiate, mais en tout cas il ne s'en est pas aperçu.

[2] Édition, p. 47 et suivv.

[3] Eu égard à l'exemple de ce chapitre VII et à celui du chap. X (éd. p. 57), il était exagéré de dire que l'auteur »n'exprime pas» la morale qu'on pourrait tirer de ses histoires (Introduction, p. V).

de son esprit de composition, car ils auront pu faire partie d'un modèle perdu; tel est p. ex. le miracle du chap. XII, dont il a été déjà parlé. Quelques cas où l'auteur n'a fait que résumer en prose, en le concentrant fortement, un conte versifié qui nous est resté (comme les chap. XIX,[1] XXI[2] et XXV[3]), nous donnent une idée nette de sa manière de traiter ses sources. On se figure aisément qu'il a employé aussi le même procédé pour d'autres nouvelles dont les originaux nous sont inconnus.

Quant à ces sources, M. Vossler en avait déjà relevé, comme j'ai dit plus haut, un assez grand nombre, et les notes de M. Langlois coïncident naturellement en partie avec les siennes.[4] Celui-ci, en omettant les références et ressemblan-

---

[1] Voy. Vossler, *loc. cit.* p. 26 et suiv.

[2] Vossler, *loc. cit* p. 24 et suivv.

[3] Voy. l'édition.

[4] Pour le chapitre VI, les deux savants semblent être d'opinion très différente. M. Vossler (*loc. cit.* p. 16) renvoie au fableau de la *Bourse pleine de sens* et dit que notre nouvelle présente »quelques différences, pourtant insignifiantes», en donnant la forme plus simple et resserrée. M. V. ne dit pourtant pas expressément que l'auteur des nouvelles du Vatican se serait servi du fableau comme modèle, mais on peut le comprendre dans ce sens. En tout cas, M. Langlois (éd. p. 42) dit: »rien n'autorise à croire que l'auteur . . . ait connu ce poème». Il est peu probable, bien entendu, que les fableaux aient été connus à cette époque dans leur forme originale, et il y a même, entre autres différences, une addition (les XX pièces d'or que le mari demande à sa femme). Mais, d'un autre côté, les ressemblances sont tellement grandes que la nouvelle du Vatican tire sans aucun doute son origine d'un remaniement du fableau. — On remarquera dans cette nouvelle (p. 40) un passage qui exprime peut-être les pensées intérieures de l'auteur: »comme font ces quoquars et musars qui tiennent et cuident que telles femmes paillardes les ayment pour ce que leurs amys les appellent et par devant leur font le beau beau, et en derriere le syzeau. Tels badins se deçoivent, car pour ce ne lez ayment mie telles femmes rusees, mais seulement leur argent; car ce serait fort que telles femmes lez amassent quant elles mesmes ne se ayment mie ne Dieu aussy. Et se elles se aymassent, leur honneur gardassent et leurs ames». Dans le fableau, il n'est parlé de Dieu nulle part. — Je note une coïncidence qui est probablement fortuite: dans la même connexion, le fableau et la nouvelle se servent de la même expression: la fille dit au mari: »ci n'avez que faire» (fabl.) et »qu'elle n'avait que faire de luy» (éd. p. 41). — En général, le style est dans cette nouvelle un peu plus précis et réaliste que d'ordinaire.

ces éloignées de M. V., ajoute aussi quelques indications nouvelles. Mais, s'il ressort clairement de ces recherches que l'indépendance et la faculté créatrice de l'auteur sont presque nulles, les sources immédiates de plusieurs de ses nouvelles nous restent néanmoins obscures. Malgré les ressemblances avec des variantes connues de contes très en vogue, les versions du ms. du Vatican offrent cependant des traits qui excluent l'imitation directe. Dans plusieurs de ces cas, M. Langlois suppose un poème perdu comme modèle, en s'appuyant sur le fait que le texte abonde en mots consonants, dans lesquels on peut voir des traces de rimes, et que l'on peut quelquefois même discerner des vers entiers. Cela est incontestable pour certains morceaux. Mais faut-il croire que partout où cette particularité se trouve nous ayons affaire à un poème perdu? Cela supposerait presque une floraison tardive de contes en vers, en partie différents des fableaux et pour une autre partie émanant d'eux: notre recueil indiquerait seul l'existence d'au moins une demi-douzaine de tels poèmes dont on ne sait rien. Les chapitres III et, surtout, IV sont très riches en mots rimés. [1] Mais, si l'on suppose, comme le fait M. Langlois, un original rimé pour le chap. II, où il y a très peu de traces de rimes *(damoiselles: pucelles, plaisir: desir, dist: mist)*, il faudra le faire aussi pour bon nombre d'autres. P. ex. pour le chap. V, concernant lequel l'éditeur admet cependant l'hypothèse que l'auteur a composé lui-même sa fable, en prenant les thèmes dans les ouvrages d'édification, où ils couraient. Or, selon sa thèse, le chapitre devrait supposer un modèle rimé, car il y a beaucoup d'élé-

---

[1] M. Langlois n'en a pas relevé pour le chap. III. En voici quelques-uns (abstraction faite des formes verbales analogues qui se suivent et qui peuvent dépendre d'autres causes): p. 10, *serviteur: seigneur, deceue: perdue, rien: bien;* p. 11, *femme: diffemme, luxure: ordure, Loys: apris, moy: foy, amy: mary: my;* p. 12, *serment: secretement: pareillement, Dieu: lieu, departy: merry, belle: jouvencelle, chiche: riche;* p. 13, *rire: dire;* etc. — On peut ajouter, dans le chap. IV, à ceux énumérés par M. Langlois: p. 19, *sage: aage, chiere: premiere;* p. 21, *soubsrire: dire;* p. 25, *Monseigneur: honneur, rien: bien;* p. 30, *exploitta: fait a.*

ments stylistiques du genre cité. Voyons un peu. P. 34, *faucon: heron*, *vist: enquist*, *respondy: Maubruny;* p. 35, *tenebreux: hideux*, *Malbruny: luy*, *dampnacion: contricion*, *prestre: maistre*, *mauvaiz: scez;* p. 36, *esvanouy: cecy*, *esmerveillé: pechié*, *Malbruny: failly*; p. 37, *paradiz: chetifz*, *malades: fades*, *magnificence: puissance*, *joieuseté: Oysiveté;* p. 38, *oy: esbahy*, *enfer: Lucifer*. La supposition s'appliquerait aussi naturellement au chap. VI (thème de fableau, voy. ci-dessus), qui montre un pour-cent à peu près égal de rimes.[1] Nous en trouvons encore dans le chap. VIII *(escuier: Ogier*, *elle: damoiselle*, *pucelle: belle*, *enquist: dist*, *sachant: desplaisant*, *gué: passé*, *la*: *advisa*, *salarié: parenté)*, et même dans une nouvelle pour laquelle il est difficile de supposer un original en vers, celle de la fumée du rôti et le son de l'or, chap. IX: *satisfait: plait*, *rire: dire*, *sachet: longuet*, *appointement: argent: demourant*, *respondy: oy*.[2] Il est vrai que dans les trois premiers de ces exemples le voisinage très proche des deux mots consonants *(seray je satisfait sans plait; prinrent a rire et a dire; apporte en un sachet assez longuet)* écarte l'hypothèse de vers rimés antérieurement; mais, d'un autre côté, ce phénomène vient justement corroborer une supposition à laquelle j'arrive maintenant. C'est que, si avec tout cela [3] nous prenons en considé-

[1] P. 40, *Symonnet: varlet*, *achetté: gré;* p. 41, *demanda: cela*, *gouvernement: especialment*, *dez; apparcevrez*, *face: grace*, *ame: femme*, *vestu: perdu: malostru*, *compaignie: degarnie*.

[2] *Fumee: humee* p. 53 sont trop éloignés l'un de l'autre pour être pris en considération.

[3] Comparez encore chap. X, p. 55, *confession*: *pardon*, *avoit: tendroit*, *poursuyvy: luy;* chap. XII, p. 61, *Yole: parole*, *moy: loy*, *tellement: content;* p. 62, *France: finance;* p. 63, *cruaulté: blasmé*, *deshonneur: createur*, *voy: roy;* chap. XIV, p. 71, *escuier*: *chassier;* p. 72, *amy: merry*, *commença: la*, *desir: plaisir;* p. 73, *Dieu: lieu*, *droitture: creature;* chap. XV (voy. l'édit. p. 79, n. 1, et ajoutez: *abstinence: patience*, *voué: chasteté)*; chap. XVI, p. 80, *Ipartratee: nee*, *Albine: voisine;* p. 81, *fait: effect*, *Romme: homme*, *Rommains: prouchains;* chap. XLV, *mort: fort*, *pouoir: decevoir* (2 fois). — J'admets que plusieurs de ces juxtapositions, ici comme dans les chapitres précédents, prises chacune à part ne donneraient guère lieu à des remarques, mais, se présentant en si grand nombre, elles ne peuvent pas être considérées comme le produit du pur hasard.

ration que l'auteur aime à ranger ensemble des formes verbales, adverbiales et d'autres qui riment entre elles [1], en leur donnant volontiers la place à la fin de la phrase et en provoquant ainsi par le rythme et l'accent qui tombe sur ces formes une impression de rimes [2]; que, à plusieurs endroits où il n'y a pas de véritables rimes, il essaie pourtant d'établir des assonances; que quelques-uns de ces accouplements reviennent plusieurs fois (comme *Dieu: lieu)*; et, si nous y ajoutons les exemples des constellations intimes de deux mots rimant ensemble, comme celles que je viens de citer à l'instant, on pourra, je crois, constater chez notre compilateur un certain goût pour cet élément musical dans le style — penchant esthétique assez puéril et le seul, du reste, dont on puisse l'accuser! — et une certaine préoccupation de le satisfaire quand l'occasion se présentait, sans que ce soit pourtant devenu un principe. Peut-être a-t-il conçu cette petite inclination en s'occupant de textes rimés; en tout cas, il n'est point nécessaire de voir partout où apparaissent chez lui des mots consonants liés ensemble par une chaîne plus ou moins cadencée d'autres mots, des traces d'un poème perdu qu'il aurait imité.

Quoi qu'il en soit, il n'y a presque pas de morceau dont on puisse dire qu'il soit original, et, quand on en trouve un, c'est une anecdote dans le style du chapitre XXVII, histoire absolument insignifiante de la conversion d'un pécheur. Rien qui porte le cachet de la réalité; l'espèce de sens réel qui semble percer dans la méthode de donner des noms ordinaires à tous les personnages, ne va pas jusqu'à peindre les mœurs et les événements de l'entourage. M. Langlois pense que la dixième nouvelle, »d'ung larron et murdrer nommé Thibault

---

[1] P. ex. les imparfaits au commencement du chap. V, et à la fin du chap. XLV cette tirade »que sachons penser *saintement,* parler *sagement* et ouvrer *proufitablement, especialement* a nostre *sauvement* et des aultres.» Dans le même dernier chapitre, cette phrase encore appartient ici: »car tout *ainsy* comme *cely* qui a longuement *assailly.*»

[2] La prose narrative de ces temps n'est pas étrangère à une rhétorique pareille; mais ici l'auteur s'en sert trop abondamment pour que l'intention ne perce pas.

le Roux», serait peut-être une histoire vraie [1]. C'est le thème bien connu du danger de s'associer comme compagnon de voyage un individu étranger; il est illustré ici, comme d'habitude, par l'assassinat de l'autre compagnon, mais il est contaminé avec un stratagème inventé par le meurtrier pour dissimuler son crime. Ce stratagème cependant me paraît un peu trop ingénieux et trop compliqué pour qu'il soit copié directement sur la réalité.

M. Vossler avait vu dans l'auteur »probablement» un prêtre [2]. M. Langlois cite une expression qui tendrait à confirmer cette supposition, mais il ne se prononce pas très nettement. Je ne crois guère qu'on puisse douter de l'état de l'auteur; s'il n'avait pas pris la soutane, du moins était-il un homme sérieux et adonné aux choses spirituelles. Les sujets religieux forment une partie considérable, plus que la moitié, de son ouvrage, et dans les contes profanes il y a souvent des expressions et des réflexions pieuses [3]; il évite, comme l'a remarqué M. Langlois, tout terme grossier, même quand ses sujets et ses originaux étaient de nature à en faire excuser l'emploi. A la fin du recueil, il y a deux sermons; et je me demande si le trait signalé plus haut dans son style, la recherche d'une certaine harmonie, n'indiquerait pas aussi, en effet, un prédicateur qui pense à faire sonner ses tirades. — Je ne veux pas dire par là qu'on doive voir dans son recueil un traité pédagogique et édifiant. Mais, s'il a voulu faire métier de conteur, il a pourtant assez mal compris sa tâche.

Inutile d'ajouter que M. Langlois a apporté le plus grand soin à sa publication. Ses notes, ajoutées à la fin de chaque morceau, sont précises et serrées, mais suffisantes. Un ample vocabulaire fournit une contribution bienvenue à la connaissance de la prose du XV[e] siècle. En somme, le volume est loin d'être dépourvu d'intérêt, quoique ce soient surtout les

[1] M. Vossler avait aussi supposé qu'il pourrait y avoir »un grain de vérité» dans l'historie (*loc. cit.* p. 19).

[2] *Loc. cit.* p. 25.

[3] Voy p. ex. le chap. III, p. 10: »Pleust a Dieu que chacun» etc.

côtés négatifs, pour ainsi dire, du recueil qui en donnent le plus. Il n'ajoute rien à nos notions sur le développement de la nouvelle française, mais il sert à mettre en relief les mérites de ceux qui vraiment ont créé le style narratif pendant ce siècle; et, en puisant tant de fois dans des versions de contes qui nous sont inconnues, il apporte aussi par ses variantes quelques additions à l'histoire folkloristique de ces sujets.

L'extérieur du volume est charmant, l'impression excellente et le prix modeste.

W. Söderhjelm.

Moy. haut-all. sambelieren < anc. fr. cembeler

Dans le poème de Gottfried de Strasbourg, l'éducation chevaleresque de Tristan est racontée entre autres dans les vers suivants[1]:

2101 über diz allez lernet er
mit dem schilte und mit dem sper
behendeclîche rîten,
daz ors ze beiden sîten
2105 bescheidenliche rüeren,
von sprunge ez freche füeren.
turnieren und leisieren,
mit schenkeln sambelieren[2]
rechte und nâch ritterlichem site
2110 hie bankete er sich ofte mite

— ce qui veut dire, pour parler avec M. Bédier[3], qu'«il apprit encore à chevaucher en portant l'écu et la lance, à

[1] Gottfried von Strassburg, *Tristan*, herausgegeben von Karl Marold. Erster Teil: Text. Leipzig, 1906. Le tome I seul a paru jusqu'à présent.

[2] Variantes: *samlieren, sammelieren, samiliren.*

[3] *Le Roman de Tristan,* par Thomas, poème du XII:e siècle, publié par Joseph Bédier. Tome I: Texte, p. 29. Paris, 1902 (Publication de la Société des anciens textes).

éperonner adroitement les deux flancs du destrier, à le faire sauter hardiment, volter, galoper, le frein abandonné, *à le presser des genoux*».

Ce doit être le seul exemple du verbe *sambelieren* en moyen haut-allemand. Wilhelm Hertz écrivait à ce propos: »'mit Schenkeln schambelieren' ist ein Pleonasmus: denn 'schambelieren', ein, wie es scheint, von Gottfried selbst aus *jambe* gebildetes Wort, hiesse schon an sich 'dem Rosse die Schenkel geben'».[1] Le rapprochement avec 'jambe' avait déjà été fait bien plus tôt[2], et je ne veux nullement en contester la justesse. Je voudrais seulement émettre une hypothèse qui n'a pas encore été faite, que je sache. Je me demande si le poète allemand ne s'est pas souvenu du verbe français *cembeler*, dont il ignorait peut-être le sens exact et qu'il rapportait, à tort, au mot 'jambe'. *Cembeler*, *chenbeler*, etc. 'joûter, combattre' n'est pas extrêmement fréquent en ancien français[3], tandis que son radical le substantif *cembel*[4], 'défi porté par une troupe en armes, et les joûtes ou les combats qui s'en suivent', est très abondamment attesté.

---

[1] *Tristan und Isolde* von Gottfried von Strassburg. Neu bearbeitet von W. Hertz. Dritte Auflage, 1901, p. 501.

[2] Voy. Benecke, Müller et Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, II, Leipzig, 1863 (*s. v.* SAMBELIERE).

[3] Voy. le *Dictionnaire* de Godefroy, *s. v.* CEMBELER et CEMBILLER.

[4] Pour l'étymologie, voy. Körting, *Lat.-rom. Wörterb.*[3], n[0] 2731, et Diez, *Etym. Wörterb.*, p. 346.

A. Långfors.

Besprechungen.

Œuvres complètes de André Chénier. Publiées d'après les manuscrits par **Paul Dimoff.** I. Bucoliques. Paris, Delagrave, s. d. (1907). 1 vol. in-12, XXXIV + 322 pp. 3 fr. 50.

Le sort, comme on le sait, s'est acharné sur la personne et l'œuvre de Chénier. Le tribunal révolutionnaire a tranché dans sa maturité un talent poétique plein de promesses. Des manuscrits laissés par le poète une partie s'est perdue, semble-t-il, irrémédiablement; car, si tout est possible, il faut une forte dose de confiance pour croire que les papiers disparus de la Vallée aux Loups se retrouveront jamais, et même qu'ils existent encore. L'autre, la liasse gardée avec un soin jaloux par un neveu qui ne sut même pas en donner une édition convenable, fut soustraite à celui qu'A. France appelle le prince des éditeurs, Becq de Fouquières. La mort enleva ce dernier avant qu'il eût pu faire une troisième édition critique, que lui seul pouvait nous donner à cette époque. Heredia, qui avait formé le plan de reprendre ce travail, ne put aller lui aussi au delà du premier volume. Il y avait de quoi décourager même des esprits peu portés à la superstition. Félicitons-nous donc doublement qu'un nouvel éditeur se soit rencontré, à qui sa jeunesse doit donner l'espoir de vaincre le charme, et de terminer enfin le monument attendu: une édition diplomatique complète avec un commentaire approfondi.

A en juger par le premier volume, M. Dimoff paraît bien qualifié pour cette besogne, une des plus difficiles que présente la philologie française moderne. Le problème est du même genre que celui des *Pensées*: dans le désordre des manuscrits, est-il possible d'établir un classement des morceaux? et ce classement a-t-il même existé définitif dans l'esprit de l'auteur? Questions obscures dans les deux cas, et qui appellent une même réponse: si un tel classement a existé dans l'esprit de l'auteur, nous n'en pouvons retrouver que des traces insuffisantes. Il faut se résigner à ranger les fragments, abstraction faite de quelques grandes catégories qui s'imposent, dans l'ordre le plus commode pour la lecture.

Une autre difficulté consiste dans la disparition d'un groupe de manuscrits, malheureusement les plus intéressants: ceux des poèmes publiés par H. de Latouche en 1819, qui sont les plus longs et les plus achevés. C'est là surtout, ainsi que dans le procès devant le tribunal révolutionnaire, qu'on saisit la fatalité qui s'est attachée à Chénier. Deux jours auraient sauvé la vie du poète; deux ans auraient sauvé ses manuscrits. On ne saurait trop déplorer que Becq, quand il rédigeait en 1868 et 1869 sa 2:e édition, n'ait pas eu

l'idée de faire les recherches qu'il entreprit en 1874. Il eût alors sans doute appris avec la même facilité que plus tard que ces manuscrits étaient conservés par Mlle de Flaugergues, et à cette date, avant la guerre de 1870, il aurait pu en avoir communication, en prendre copie, peut-être même en obtenir le dépôt; de toute façon, le pillage de la maison de la Vallée aux Loups n'aurait pas eu les conséquences désastreuses que l'on sait [1]. — Avec quelque goût et quelque discrétion que Latouche ait procédé, il est en effet à craindre qu'il n'ait changé le texte en certains endroits. Parfois nous avons, parmi les manuscrits restés en possession de la famille, des copies de pièces dont Latouche a conservé le manuscrit; et ces copies offrent quelque possibilité de contrôle; mais souvent cette ressource manque. Or il suffit de comparer p. ex. *Le Mendiant* dans l'édition de 1819 et dans l'édition donnée par Fayolle pour voir que nécessairement l'un des deux éditeurs, et peut-être les deux, ont modifié le texte original. Il faut donc faire, en pareil cas, un choix arbitraire, à moins qu'il ne soit possible un jour d'appliquer ici le criterium métrique qui, entre les mains de Sievers et de ses élèves, a déjà donné de bons résultats pour la critique des textes allemands.

Les manuscrits présentent du reste des difficultés d'un autre genre, que le nouvel éditeur a bien exposées; elles consistent surtout dans la réunion sur un même papier de notes, ébauches, plans ressortissant sûrement à des groupes ou œuvres différentes. L'ordre adopté est donc nécessairement arbitraire. Les éditeurs précédents plaçaient en tête les pièces achevées (*L'Aveugle, Oaristys,* etc.) ou les plus longues, rejetant vers la fin les fragments et les esquisses. M. Dimoff répartit les pièces d'après leur contenu en sections: *Invocations poétiques; Les Dieux; Les Héros et les Fables,* etc, avec les subdivisions nécessaires. C'est un principe également admissible, et auquel on s'habitue assez vite. Dans ces subdivisions, les morceaux sont en général placés par ordre de dimensions décroissantes.

Les principes suivis par M. D. dans l'établissement du texte me paraissent sages [2]; en particulier ce qu'il dit de la ponctuation est très plausible. Il met en lumière l'intérêt qui s'attache à la ponctuation de Chénier comme indice du groupement rythmique du vers. Cette ponctuation fournira un point d'appui sérieux dans

[1] J'ai constaté avec plaisir que, dans son Introduction, M. Dimoff, parlant de ce pillage, n'accuse pas directement, comme tant d'autres, les Allemands d'un acte dont les auteurs sont inconnus.

[2] L'éditeur accentue les citations grecques des mss de Chénier. Celui-ci n'accentuait pourtant pas le grec; il me paraît discutable d'ajouter les accents.

l'étude qu'il faudra faire un jour sur le rythme du vers d'André Chénier, lequel paraît différent du vers classique sans être déjà le vers romantique.

La collation des mss a été faite avec beaucoup de soin par l'éditeur: et, en tout état de cause, cette édition aura le mérite de nous donner le texte et toutes les variantes, le vrai Chénier, dont l'édition G. de Chénier ne nous fournissait encore qu'une image incomplète. En particulier la ponctuation y était fantaisiste et changeait souvent le sens des vers. — J'ai confronté l'édition nouvelle avec les collations de quelques pièces de Chénier que j'avais prises moi-même en 1901 à Paris; et, m'appuyant sur les résultats de cette comparaison, je présenterai ici quelques remarques.

1:o Dans l'indication des variantes corrigées (leçon primitive ou corrections modifiées ensuite), le système adopté par l'éditeur n'est pas satisfaisant. Il indique p. ex. dans le fragment p. 154 (sect. L'Amour et les Amants, XII, n[0] 4), au vers 4

Des bêlements lointains partout m'ont appelée

une variante en note: «1:ère lecon non biffée: *des bêlements confus.*» — En réalité le mss donne seulement *lointains* au-dessus de *confus;* les mots *des bêlements* ne sont pas écrits deux fois, comme on pourrait le croire d'après la note. Il eût donc fallu, ou mettre simplement en note *confus,* ou au moins placer *des bêlements* entre crochets. De même dans tous les cas analogues.

2:o Pour l'orthographe, l'éditeur a poussé un peu loin peut-être le principe de modernisation. Il me paraît exagéré p. ex. de rejeter le pluriel *-ns* des noms et participes en *-nt.* L'orthographe des noms propres est aussi parfois contestable. P. 156, v. 27, M. D. orthographie *Phébus;* le mss porte *phoebus;* il serait plus conforme même à nos habitudes modernes de garder *oe.* — En tout cas, il me semble nécessaire, dans le commentaire qu'annonce la préface générale, de traiter spécialement cette question et d'indiquer les principes orthographiques de Chénier, autant qu'on puisse les dégager de ses mss. Cette orthographe, incontestablement négligée, se montrera peut-être moins capricieuse qu'il ne semblerait au premier abord. C'est du moins l'impression que me donnent mes collations.

3:o Il eût été bon, dans une édition d'un caractère aussi nettement diplomatique, d'indiquer les caractéristiques des mss. Cela aurait pu se faire à la fin de l'introduction spéciale au volume; on aurait ainsi le signalement des mss.

4:o Enfin, il n'aurait pas été inutile d'avoir à la fin du vo-

lume une table de concordance de l'édition nouvelle avec celle de G. de Chénier. C'est d'autant plus nécessaire que la disposition des fragments est toute différente, et que d'autre part l'arrangement actuel des mss, qui provient de G. de Chénier, rappelle à certains égards l'ordre de son édition. J'ai dû perdre un certain temps à chercher dans la nouvelle édition, en vue de la collation, les fragments dont j'avais pris la référence d'après l'édition G. de C. En répondant à ce desideratum pour les volumes suivants, l'éditeur rendrait service à ceux qui veulent étudier le poète.

Je relèverai ici les points où, d'après mes collations, il y aurait une inexactitude dans les indications de l'éditeur. Je suis l'ordre des mss, non de l'édition.

Sect. L'Amour et les Amants, XII, n° 6, p. 156. — V. 28: pas de point d'interrogation dans le mss. — V. 31: la 1:ère leçon surchargée n'a pas de point d'excl. après *ah*. — — Sect. La Mort et les Tombeaux, VI, n° 2, 1. 43—44, p. 278. L'édit. donne:

La pierre de ma tombe à la race future
Dira qu'un seul hymen délia ma ceinture.

sans autre indication que l'absence de point final dans le mss. En réalité le mss, si j'ai copié exactement, porte biffés: *la pierre de ma tombe à l*, puis récrit au-dessus de *à l: tombe* et à la suite de *à l: à la race future*. De même *dira . . . . ma* est biffé; *dir* est récrit et biffé dans l'interligne au-dessus de *dira*. — — Sect. Détails et choses de la vie rustique, VIII, 10, p. 239. Ma collation diffère de l'édit. sur les points suivants: *de* en surcharge, en dessous *dan*. — *de solertia* biffé. — V. 3. L'édit. donne en note: «les mots *le dauphin* surchargés d'une correction illisible». J'ai lu au contraire: *le dauphin* écrit en surcharge; en dessous *plus d'un l.* Il me semble évident que *le dauphin* est la leçon définitive, et non pas la leçon surchargée. — V. 5. L'addition des virgules me semble discutable. Elles ne figurent pas dans le mss. Sans doute, elles paraissent naturelles, vu la longueur de l'incise. Mais elles changent la mélodie du vers, et la faussent. Les signes de ponctuation ont gardé en français, plus que dans toute autre langue, leur valeur primitive de signes musicaux, et on peut poser en principe que partout où un auteur en place, il a en vue un mouvement mélodique ou rythmique déterminé; et inversement que, dans une constitution de texte, il faut ne placer que des signes qui ne troublent pas la mélodie résultant du contexte. Dans le cas présent, le texte de l'éditeur:

Où, sous des doigts légers, une flûte aux doux sons

impose, par la double virgule équivalant à une parenthèse, une chute mélodique de l'incise, prononcée sur un ton sensiblement plus bas; cette chute réagit sur tout le vers, et spécialement sur les mots environnants, qu'elle fait baisser pour les plier à la courbe générale. — Le vers ainsi constitué est, dans sa tonalité, trop bas pour un vers de Chénier, comme le montre la comparaison avec ceux qui l'entourent. Au contraire, l'absence de ponctuation, c. à d. la leçon du mss, empêche cette chute générale et maintient le vers à la tonalité du morceau entier. — — Sect. Enfants, jeunes garçons et jeunes filles, III, p. 96. — L. 3: *sous* un joli (édit. *dans*). — V. 3: *ses:* le 1:er *s* en surcharge de *d*. — — Sect Les Dieux, X, 5, pp. 32—33. — V. 5, note: *légers* n'est pas biffé dans le mss. — V. 8: la note est mal rédigée. Le point et virgule à la fin du vers est resté évidemment de la 1:ère leçon, qui, selon ma collation, serait *elle s'enfuit* et non *elle le fuit.* — V. 9: *de loin : de* en surcharge, au-dessous *et,* qui se rattache à la leçon biffée du v. 8. La correction a donc dû être immédiate. — V. 15: *cette* en surcharge, au-dessous *son.* — — Sect. L'Amour et les Amants, XI, p. 153, 3. — V. 5: *respirant : ant* en surcharge, au-dessous *er.* Ceci semblerait indiquer, si ma lecture n'est pas fautive, que Chénier avait d'abord écrit seulement les deux derniers hémistiches de 4—5

— — — — *retenant mon haleine*
— — — — *ne respirer qu'à peine*

et qu'en remplissant les vers il a été amené à changer l'inf. en part. prés. — V. 9. La correction *belles* biffée dans l'interligne est liée à la modification du vers 6 Le morceau était primitivement destiné à un garçon, puis est passé dans la bouche d'une femme. — — Ibid., p. 152, 2. — V. 3: l'édition G. de C. donne à la fin du vers deux points, leçon que ma collation semble confirmer, au lieu du point de l'éditeur. — V. 11: *semble encore ignorer: semble en* écrits en surcharge de *doit ign.* — V. 15: *moi* en surcharge de *toi,* lapsus évident. — — Sect. Les Chanteurs, I (L'Aveugle). Nous ne possédons plus le mss sur lequel de Latouche avait fait son édition; mais il reste un mss fragmentaire de l'épisode du combat des Centaures et des Lapithes, qui montre un texte identique sauf les deux premiers vers, et sur lequel on peut s'appuyer. L'édit. a repris en quelques endroits la ponctuation de ce mss contre celle de l'édit. de 1819; à mon avis il l'a fait trop rarement. Nous savons, par l'étude des mss restés, que la ponctuation de C. est très spéciale; et il est évident que Latouche l'a profondément modifiée, et aura traité arbitrairement sur ce point

les données des mss. En cas de conflit entre la ponctuation de Latouche et celle d'un fragment de mss, même si ce fragment, comme cela paraît être le cas ici, n'est pas une pure et simple copie partielle du mss perdu, je crois que c'est le mss qui doit l'emporter en autorité. Donc je n'hésiterais pas à rejeter au vers 221 le point et virgule après *attends,* qui abaisse trop le ton du premier hémistiche, et à adopter soit la virgule du mss, soit un signe de même valeur musicale tel que les deux points. — Les quatre signes de ponctuation du vers suivant

Traître! Mais, avant lui, sur le Centaure impie,

dont aucun n'est dans le mss, sont aussi trop nombreux et donnent au vers une allure *staccato* et une tonalité assez basse qui ne conviennent pas au vers de Chénier. La virgule finale doit disparaître et peut-être aussi celle après *Mais.* — V. 241 sqq, note: l'indication que l'édit. reproduit la ponctuation du mss n'est pas littéralement exacte. Si je ne me suis pas trompé, le mss donne à la fin de 241 et de 245 un point; il n'y a pas de virgule après *Egée* au v. 247 et après *aperçoit* au v. 248. — Plus loin (v. 249), et pour des raisons du même genre que ci-dessus, je préfère la ponctuation du mss, c. à d. l'absence de virgules au second hémistiche. — — Sect. Les Esclaves, I (La Liberté). — Dans l'indication de Chénier *idylle, III, 3,* le III est biffé. — V. 28, note: »*La chouette et l* écrit en surcharge de mots illisibles», dit l'édit.: J'ai lu en dessous *le noir hibou.* — V. 48: *notre* en surcharge de *ton.* — V. 53: *aussi* en surcharge; au-dessous je lis *ami* (?), qui semble une faute de lecture corrigée sur-le-champ. — V. 79: si ma collation est exacte, il y a à la fin du vers une virgule. — V. 96: à la fin du vers, un point, ponctuation que l'on peut conserver. — V. 103: *favorables* en surcharge de *secourables.* — V. 118: à la fin ma collation donne deux points. — V. 127: je ne vois pas bien pourquoi l'édit. supprime après *o* la virgule donnée par le mss, et qui concorde avec le point d'exclamation indiqué par l'édit. à la fin du vers suivant. — V. 137: le mss, de même que dans des cas analogues, donne, comme l'édit. le dit du reste, les mots *et moi je* sans virgule après *moi.* La régularité de cette ponctuation, qui exclut toute idée de hasard, me semble constituer une indication nette d'un débit *legato* sans chute mélodique à la fin de *moi;* pour le berger l'allure est plus rapide, et la voix a le timbre spécial caractéristique de ce style «dur et sauvage» qui, d'après le canevas en prose, est celui de l'esclave. Il fallait donc conserver la ponctuation du mss. Aux vers 45 et 86 il en sera de même, avec un débit *legato* plus lent et un timbre de

voix correspondant au style «doux et fleuri» du chevrier. — V. 140: le second hémistiche est récrit en surcharge; au-dessous le second hémistiche du vers suivant. Cette erreur de copie, avec celle du v. 53, montre bien, je crois, que ce mss est une sorte de mise au net, comme le dit G. de C. L'édit. aurait donc pu être plus affirmatif dans la note du début relative au mss. — V. 145: *chèvre* est à la fois écrit en surcharge et dans l'interligne. Au-dessous de la surcharge je lis *breb* (?), ce qui serait encore une faute d'inadvertance dans la mise au net[1]. — V. 146: ma collation donne un point à la fin du vers. — V. 152: *ces : c* en surcharge de *t*. — V. 158: le 8 du chiffre 158 est en surcharge d'un 6. — — Sect. Détails et choses de la vie rustique, VIII, 2, p. 236. C'est le morceau connu: *Fille du vieux pasteur.* Le mss, ce qui n'est pas toujours le cas, est sûrement le mss original, plein de corrections qui permettent de se rendre compte de la manière dont Chénier travaillait. Il m'a paru, lorsque j'ai eu le mss entre les mains, que l'indication grecque *βουκ αιπ* et une partie des corrections étaient d'une écriture plus grosse et d'une date ultérieure La différence peut pourtant tenir à des reprises de plume, comme c'est sûrement le cas pour la 2:e partie du vers 6 à partir de — — *eras*. Sous cette réserve, et en désignant par B les corrections ou additions ultérieures, il faudrait, selon moi, attribuer à la correction B:

v. 1 *le soir ta* (interligne, rayés)
v. 2 *trente vases d'argile*
v. 3 *crains la génisse pourpre, au farouche regard*
v. 3 *et blanc* (interligne, rayés)
v. 4 *toujours seule et qui pait à l'écart*
v. 8 *et lent ne demeure plié.*

Comme on le voit, il ne reste à glaner après l'éditeur que des vétilles dans les mss; et j'ajoute que, ne pouvant contrôler les mss, je ne voudrais pas affirmer que j'aie partout raison. — Je termine en souhaitant à cette édition le succès qu'elle mérite, et en exprimant le vœu que les volumes suivants ne se fassent pas trop attendre. En particulier le dernier, contenant les œuvres en prose, remplira une lacune jusqu'ici impossible à combler.

J. Poirot.

[1] Chénier aura pu par distraction penser à *brebis mère* qui figure dans sa traduction de la 98:e épigr. de Léonidas de Tarente, éd. Dimoff, p. 268.

Hugo Wendel, *Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische.* Diss. Tübingen. Halle a. d. S., 1906. 122 S. 8:o.

Der Verf. vorliegender Dissertation hat seinen Gegenstand in klarer, übersichtlicher Weise behandelt, und die Endresultate, zu welchen er gekommen ist, dürfen wohl im Grossen und Ganzen als endgültig betrachtet werden. Ich gebe sie hier nach des Verf:s eigener Zusammenstellung (S. 119 fg.):

A) Die nebentonigen Nachtonvokale:

1. fallen, ausser *a* (macula > *malha*, tepida > *tebeza)*:

a) wenn der unbetonte Nachtonvokal in vorprov. Zeit ausfällt (laridum > *lardo > *lart)*,

b) wenn der unbetonte Nachtonvokal lautlicher Verhältnisse halber (siehe C 2 a—e) nicht ausfallen konnte (tepidum > *tebe,* juvenem > *jove*, vincere > *venser,* angelum > *angel,* episcopum > *ebesque)*;

2. bleiben erhalten:

a) wenn in prov. Zeit erst synkopiert wurde (hospitem > *osde*),

b) bei den unter 1. erwähnten Fällen, wenn lautlicher Verhältnisse halber (s. B 2 a—b) ein Schwinden des Vokals unmöglich war (populum > *poble,* sufferunt > *sofron,* miserunt > *meseron)*.

B) Die schwachtonigen Nachtonvokale:

1. fallen ausser *a* (surdum > *sort,* scala > *escala)*;

2. bleiben erhalten:

a) nach Kons. + Liquida (patrem > *paire)* oder Kons. + Nasal (spasmum > *espasme)*, falls diese Verbindungen zur Zeit des Abfalls der schwachtonigen Nachtonvokale noch nicht vereinfacht waren (patrem > *pair* [dial.], somnum > *son)*; nach Liquida + Nasal steht nie Stützvokal (ulmum > *olm)*;

b) vor *nt* (respondent > *respondent)*;

c) vor *r* nach mediopalataler oder dentaler Spirans (sordidior > *sordeger,* grossior > *grueysser)* (vgl. hiezu C 2 c);

d) wenn der schwachtonige Nachtonvokal mit dem Tonvokal eine diphthongische Verbindung eingeht (fui > *fui,* deum > *deu)*.

C) Die unbetonten Nachtonvokale:

1. fallen (laridum > *lart,* hospitem > *osde,* sabbatum > *sabde)*;

2. bleiben erhalten:

a) vor spirantisch gewordenem *d* (tepidum > *tebe,* tepidam > *tebeza);*

b) vor *n* (juvenem > *jove);*

c) vor *r* nach mediopalataler oder dentaler Spirans (vincere > *venser,* texere > *teisser),* bisweilen auch nach Kons. + lab. Spirans (pulvera > *polvera,* solvere > *solver* oder *solvre);*

d) vor *l* nach mediopalataler Spirans (angelum > *angel,* fragilem > *fragel);*

e) sonst um unliebsame Konsonantenhäufungen zu vermeiden (lacrima > *lagrema).*

Gegen obige Darstellung hätte ich nur in Betreff folgender Punkte Einwände zu machen:

B 2 a. Formen wie *pair* (< patrem), *frair* (< fratrem), *mair* (< matrem), *Peir* (< Petrum), *derer* (< deretro) würde ich lieber als in vortoniger Stellung entstandene Schnellsprechformen ansehen, als sie mit dem Verf. (S. 96) einem hypothetischen Dialekte zuschreiben, in welchem *tr* zu *ir (r)* in so früher Zeit übergegangen wäre, dass der Endvokal nachher noch hätte schwinden können. Dasselbe gilt *prever* (< *prebyterum, S. 30). Was *arbir* (< arbitrium) betrifft (S. 82), ist es m. E. ganz entschieden eine Analogiebildung nach anderen Substantiven auf *-ir* (*consir, dezir,* u. s. w), wenn es nicht einfach eine postverbale Bildung ist.

C 2 d. Wenngleich ich nicht bezweifle, dass auch vor *l* nach mediopalataler Spirans der Pänultimavokal hat bleiben müssen, finde ich indessen, dass die Formen *angel* und *fragel* nichts beweisen, da sie entschieden gelehrt sind. Man vergleiche nur afrz. *angele* und *fraile* (statt des zu erwartenden **frail).*

Was man in methodischer Hinsicht gegen die Arbeit Wendels einzuwenden hat, scheint mir hauptsächlich darin zu bestehen, dass der Verf. fortwährend verschiedene provenzalische Entwicklungsformen desselben lateinischen Wortes anführt, ohne einen ernstlichen Versuch zu machen, dieselben auch dialektal und zeitlich abzugrenzen. Als typisches Beispiel sei angeführt: insula > *iscla* oder > *ilha, illa, ila* einerseits und > *irla* oder *ila* andererseits (S. 18). Es würde natürlich gelten nachzuforschen, in welchen Gegenden aus **isla* durch Entstehung eines Übergangslautes *iscla* geworden ist, und in welchen **isla, *izla* (ein **icla* ist überhaupt undenkbar) einerseits **iyla, ilha,* andererseits *irla* und, mit gänzlichem Schwund der Spirans, *ila* gegeben hat. Ich verweise hier nur auf die von Mistral in seinem »Tresor« (s. v. *Ilo*) angeführten neuprovenzalischen Formen: lim. *ilo, ilho,* gask. *illo,* lang. *inlo,* rhcd. *islo, isclo,* sowie auf den Ar-

tikel Hornings in der Zeitschr. f. rom. Phil. XXIII, S. 413 fg., über den »Wandel von *s* vor Konsonant zu *y* in Frankreich.«

Ein anderer schwacher Punkt in der Darstellung des Verfassers ist, dass er sich allzu gewagt mit allerlei vulgärlateinischen Etymologien herumtummelt. Ich führe an: *Rhodarum (pr. *Rozer,* S. 29), *scandarum (pr. *escandre, esclandre,* S. 29), *ordirem (pr *ordre,* S. 30), *tertirum (pr. *tertre,* S. 31), *asirum (pr. *azer,* S. 32), *fraxirum (pr. *fraisser,* S. 34), *culcirum (pr. *colser,* S. 38), *culciram (pr. *cossera,* S. 38), *tymbarum (pr. *timbre,* S. 48), *sirapem (pr. *serbe,* S. 53), diem *domiricum (pr. *dimerc, dimergue,* S. 69), *moracum (pr. *morgue,* S. 69), *maricum (pr. *margue,* S. 69), *moracam (pr. *morga,* S. 69), *mandŭcat (pr. *manja,* S. 72), *prendeo (pr. *prenh,* S. 86). Der Verf. hat alle diese Formen, allerdings mit einer gewissen Reservation (s. das unter den »Vorbemerkungen« über *templa* < *tempola gesagte), rekonstruiert, um eine normale provenzalische Lautentwicklung geben zu können. Es ist aber m. E. ganz und gar unwahrscheinlich, dass Formen wie *domiricum und *moracum je existiert haben. In den angeführten prov. Formen sehe ich daher provenzalische Umbildungen: in *Rozer, azer, fraisser, colser* (nebst der Ableitung *colsera)* kann *r* (statt *n*) analogisch sein, ebenso gut wie das angefügte *r* in *elzer* (< ilicem, S 68), *sauzer* (< salicem, S. 68), *ronser* (< rumicem, S. 70); in *escandre, ordre, timbre* einerseits, in *serbe, dimergue, morgue, margue* andererseits ist das lat. *n (l)* beim Zusammentreffen mit dem vorhergehenden oder nachfolgenden tönenden Explosivlaut zu *r* geworden wahrscheinlich infolge dialektaler (languedoc'ischer?) Aussprache jener übrigens wohl teilweise halbgelehrten Wörter (vgl. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 530); *tertre* geht wahrscheinlich auf *termitem (mit epenth. *r)* zurück (vgl. Rom. XXV, 94 fg.); *manja* ist Neubildung mit dem Stamm der endungsbetonten Formen (*manjar* etc.; vgl. die regelmässige Form *manduia* Bartsch, Chrest.[6] 10, 10); und was schliesslich *prenh* betrifft, so kann es mit ziemlicher Sicherheit als Analogiebildung nach *tenh* betrachtet werden (wegen der begrifflichen Verwandtschaft und der gegenseitigen Beeinflussung von prendere und tenere vgl. Risop, Begriffsverwandtschaft und Sprachentwickelung, S. 13 fg.).

Im Übrigen hätte ich einige Einzelbemerkungen zu machen: S. 6, Z. 5: domnum ist ja mehrfach belegt worden (vgl. auch Verf, S. 45). — S. 11, Z. 8: An die ehemalige Existenz einer Form *sen̆r* (ebenso wie der Formen *enseml* S. 110, *-adr* S. 110, *-idr* S. 111, *-edr* S. 111, u. s. w.) fällt es mir aus phonetischen Gründen schwer zu glauben; ohne eine eigentliche Metathese anzunehmen,

betrachte ich das Auftreten des Stützvokals als eine unmittelbare Folge des Verstummens des lat. Nachtonvokales. — S. 14, Z. 21: Es ist keineswegs ausgemacht, dass frz. *fable* und *faible* gelehrte Wörter sind (vgl. Nyrop, Gramm. I, § 376, 1:o). Der Hinweis auf Berger, Die Lehnwörter etc, S. 100 fg., sollte nur *diable* gelten. — S. 15, Z. 13 v. u.: Als Etymon des prov. *templa* ist wohl *temp(u)la (statt tempora) anzusetzen (s. Misc. ling. in onore die Gr. Ascoli, S. 92). — S. 17, Z. 4 v. u.: *Artalem statt *Arlatem als Etymon von *Arle* erweckt Bedenken; die Metathese, die wahrscheinlich stattgefunden hat, gehört vielmehr der frühprovenzalischen Entwicklung: **Arlede* > **Ardele* > *Ardle* > *Arlle* (so Thomas, Ess., S. 124). — S. 18, Z. 10 v. u.: Der Verf. betrachtet *teula* (< tegula) und *leula* (< ligula) als »mehr oder weniger gelehrt entwickelt». Ich möchte lieber (vgl. Berger, a. a. O., S. 245, Fussnote) die Wörter als volkstümlich ansehen: die besondere Entwicklung erkläre sich aus der durch den Einfluss des Schriftlateins im Vulgärlatein beibehaltenen proparoxytonischen Aussprache der Wörter. — S. 24, Z. 19: Die Form *redebre* (< redimere) muss analogisch sein (Einfluss von *erebre* < eripere?). — S. 27, Z. 10 v. u.: Suffero hat keine semantische Berührungspunkte mit offero; dass geschl. vlat. *o* ist, wie öfters, aus nicht völlig aufgehellten Ursachen vor labialem Konsonante offen geworden (vgl. *ploure* unten auf derselben Seite). — S. 28, Fussn. 1: Ich kann nicht an die Entwicklung **creér* > *crer, *veér* > *ver, *comeér* > *comer* glauben. Wie wären das intervok. *d* und das vorton. *e* so früh verschwunden? Vielleicht sind *crer, ver* und *comer* aus *creire, veire, comeire* unter Einfluss der *-er*-Verba entstandene Kurzformen. — S. 30, Z. 18 und Fussn. 2: *Preire* (mit off. *e*) wird als Subjektsform gebraucht (s. Flamenca, her. v. P. Meyer [1901], V. 2470, 2474, 2503, 2634, 3297, 3599, 5515 *[: Peire]),* und kommt daher vom Nom. *prĕbiter. — S. 31, Z. 19: Der Verf. spricht von »regelmässigen» Adverbialformen auf *-mens* neben denen auf *-ment.* Die Endung *-ment* ist indessen die einzig regelmässige (<-mente). *Domens* neben *domentre* erklärt sich am besten durch analogische Einwirkung von Seiten der Parallelformen *dins* (< de-intus) und *dintre* (< de-inter). — S. 32, Z 7 v. u.: Es kann wohl als sicher angenommen werden, dass das *r* der Perfekta wie *remaron* dem analogischen Einfluss der zahlreichen Perfektformen auf *-eron, -iron,* u. s. w. sein Dasein schuldet. — S. 34, Z. 19 (vgl. S. 101, Z. 18): *Plais* geht wohl auf eine vlat. Form *plaxit zurück. — S. 36, Fussn. 2: *Far* kann eine direkte Fortsetzung des vlat. fare sein (vgl. G. Rydberg, Le développement de *facere,* S. 14, 29 fg., 47 fg.) — S. 65, Z. 10 v. u.: Verglichen mit afrz.

doie, sp. *dedo,* kann wohl doch pr *det* dem von Crescini angenommenen vlat. *dĭtum entsprechen. — S. 68, Z. 11: *Doussa* entspricht vielmehr einem vlat. *dulcia (danach ist auch *dulcium > *dols* S. 101, Z. 6 v. u. anzusetzen); vgl. Nyrop, Gramm. II, § 384, 3⁰, Rem. — S. 71, Z. 11 v. u.: Ich frage mich, ob der Verf. mit Recht **fordzə* (mit tönendem *dz*) als Durchgangsstufe für forficem > *forsa* angegeben hat; ich würde lieber **fortsə* annehmen. Man vergleiche nur neuprov. (lang.) *forces* mit z. B. *quatorge*, *quatorze* (< quattuordecim) und beachte die entsprechenden Verhältnisse im Frz., um zu der Überzeugung zu gelangen, dass aus der Konsonantenverbindung *dz* kein tonl. *s* vor Vokal enstanden ist. Dasselbe gilt *pansa* (< panticem, S. 73, Z. 11 v. u.), verglichen mit *onze* (< undecim). — S. 80, Z. 2 v. u.: Wie hätten die Substantiva auf *-aire* (< -ator) auf die Bildung der unregelmässigen Formen *contraire* (< contrarium), *Daire* (< *Dárium), *vaire* (< varium) einwirken können? Es geht doch wahrlich nicht an, eine solche lautliche Analogie (ohne die geringste Bedeutungsgemeinschaft) anzunehmen *Contraire* und *Daire* sind natürlich halbgelehrte Ausdrücke; aus dem Frz. kennt man ja dieselben Wörter. Was *vaire* betrifft, neben dem man die regelmässige Form *vair* hat, weiss ich nicht recht, wie dasselbe zu erklären ist: es könnte allerdings auch ein späterer halbgelehrter Eindringling sein. Ebenso unmotiviert ist es auch, in Betreff der Wörter *martire* (< martyrium), *sospire* (< suspirium), *lire* (< lilium) analogische Einwirkung von Seiten der Substantiva auf *-ire* (< -iter) anzunehmen (s. S. 81, Z. 4). *Martire* ist ja sicher gelehrten Ursprungs (vgl. afrz. *martirie, martire*). — S. 88, Z 12: Die Form *ueis* (< ostium), die ich nur aus dem einzigen Belege bei Raynouard (Lex. rom. V, 455) kenne, ist verdächtig. Die gewöhnliche prov. Form ist *uis (huis, us),* die auf vlat. *ūstium, das auch von den übrigen romanischen Sprachen gefordert wird, zurückgeht. Vgl. Meyer-Lübke, Zs. f. rom. Phil. XXV, 355 fg. — S. 88, Z. 10—11 und 7 v. u.: Der Verf. hätte vielleicht mit einigen Worten die Formen *pantai* (< *pantasium) und *bai* (< basium, basiet) erklären können. Das *-s* ist m. E. in Folge analogischer Einflüsse verschwunden. Ich nehme an, dass das Schluss-*s* einst als Nominativendung aufgefasst wurde und so neue Obliquaformen ohne dasselbe geschaffen wurden, und dass dann zu *bai* das neue Verbum *baiar* (vgl Flamenca, ed. P. Meyer [1901], *baia [baisa]: -aia* 2597, 3203. 4072, 5935) gebildet wurde. — S 88, Z. 1 v. u.: Lat. anxium hat kaum prov. *ais* geben können (wegen des Schwundes des nasalen Konsonanten). Eine befriedigende Etymologie der prov. Wörter *ais, aissa, aissos* ist m. W. noch nicht gegeben

worden. — S. 92, Z 15: Prov. *teun* (< t e n u e m) soll zeigen, dass bei Nomina Kons. + Hiatus-*u* sich anders entwickelt hat als bei den Perfektformen auf *-ui.* Ich bezweifle eine solche Differenzierung nach Wortklassen. Vielleicht ist *teun* ein gelehrtes Wort (vgl. Grandgent, An Outline etc., § 72 Nw; s. dagegen Thomas, Rom. XXXIV, 333, der nicht gesehen hat, dass *-pu-* + Vokal eine besondere Entwicklung durchgemacht). — S. 103, Z. 2 v. u.: Formen wie *niu* (< n i d u m), welche den Schwund eines intervok. *d* zeigen, sind katalanischen Ursprungs (vgl. Grandgent, a. a. O., § 65, D, 2). Deshalb geht die normale Form *vau* (1. Sg. Pr. Ind. von *anar*) auf *v a o zurück, welches auch von den übrigen romanischen Sprachen postuliert wird. Mit J. Huber (Zs. f. rom. Phil. XXXI, 374) billige ich nicht, was Wendel über Kurzformen zu f a g u m etc. sagt; es handelt sich um noch näher zu untersuchende dialektale Unterschiede (vgl. Grandgent, a. a. O., § 65, G, (3), 1). — S. 110, Z. 14: Soll »afr. *noz, nos*» heissen.

Bemerkte Druckfehler: S. 14, Z. 8 v. u.: *lumbulum;* S. 16, Z. 2 v. u.: Rom. 33 S. 261; S. 30, Z. 20: *fraire;* S. 48, Z. 5 v. u.: *iŭvenem.* *A. Wallensköld.*

Joseph Vianey, *Les sources de Leconte de Lisle* (= Travaux et mémoires de Montpellier. Série littéraire. I). Montpellier, Coulet et fils, 1907. 1 v. in-8:o. VI+399 p.

Voici un livre longtemps désiré par tous ceux qui s'intéressent au grand Parnassien. Avec le travail, d'allure surtout biographique, des frères M.-A. Leblond, il formera la base des études ultérieures sur Leconte de Lisle.

L'étude de M. Vianey est faite avec le plus grand soin; elle embrasse tous les poèmes de Leconte de Lisle, sauf les œuvres chrétiennes de la première période (*la Passion, Marie-Madeleine*). L'auteur se défend avec modestie «d'avoir l'ambition de dire le dernier mot sur Leconte de Lisle»; mais je crois que sur les points traités par lui, ses indications résisteront à la critique dans presque tous les cas. C'est dire que l'ouvrage doit entrer dans la bibliothèque de quiconque étudie d'un peu près la poésie contemporaine.

Le travail de dépouillement fait par M. Vianey révèle un fait peut-être un peu inattendu. Les sources du poète, malgré la variété infinie de son œuvre, ne sont en somme pas très nombreuses. Les poèmes hindous proviennent des traductions du *Rig-Veda* par Langlois (1848), du *Bhagavata Purana* par Burnouf

(1840), du *Ramayana* par Fauche (1854), et d'un recueil de poésies populaires hindoues par Lamairesse (1867). — L'Inde postérieure, celle d'Aureng-Zeib, est tirée d'un appendice à l'*Histoire générale de l'Inde ancienne et moderne,* de de Marlès (1828). — La masse assez imposante des poèmes scandinaves sort des *Chants populaires du Nord* de X. Marmier (1842). — Le livre de Léouzon Le Duc: *La Finlande* (1845) a inspiré les poèmes finnois; et ainsi de suite. Exception doit être faite, d'abord bien entendu pour les poèmes tirés de l'antiquité classique, et aussi pour les poèmes celtiques: Leconte de Lisle, peut-être à cause de ses origines bretonnes, semble avoir suivi avec un certain intérêt les publications relatives aux anciennes traditions celtiques.

Parmi les trouvailles du livre, je citerai, parce qu'elle intéresse les lecteurs finlandais, l'étude sur les sources du *Runoïa.* L'imitation du *Kalevala* était évidente; mais la fin du poème s'écarte de l'épopée finnoise. M. Vianey montre qu'elle est inspirée du *Glaive runique* de Nicander, que Leconte de Lisle trouvait en appendice chez Léouzon Le Duc.

Je ne veux pas m'étendre sur l'analyse de l'ouvrage, espérant que ce que j'en ai dit éveillera l'intérêt pour ce beau travail.

La thèse de M. Zilliacus, dont j'ai fait ici même le compterendu, abordait aussi la question des sources, pour les poèmes grecs et latins. M. Vianey ne paraît avoir connu ni l'un ni l'autre. Sur certains points il a vu mieux que nous; ailleurs M. Z. a certainement raison. — C'est ainsi que le poème d'*Hélène* est sûrement tiré du petit poème de Kolouthos, *L'Enlèvement d'Hélène;* M. Z. ne l'a pas vu, et mes conjectures tombent: les pièces de Banville sont elles aussi inspirées de Kolouthos. — Par contre M. Vianey croit à tort que la mise en scène de *Khirôn,* la visite d'Orphée au centaure, est *imaginée* et tirée du prologue de la *Chute d'un Ange* (p. 358, p. 367, note). Il a oublié l'épopée orphique des Argonautes, signalée par M. Zilliacus.

Bien que son travail porte avant tout sur les sources et leur emploi, M. Vianey nous donne quelquefois des interprétations, soit de ces sources, soit des poèmes de Leconte de Lisle. C'était souvent inutile; et les déclarations catégoriques qui font des légendes ou mythes des symboles naturalistes sont des plus discutables. Elles pourraient être supprimées sans que l'ouvrage y perdît rien; il y gagnerait même à mes yeux.

J. Poirot.

Dr. Ottmar Rutz, *Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme.* München, Beck, 1908. 1 Bd. gr. 8:o. VIII+158 S.

Ein Buch, das zuerst befremdend, nachher aber anregend wirkt. Es enthält das Resultat langjähriger Untersuchungen des verstorbenen Sängers Joseph Rutz († 1895), nachher von seiner Wittwe und seinem Sohn fortgesetzt. — Obwohl die Arbeit in erster Linie die Bildung der Singstimme berücksichtigt, so enthält sie manches, was für Philologen und Phonetiker beachtenswert ist.

Der Kern der Lehre besteht darin, dass Rutz festgestellt hat, dass die stilgemässe Wiedergabe von verschiedenen Musikwerken (bzw. Dichtungen) verschiedene Stimmqualitäten erfordert, und dass diese Stimmqualitäten nur durch bestimmte Körperhaltungen überhaupt zu erreichen sind. Die Stimmqualitäten und Körperhaltungen sind als Ausdrucksbewegungen der jeweiligen Stimmung des vorzutragenden Stückes anzusehen, und als solche von dieser Stimmung unzertrennlich. Jeder Versuch, ein bestimmtes Stück mit anderer Körperhaltung wiederzugeben, führt zu einem nicht befriedigenden Resultat: der Vortrag ist nicht stilgemäss, und der Stimmapparat wird misshandelt. Die psychologische Begründung macht keine Schwierigkeit bei dem jetzigen Zustande der Theorie von den Gemütsaffekten.

Ganz neu dürfte die Beobachtung sein, dass die allgemeine Rumpfhaltung und speziell die Bauchmuskulatur und die Taille von entscheidender Wirkung auf die Stimmqualität ist. Nach Rutz gäbe es drei grundverschiedene Typen, die sozusagen »Artikulationsbasen» sind, und weitermodifiziert werden können. Jeder Dichter oder Komponist hat einen bestimmten Grundtypus. Mozart, Beethoven, Wagner unter den Komponisten, Goethe, Schiller, Heine unter den Dichtern können als Beispiele von den 3 Typen dienen.

In die Einzelheiten einzugehen, verbietet sowohl der Raum als der Charakter dieser Publikation. Der Inhalt liesse sich übrigens schwer zusammenfassen, um so mehr, als das Buch eher eine Anleitung zu Selbstversuchen als eine rein doktrinäre Darstellung sein will.

Ich möchte jedoch hervorheben, dass Rutz seine Beobachtungen als Kriterium zur Beurteilung von Urheberschaftsfragen benutzte. So wies er nach, dass das bekannte Lied »Willst du dein Herz mir geben» nicht von J. S. Bach, sondern von Giovannini herstammt, wie es Frau Bach mitteilt. — Diese Resultate sind um so merkwürdiger, als sie mit den Forschungsmethoden Sievers' auf dem Gebiet der Dichtung übereinstimmen.

Was die Beurteilung der Arbeit betrifft, so kann ich über die gesangtechnische Seite keine selbständige Meinung ausdrücken. Nur so viel ist mir bekannt, dass ein bekannter Sänger dafür sehr interessiert war; ebenso weiss ich, dass Amateure, die die Lehre

probierten, sich von ihrer Richtigkeit überzeugt haben. Und bezüglich der sprachlichen Seite sind meine bisherigen Erfahrungen ganz zu Gunsten dieser Theorie ausgefallen. — Bei dem Meinungsaustausch, der meinem Referat im Neuphilologischen Verein folgte, erwies es sich, dass Rutz zu Beobachtungen gekommen war, die mit gewissen Resultaten der Forschungen Pippings übereinstimmen. Rutz merkte, dass es im Stimmregister eine kritische Stelle giebt, wo der Ton seine Klangfarbe ändert (O. Rutz, S. 22); die von ihm angegebene Note ist dieselbe, wo Pipping eine Registeränderung beobachtete, und welche nach Ausführungen dieses Forschers dem Resonanzton des Brustkastens entspräche. — Das Buch sei allen denjenigen zur Lektüre und Kontrolle wärmstens empfohlen, die sich für den kunstgemässen Vortrag von Dichtungen und Gesängen interessieren. Zu einer Zeit, wo einseitige, oft falsche, Geschmacksrichtungen eine drohende Gefahr bilden, kann die Lehre von Rutz schon dadurch heilsam wirken, dass sie den Geist für das innere Leben der Werke öffnet.

J. Poirot.

Kr. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française.* Tome troisième. Copenhague, Gyldendalske Boghandel, 1908. VIII + 459 p gr. in-8:o. Prix 10 fr.

Le savant danois, dont tout le monde admire l'activité infatigable, vient de publier le troisième tome de son excellente *Grammaire historique de la langue française*[1], traitant de la «formation des mots». Nous possédons déjà de bonnes monographies se rapportant aux diverses parties du domaine linguistique en question — je pense avant tout aux études magistrales d'Arsène Darmesteter sur les «mots composés» et les «mots nouveaux» —, mais M. Nyrop a réussi à nous donner ici une étude d'ensemble qui, tout en se fondant sur des recherches antérieures, faites par d'autres, contient beaucoup de remarques personnelles du plus haut intérêt. L'impression totale qui se dégage de cette œuvre, c'est une sensation agréable de sécurité: on sent et on sait qu'on est conduit, à travers cette fourmilière de formes vivantes et caduques, par un guide expérimenté, doué d'un savoir étonnamment étendu et d'un bon sens parfait. Je veux spécialement appuyer sur cette dernière qualité: on peut être un érudit de premier ordre, mais manquer en même

[1] Pour les tomes précédents, voy. *Neuph. Mitt.* 1899, no. 15/11—15/12, p. 10 (2:e éd. du t. I:er: 1904, p. 117); 1903, p. 145.

temps de bon sens, de la faculté de discerner ce qui est admissible, sinon tout à fait certain, de ce qui est tout hypothétique. M. Nyrop possède, à mon avis, au plus haut degré ce bon sens linguistique, si indispensable à l'auteur d'un livre destiné à l'enseignement universitaire. Il évite, de parti pris, les hypothèses hardies et se contente souvent de déclarer que l'explication de tel et tel fait est incertaine (voy. p. ex., sur *-ier* < -arium, § 248 et Add.). Cette retenue est certainement commandée par le caractère de l'ouvrage, mais on ne laisse pas de regretter que l'auteur ne tâche pas plus souvent de contribuer à la solution des problèmes linguistiques particulièrement épineux.

L'ensemble de l'ouvrage de M. Nyrop produit donc une impression extrêmement favorable; aussi ne saurais-je avoir que des bagatelles à critiquer.

P. 17, l. 3 d'en bas: M. Nyrop emploie le terme «finlandais» en parlant de la langue «finnoise». Nous employons «finlandais» pour ce qui concerne la Finlande tout entière, comprenant aussi bien la nationalité de langue suédoise que celle de langue finnoise. — P. 83, l. 13 d'en bas: *ons pechables,* lisez: *uns pechables.* — P. 137, l. 11: *daneische,* lisez: *danesche.* — P. 161 (§ 340, 1°): J'ajoute que, par analogie, la forme *granite* (m.) s'est introduite dans la terminologie géologique. — P. 269, l. 4 d'en bas: *aide-de-camp,* lisez: *aide de camp* (cf. p. 261, l. 4 d'en bas). — P. 274, l. 15 d'en bas: *look-out.* Il s'agit probablement du mot *lock-out, look-out* n'étant pas employé en français, que je sache. — P. 282, l. 8: Je préfère avec Körting, *Lat.-rom. Wb.*[3], n:os 2958 et 9370, faire venir *tandis* de tantos dies; cf. les exemples de Godefroy s. v. *tandis.* De même il y a, selon mon avis, dies dans *quandis* (quantos dies) et *jadis* (jam [habet] dies), p. 286, s. v. Diu. — P. 283, l. 5 d'en bas: *soventez foiz,* lisez: *soventes foiz.* — P. 286, l. 8: Inutile d'avoir mentionné, surtout en premier lieu, la variante graphique *aisné,* possible seulement après l'amuïssement de l'*s* dans *ainsné.* — P. 287: Post. Je regarde *postius comme une étymologie absolument assurée. De même *antius > *ainz* (avec la diphtongaison inexpliquée!). L'idée de comparatif, adhérente aux mots post et ante, a amené les comparatifs *postius et *antius. L'explication que donne M. Nyrop p. 402 (add. au § 592) est inutilement compliquée. — P. 288, l. 9: *Voir* vient plutôt de verum, employé adverbialement. — P. 290, l. 8 d'en bas: M. Nyrop admet encore apud hoc > *avec* (cf. p. 301). Il me semble que l'étymologie ab-hoc (voy. E. Richter, Ab *im Romanischen,* p. 103 ss.) n'est plus à rejeter. — P. 302, l. 6: *ens,* lisez: *enz.* — P. 302, l. 14 d'en bas: Ajoutez: *jusque-là.* — P. 307, l. 15: Le développement des

autres langues romanes montre que la conjonction *que* ne peut venir ni de quod ni de quam. Avec M. G. Rydberg (*Zur Gesch. des frz.* ə, II, 2, p. 357 ss.), je crois que le français *que* vient de quia, devenu qui en position antévocalique. — P. 337, l. 17: *fau,* lisez plutôt *fou* (d'où *fouet*); *fau* doit être considéré comme dialectal.

Il faut espérer que les tomes restants de la *Grammaire historique,* traitant de la sémantique et de la syntaxe, ne se laisseront pas trop attendre.

A. Wallensköld.

H. Schmidt und **Jean Tissèdre,** *Französische Unterrichtssprache.* Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 64 S. 8:o. Preis: Rmk. 1: —.

Die Verfasser sagen im Vorwort: »Nach den preussischen Lehrplänen von 1901 sollen die an die Lektüre angeschlossenen Sprechübungen durch solche ergänzt werden, die den regelmässigen Vorgängen und Verhältnissen des täglichen Lebens gelten, damit neben der literarischen Sprache der Schriftsteller die Phraseologie der Umgangssprache zu ihrem Recht kommt. Zu der Sprache des täglichen Lebens gehört aber für Lehrer und Schüler auch die Unterrichtssprache, und gerade diese ist wegen der leichten und ungezwungenen Form ihrer Wendungen vortrefflich geeignet, von Anfang an das Ohr des Lernenden an ein schnelles Erfassen der fremden Laute zu gewöhnen und seinem Gedächtnis mühelos eine reiche Fälle idiomatischer Ausdrücke einzuprägen, die in den gewöhnlichen Lehrbüchern nur zu einem geringen Teile enthalten sind. Eine Auswahl solcher Wendungen bietet die vorliegende Schrift, die einem mehr als zehnjärigen, ebenso freundschaftlichen wie regen Briefwechsel der Verfasser ihre Entstehung verdankt.»

Die gute Idee der Verfasser ist in sehr glücklicher Weise realisiert worden. Die Sprechübungen sind ungezwungen und allseitig. Das Anführen synonymer Ausdrücke ist besonders zu loben. Somit kann das Büchlein den Lehrern und Lehrerinnen der französischen Sprache aufs Beste empfohlen werden.

Da der eine der Verfasser ein Franzose ist, wirkt es überraschend, dass einige Sprachfehler mit untergelaufen sind. Rez. hat folgende bemerkt: S. 16, Z. 2 v. u.: Quel est le sens *littéraire,* statt *littéral.* (Wie ist es mit dem *Pas littéraire* S. 35, Z. 6 v. u.?) — S. 33, Z. 1 v. u.: *signifie* ist falsch abgeteilt worden, da *gn* immer zur folgenden Zeile übergeführt werden müssen. — S. 57, Z. 4:

La semaine dernière il n'y a pas eu *français,* statt *de français.* — S. 58, Z. 10: J'ai *mal* de tête, statt *un mal.* — S. 59, Z. 15: Es fehlt das Komma nach *Directeur* in dem Satze: les dispenses sont accordées par le Directeur qui exige un certificat délivré par un médecin.

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26. September 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der erste Vorsitzende Prof. A. Wallensköld und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende Prof. *Wallensköld* begrüsste die Anwesenden mit folgender Ansprache:

»Meine Damen und Herren!

Indem wir jetzt ein neues Wirksamkeitsjahr des Vereins beginnen, sei es mir gestattet, einen kurzen Rückblick auf das akademische Jahr 1907—1908 zu werfen. Das Leben des Vereins ist während dieser Zeit ruhig verflossen mit regelmässigen Sitzungen etwa jede dritte Woche, wobei Fragen neuphilologischer sowie sprachpädagogischer Natur behandelt worden sind. Es muss nur bedauert werden, dass die jüngeren Mitglieder des Vereins unseren Bestrebungen ziemlich wenig Interesse gezeigt haben. Gegen Ende des letzten Semesters ergriff der Verein die Initiative zu einer allgemeinen Zusammenkunft von Lehrern und Lehrerinnen der modernen Sprachen, bei welcher schwebende sprachpädagogische Fragen erörtert werden sollten. Da auf das Zirkular, das ausgesandt wurde, um die Stimmung der Sprachpädagogen einer solchen Zusammenkunft gegenüber zu erfahren, eine grosse Anzahl Antworten eingegangen sind, haben wir Ursache zu hoffen, dass die Neuphilologenversammlung, die Anfang Januar 1909 stattfinden wird, auf lebhaften Anschluss rechnen kann.

Die neuphilologischen Studien ausserhalb unseres Vereins, nämlich an der Universität, haben als Gewinn zu verzeichnen: die

Anstellung eines neuen Dozenten der romanischen Philologie seit diesem Semester, sowie die neulich durchgeführte Teilung der Professur der germanischen und romanischen Philologie in zwei unabhängige Lehrstühle.

In der Hoffnung, dass unser Verein auch während des jetzt begonnenen akademischen Jahres seine Stellung als Förderer der neuphilologischen Studien und der sprachpädagogischen Methodik in unserem Lande wirksam behaupten wird, habe ich die Ehre die Sitzung zu eröffnen.»

§ 2.

Die Vorstandswahl für das akademische Jahr 1908—1909 ergab folgendes Resultat: Als erster Vorsitzender wurde Prof. *A. Wallensköld* wiedergewählt. Anstatt Prof. *U. Lindelöf,* der sich im Auslande aufhalten wird, und Mag. phil. *H. Petersen,* der wegen Zeitmangels die Funktionen des Sekretärs nicht mehr annehmen konnte, wurden als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer und Kassenverwalter Dr *A. Långfors* gewählt. Als Revisoren wurden gewählt: Fräulein Dr *Jenny af Forselles* und Mag. phil. *M. Wasenius.*

§ 3.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 4.

Der Sekretär Dr *Långfors* verlas folgenden Jahresbericht für das akademische Jahr 1907—8:

»Wie die vorhergehenden ist das einundzwanzigste Tätigkeitsjahr des Neuphilologischen Vereins ruhig und ohne Störungen verflossen. — »Die Neuphilologischen Mitteilungen» erschienen auch während 1907 in 8 Nummern, und von dem Jahrgange 1908 sind schon 2 Doppelhefte gedruckt worden. Als Redakteur fungierte Professor Axel Wallensköld. Die Zahl der Abonnenten für das Kalenderjahr 1908 beträgt, ausser den Mitgliedern, 81 Personen und die der Freiexemplare 81, von denen 67 ins Ausland geschickt worden sind. Als einen Beitrag zu den Druckkosten der Zeitschrift hat die Universität, ebenso wie in den drei letzten Jahren, eine Summe von 500 Fmk. angewiesen.

In der Zusammensetzung des Vorstandes war eine Veränderung eingetreten, indem Professor Uno Lindelöf statt des bisheri-

gen zweiten Vorsitzenden, Dr. Hugo Suolahti, der sich während des ganzen Jahres im Auslande aufgehalten hat, zum Vize-Präsidenten gewählt wurde. Als erster Vorsitzender fungierte wie früher Professor Axel Wallensköld und als Schriftführer und Kassenverwalter Mag. phil. Holger Petersen. — Die Anzahl der ordentlichen Mitglieder betrug 120, von denen 16 Neueingetretene. — 9 Sitzungen wurden abgehalten, 4 im Herbstsemester und 5 im Frühjahrssemester, mit im Ganzen gleichartigem Programme wie in den vorigen Jahren. Das Jahresfest wurde am 14. März gefeiert.

Helsingfors den 26. September 1908.

Holger Petersen
Schriftführer des Neuphilologischen Vereins 1907—1908.»

§ 5.

Prof. *W. Söderhjelm* teilte mit, dass einige einheimische Neuphilologen den von Frau Elsa v. Blanckensee in Marburg angeordneten Kursen in deutscher Phonetik und Diktion beigewohnt hätten und Frau v. B. als eine vorzügliche Lehrerin und Vortragskünstlerin bezeichneten. Prof. S. hielt es für wünschenswert, dass Frau v. B. für einen solchen kürzeren Kursus in Helsingfors engagiert werden könnte. Nach einer Diskussion, an welcher die Prof. *Wallensköld* und *Söderhjelm,* Dr *Suolahti,* Lektor *Poirot* und Mag. *Wasenius* teilnamen, wurde es einem Komitee, als dessen Mitglieder Fräulein *Långström,* Dr *Suolahti* und Mag. *Wasenius* gewählt wurden, überlassen, wegen der Bewerkstelligung dieses Planes mit Frau v. B. in Verbindung zu treten.

§ 6.

Folgende neue Bücher wurden von Prof. *Wallensköld* kurz angezeigt: Kron, Guide épistolaire (Freiburg, J. Bielefelds Verlag, 1908) und ähnliche Anleitungen für italienische und spanische Korrespondenz.

§ 7.

Folgender Bericht des Komitees der im nächsten Januar zu haltenden Neuphilologenversammlung wurde von Prof. *Wallensköld* verlesen:

»An den Neuphilologischen Verein.

Dem Beschluss des Neuphilologischen Vereins von 25. April d. J. gemäss, beehrt sich das Komitee der Neuphilologenversamm-

lung, dem Verein die Ergebnisse seiner vorbereitenden Massregeln zur Anordnung derselben vorzulegen.

Die Enquête, welche unter den modernsprachlichen Lehrern und Lehrerinnen in der Provinz letzten Frühling veranstaltet wurde, brachte unter anderen Wünschen hinsichtlich der Neuphilologenversammlung auch Vorschläge zu einer Menge Diskussionsfragen. Das Resultat der Enquête wurde schon in der genannten Sitzung von dem Herrn Vorsitzenden mitgeteilt, weshalb eine Wiederholung dieser Details hier überflüssig sein dürfte.

Das Komitee trat nachher dreimal zusammen. In Anbetracht dessen, dass so wenige von den Helsingforser Pädagogen der obenerwähnten Sitzung beiwohnten, richtete das Komitee an die Lehrer und Lehrerinnen in Helsingfors dasselbe Zirkularschreiben, wie früher an die Lehrer der Provinz. Drei neue Diskussionsfragen wurden von jenen eingereicht. Unter sämtlichen Diskussionsfragen erscheinen folgende dem Komitee für geeignet, der Neuphilologenversammlung zur Diskussion vorgelegt zu werden:

1) Das Studium der allgemeinen Grammatik beim Unterricht der Muttersprache und der Fremdsprache an den Reallehranstalten. (Ref. Dr. Hagfors; die Frage wird unter Teilnahme von Lehrern der einheimischen Sprachen behandelt, die auch einen Referenten ausersehen)

2) Die Wahl der Lektüre für die höheren Klassen. (Ref. Lektor Nyström.)

3) Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts bei uns. (Ref. Dr. Uschakoff.)

4) Das Ziel des neusprachlichen Unterrichts bei uns. (Ref. Dr. Hortling.)

5) Die Behandlung der Texte auf den höheren (und mittleren) Stadien. (Ref. Magister Berglund.)

Ausser den oben erwähnten Fragen war die Absicht, noch folgende Diskussionsfragen aufzunehmen, für die aber einstweilen keine Referenten zu finden waren:

6) Die Algesche Methode beim Elementarunterricht der modernen Sprachen und damit zusammenhängende Fragen.

7) Die theoretische und praktische Ausbildung der Lehrer der modernen Sprachen.

8) Die schriftlichen Arbeiten und Übersetzungen (einschliesslich des Studentenexamens).

9) Die Anwendung der fremden Sprache beim Unterricht (der Grammatik).

10) Die Anschaffung modernsprachlicher Litteratur für die Schulbibliotheken.

11) In welcher Ausdehnung ist die Memorierung der Texte wünschenswert?

Die Sitzungen finden am Montag, Dienstag und Mittwoch den 11., 12. und 13. Januar 1909 statt und zwar nach folgendem Programm:

9—11	U. vorm.	Diskussion (über eine zu referierende Frage).
11—12	» »	Frühstückspause.
12—1	» nachm.	Wissenschaftlicher Vortrag.
1—3	» »	Diskussion (wie oben).
3—5	» »	Mittagspause.
5—6	» »	Wissenschaftlicher Vortrag.
6—8	» »	Diskussion (wie oben).

Die Vorträge werden von Universitätslehrern der modernen Sprachen gehalten.

Helsingfors den 25. September 1908.

Im Auftrage des Komitees:

A. Wallensköld.

Ivar Hortling.»

Nach einer kürzeren Diskussion, an welcher Dr *Hagfors*, Prof. *Söderhjelm* und Lektor *Poirot* teilnamen, wurde der Vorschlag des Komitees angenommen.

§ 8.

Professor *Söderhjelm* hielt, aus Anlass der neuerschienenen Arbeit von Helene Jacobius, »Die Erziehung des Edelfräuleins im alten Frankreich, nach Dichtungen des XII., XIII. und XIV. Jahrhunderts», einen Vortrag über Frauenerziehung im Mittelalter.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 17. Oktober 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Professor W. Söderhjelm, der Vorstand und 11 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Die infolge des Wechsels des Kassenverwalters zur Revision der Kasse ausersehenen Revisoren erstatteten folgenden Bericht:

»Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung des Neuphil. Vereins, bei welcher wir einen Kassenbestand von Fmk 1,702: 47 vorgefunden, haben wir konstatirt, dass die Verwaltung und die Rechnungen auf eine durchaus befriedigende Weise geführt worden sind, und schlagen deshalb vor, dem zurücktretenden Kassenverwalter, Magister H. Petersen, Decharge zu erteilen.

Helsingfors den 17. Oktober 1908.

Jenny af Forselles. *Matias Wasenius.*»

Dem vorigen Kassenverwalter Mag. *H. Petersen* wurde Decharge erteilt.

§ 3.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden aufgenommen: Stud. Fräulein *Ester Carpén,* Stud. Fräulein *Aino Cavén* und Fräulein *Berta Solitander.*

§ 4.

Der Verein beschloss den fünften Band der »Mémoires» in der nächsten Zukunft herauszugeben und übertrug dem Vorstande die Ausgabe zu besorgen.

§ 5.

Nach der neuerschienenen Arbeit von O. Rutz, »Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme», referierte Lektor *J.*

Poirot die Theorien dieses Verfassers über die Einwirkung der Haltung auf die Klangfarbe der menschlichen Stimme [1]. An der Diskussion nahmen die Professoren *H. Pipping, W. Söderhjelm* und *A. Wallensköld* sowie Mag. phil. *M. Wasenius* teil.

§ 6.

Prof. *W. Söderhjelm* besprach kurz: »Causeries parisiennes, recueil de dialogues à l'usage des étrangers» von A. Peschier (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg, 1908).

In fidem:
A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 7. November 1908, bei welcher Sitzung der Vorstand und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Universitätslektor *Jean Schlegel* aufgenommen.

§ 3.

Professor *A. Wallensköld* besprach den neuerschienenen dritten Band (»Formation des mots») von Kr. Nyrops »Grammaire historique de la langue française.» [2]

§ 4.

Dr *H. Suolahti* referierte eine Sammlung kulturgeschtlicher Vorträge und Aufsätze von Fr. Kluge, die unter dem Titel »Bunte Blätter» erschienen sind (Freiburg i. B., 1908).

In fidem:
A. Långfors.

---

[1] Vgl. oben S. 190.
[2] Vgl. oben S. 192.

Verzeichnis der Mitglieder des Neuphilologischen Vereins am Ende des Jahres 1908.

Ehrenmitglieder:

Donner, Otto, Senator.
Estlander, C. G., Staatsrat.
Freudenthal, A. O., Professor.
Gustafsson, F., Professor.

Ehrenpräsident:

Söderhjelm, W., Professor.

Präsident:

Wallensköld, A., Professor.

Vizepräsident:

Suolahti, V. H., Dozent.

Schriftführer:

Långfors, A., Dozent.

Mitglieder:

Almark, J. M., Mag. phil.
Andersin, Hanna, Lehrerin.
Antman, Helmi, Mag. phil.
Appelberg, Signe, Student.
Arppe, Selma, Mag. phil.
Björnberg, J. A., Student.
Blomstedt, William, Mag. phil.
Blåfield, Hanna, Lehrerin.
Bohnhof, Anna, Lehrerin.
Brofeldt, F., Student.
Brotherus, Vera, Frau.
Brusén, Sigrid, Cand. phil.
Burmeister, Sigrid, Cand. phil.
Carpén, Ester, Student.
Cavén, Aino, Student.
Cronvall, U., Student.
Edelfelt, Annie, Lehrerin.
Edelfelt, Bertha, Lehrerin.
Eichinger, Lydia, Lehrerin.
Eklund, Edit, Student.
Ellinen, Mathilda, Lehrerin.
Engblom, Gerda, Student.
Engström, Hedvig, Mag. phil.
Estlander, Hedvig, Lehrerin
Fogde, Ulrika, Cand. phil.
af Forselles, Jenny, Dr. phil.
Forsman, Aino, Student.
Forss, Bruno, Student.
Frenckell, Alice, Lehrerin.
Freudenthal, Edla, Frau, Lehrerin.
Friman, Siiri, Lehrerin.
Frosterus, Emmy, Frau.
Furuhjelm, Åke, Mag. phil.
Godenhjelm, B. F., Professor.
Grönmark, Signe, Student.
Grönstrand, Helmi, Cand. phil.
Gustafson, Evi, Student.
Göhle, Aina, Cand. phil.
Hackman, O., Dr. phil.
Hagfors, E., Dr. phil., Oberlehrer.
Hahl, Julia, Cand. phil.
Heinonen, Tyyni, Student.
von Hertzen, Ellen, Student.
Hildén, B. E., Cand. phil.
Homén, O., Mag. phil.
Hortling, I., Lic. phil.
Ilmoni, Synnöve, Mag. phil.
Jakobsson, M., Mag. phil.
Jewstratoff, E., Mag. phil.
Järnström, E., Mag. phil.
Kaestlin Burjam, Aduli, Frau, Mag. phil.
Karsten, T. E., Dozent.
Katara, P., Mag. phil.
Kivilinna, O., Cand. phil.
Kolström, Helmi, Lehrerin.
Koskimies, Arno, Student.
von Kræmer, Agnes, Frau.
von Kræmer, Alexis, Dr. phil.
Krook, Anna, Lehrerin
Kullhem, Estrid, Mag. phil.
Kullhem, Hanna, Lehrerin.
Lagerstam, Wilhelmina, Frau.
Langenskjöld, Agnes, Student.
Lindelöf, Ester, Student.
Lindelöf, Uno, Professor.
Lindfors, Augusta, Lehrerin.
Lindgren, Gerda, Frau, Mag. phil.
Lindström, F. J., Mag. phil.
Lindström, Ida, Lehrerin.
Lunelund, Dagny, Frau.
Långström, Selma, Lehrerin.
Malmberg, Aino, Frau.
Mandelstam, J., Staatsrat.
Mittermaier, M., Lehramtskandidat
Müller, Ewald, Student.

Munthe, Aurora, Student.
von Nandelstadh, Berta, Lehrerin.
Nyman, K. A., Student.
Petersen, Holger, Mag. phil.
Pipping, Aline, Lehrerin.
Pipping, Anna, Frau.
Pipping, Hugo, Professor.
Poirot, Hjördis, Frau.
Poirot, Jean, Universitätslehrer.
de Pont, Fanny, Frau.
Procopé, Hjalmar, Student.
Reims, Verner, Mag. phil.
Reuter, J. N., Professor.
Rosendahl, Axel, Dr. phil., Lektor.
Runeberg, Hj. J., Dr. phil.
Råbergh, Tony, Frau.
Salonen, E., Frau.
Schlegel, Anna, Lehrerin.
Schlegel, Jean, Universitätslektor.
Schmidt, G., Dr. phil., Universitätslektor.
von Schoultz, Jenny, Cand. phil.
Segerstråle, Anna, Lehrerin.
Sjöros, Bruno, Dr. phil.
Solitander, Berta, Fräulein.
Standertskjöld, Mercedes, Student.
Stoltzenberg, Maisi, Mag. phil.
Sumelius, Rafael, Bankbeamter.
Sutinen, P. J., Student.
Tallgren, Oiva Joh., Dr. phil.
Thillot, Aina, Frau.
Tikander, Alvina, Student.
von Troil, Mathilda, Lehrerin.
Tötterman, Nanna, Lehrerin.
Uschakoff, I., Dr. phil., Oberlehrer.
Vasenius, Johan, Student.
Vuoritsalo, Nuutti, Mag. phil.
Wallensköld, Dagmar, Frau.
Warén, Paavo, Mag. phil.
Wasenius, Matias, Mag. phil.
Wiik, K. H., Student.
Wilson, J. D., Universitätslektor.
Zilliacus, Emil, Dr. phil.
Öhquist, Alexander, Lehrer.
Öhquist, Johannes, Universitätslektor.

Eingesandte Litteratur:

Hugo Hagelin, British Institutions. From English Sources for the Use of Schools. Containing one Map, one full-page Illustration in Colour and forty-one in Black and White. Stockholm, A. Bonnier, 1908. IX + 140 p. 8vo.

Nuova Rassegna di Letterature moderne, fondata da A. Tossani nel 1903. Anno VI (1908), N. 4, 7—8. Direzione e Amministrazione: Firenze, 63, Via Ricasoli.

Die Zeitschrift enhält Übersichten über die neueste Litteratur der verschiedenen Länder sowie Proben dieser Litteratur in italienischer Übersetzung. In den uns zugesandten Nummern behandelt Herr *R. Luzi* die litterarischen Verhältnisse in Skandinavien und Finnland.

H. Schmidt und *J. Tissèdre,* Französische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 64 S. 8:o. Preis 1 Mk.

Rolf Seyfang, Quellen und Vorbilder des Epos »Gaufrey». Inaug.-Diss. Tübingen. Borna-Leipzig, 1908. 100 S. 8:o.

Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta, her. von *W. Heraeus* (Sammlung vulgärlateinischer Texte, her. von W. Heraeus und H. Morf, Heft 1). Heidelberg, C. Winter, 1908. V + 52 S. 8:o. Preis Mk. 1: 20.

»Diese neue Sammlung lateinischer Texte will wichtigeres Material für die Kenntnis des Vulgärlateins, zumal zerstreutes und schwer erreichbares, in handlichen und billigen Ausgaben weiteren Kreisen zugänglich machen. Sie will insbesondere als Grundlage für entsprechende Seminarübungen dem Romanisten wie Latinisten dienen, denen der Mangel an geeigneten Ausgaben sich oft empfindlich fühlbar macht, so dass die vulgärlateinische Lektüre im Universitätsstudium nicht den Platz einnimmt, der ihr um ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung willen zukommt. Zum Abdruck kommen Literaturwerke, Inschriften, Grammatikerschriften, Glossarien u. a., teils vollständig, teils in Auszügen, jedoch ohne Kommentar, nötigenfalls mit knappem kritischem Apparat, mit literarhistorischer Einleitung und Literaturangaben.»

Wilhelm Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch. 1. Heft. A-biogenetisch. Leipzig, O. R. Reisland, 1908. 48 S. 8:o. Preis 1 Mark 20 Pfg.

Franz Winterstein, Die Verkehrs-Sprachen der Erde. Zweite vermehrte Auflage. M. Diesterweg, Frankfurt a. Main und Berlin, 1908. 52 S. 8:o. Preis 1 Rmk.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, Jahrg. 1908, Nr. 3.
Bibliographia phonetica, Jahrg. 1908, Nr. 7—10.
Modern Language Notes, Jahrg. 1908, Nr. 7.
Moderna språk, Jahrg. 1908, Nr. 7.
Päivä, Jahrg. 1908, Nr. 41—47.
Virittäjä, Jahrg. 1908, Nr. 6—7.

Mitteilungen.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von G. Huet, Le Moyen Age, 1908, S. 228—9.


Digitized by Google


Digitized by Google













